



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Das traumatisierte Subjekt und seine
Artikulationsmöglichkeiten in Erzählungen des
posttraumatischen Wachstums

verfasst von | submitted by
Sebastian Seipel BSc

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Science (MSc)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 840

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Psychologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
1.1. Diagnosen und deren Wirkungen im Selbst am Beispiel der AD(H)S.....	6
1.2. Die Artikulation des Traumas im Narrativ des posttraumatischen Wachstums.....	8
1.3. Forschungsfragen.....	11
2. Geschichte des Traumas: Von der PTBS zum PTW.....	15
2.1. Die Geschichte des Traumas: Zwischen Anerkennung und Verdrängung.....	15
2.2. Kritische Betrachtung der PTBS.....	25
2.3. Unzerstörbar: Die Idee der Resilienz.....	29
2.4. Die Verwertung des Traumas: Das posttraumatische Wachstum	34
3. Metatheorie.....	41
3.1. Michel Foucault: Diskurs und Diskursanalyse.....	41
3.1.1 Diskurse, Wissen und Macht.....	42
3.1.2 Gouvernementalität, Technologien des Selbst und Geständnistechologie.....	42
3.2. Der Subjektbegriff und seine Schwierigkeiten.....	44
3.2.1 Das 'klassische' Subjekt der Aufklärung	45
3.2.2 Der Tod des Subjekts	45
3.2.3 Das Subjekt als Unterworfenes bzw. Zerfallendes.....	46
3.2.4 Foucault als Poststrukturalist und Konstruktivist.....	47
3.3. Judith Butler: Subjektivierung, Subjektposition und Handlungsmacht.....	50
3.3.1. Subversion, Resignifikation und psychischer Rest.....	52
3.3.2. Subjektivierung zwischen Konstruktion und Konstitution.....	53
3.3.3. Intelligibilität und Artikulation zwischen Diskurs und Eigensinn.....	55
3.4. Diskurstheoretische Kritik und Kontextualisierung der Biographieforschung.....	57
3.4.1. Biographie, Wahrheit und Normalität	58
3.4.2. Die Konstruktion biographischer Narrative im Kontext gesellschaftlicher Narrative....	59
3.4.3. Strukturverhältnisse und soziale Positionierung	60
3.5. Kritisch-reflexive Biographieforschung.....	62
3.5.1. Argumente für das reflektierte Festhalten an der biographischen Methode.....	64
3.5.2. Eigene Verortung, Umsetzung und Resümee.....	65
4. Methoden.....	67
4.1. Methodische Umsetzung.....	67

4.1.1. Bestimmung des Forschungsfelds und der Erhebungsmethode.....	67
4.1.2. Methodische Umsetzung der Forschungsfragen.....	68
4.2. Erhebungsmethode: Das narrativ-biographische Interview.....	71
4.3. Reflexionen bezüglich des Umgangs mit Traumata im Interview.....	73
4.3.1. Retraumatisierung, traumatisches Wiedererleben und Dissoziation.....	74
4.3.2. Ethische Vertretbarkeit.....	75
4.3.3. Erkennen von Dissoziationen und traumatischem Wiedererleben.....	77
4.3.4. Umgang mit Dissoziationen und traumatischem Wiedererleben.....	78
4.4. Weiterer Forschungsprozess: Feldzugang, Erhebung und Aufbereitung.....	79
4.4.1. Feldzugang.....	80
4.4.2. Abriss und Gestaltung der Interviews.....	82
4.4.3. Aufbereitung der Interviews, Transkription und Anonymisierung.....	84
4.5. Das kritisch-reflexive Interview: Auswertungsmethoden.....	85
4.5.1. Grobstrukturelle Analyse.....	86
4.5.2. Feinanalyse.....	87
4.5.3 Multidimensionale Strukturierung der Methoden.....	98
5. Empirie: Dekonstruktion einer narrativen Darstellung posttraumatischen Wachstums....	102
5.1. Kontaktaufbau.....	102
5.2. Interviewsituation.....	103
5.3. Grobstrukturelle Analyse und thematische Feldanalyse.....	105
5.4. Feinanalyse	113
5.4.1. Artikulation des Traumas: Familiengeschichte und soziale Herkunft.....	113
5.4.2. Gescheiterte Artikulation: Pathologisierung, Stigmatisierung, Institutionalisierung..	121
5.4.3. Erfolgreiche Artikulation: Verständnis, Anerkennung und Identifikation.....	137
5.4.4. Der Prozess des 'Herauskämpfens': Krankheit, Milieu und Unterdrückung.....	141
5.4.5. Das gegenwärtige, ermächtigte bzw. 'gewachsene' Selbst.....	151
5.5. Zusammenfassung der Ergebnisse.....	177
6. Schlussbetrachtungen.....	184
Literaturverzeichnis.....	189
Tabellenverzeichnis.....	202
Abstracts.....	203

1. Einleitung

Wie erklärt man das Unvorstellbare und Unerträgliche? Drückt aus, was sich dem Denken und Bewusstsein entzieht? Wie vergegenwärtigt man das, was nicht mehr da ist?

In zeitgenössischen psychologischen Diskursen werden diese Fragen nicht selten im Kontext von sogenannten *traumatischen* Erinnerungen bzw. Erfahrungen diskutiert. Tatsächlich scheint es sich dabei aber auch ganz allgemein um eine der ältesten Fragen jeder 'therapeutischen' Praxis zu handeln und verschiedene Denkrichtungen haben unterschiedliche Möglichkeiten gefunden, mit diesem Problem umzugehen. In den Sinn kommen zum Beispiel Traumdeutung, Hypnose, die Nutzung künstlerischer Medien, Körperarbeit, spezielle Gesprächs- und Erzähltechniken, die Einnahme psychoaktiver Substanzen und diverse spirituelle Praktiken. Bei der Betrachtung jeglicher solcher Praktiken fällt allerdings auf, dass das Problem der Vermittlung und Aufarbeitung von leidvollen und verstörenden Erfahrungen in westlich geprägten Kulturen vornehmlich im Individuum verortet wird. Die Frage nach dem Unerträglichen, sich dem Bewusstsein Entziehenden bzw. dessen Verdrängung wird primär mit Blick auf das *individuelle* Bewusstsein gestellt und nicht mit Blick auf ein *kollektives* Bewusstsein (bzw.: 'Unbewusstsein'). Tatsächlich muss sich das individuelle Bewusstsein natürlich immer innerhalb der Grenzen eines kollektiven Bewusstseins (oder zumindest in dessen Sichtweite) bewegen. Und während die Freiheit des Individuums gefeiert wird und dieses z. B. in Talkshows und Selbsthilfebüchern dazu ermutigt wird, seine persönlichsten inneren Wahrheiten und Geheimnisse einem wohlwollenden Publikum ganz offen preiszugeben, scheint dies doch nur möglich, solange dies der allgemeinen Wahrheit dieses internalisierten Publikums entspricht, während das Unvollständige und Fragmentarische in einer (angeblich) von Rationalität geprägten, 'aufgeklärten' Gesellschaft regelmäßig keinen Platz zu finden scheint.

Eine aktuell beliebte 'Erzählung des Selbst' mit deren Hilfe sich das Individuum über die eigenen traumatischen Frakturen scheinbar hinwegsetzen kann, indem es sich nach Außen hin als kohärenter, autonomer und unbeugsamer Mensch präsentiert, operiert unter dem Namen des *posttraumatischen Wachstums* (kurz: PTW). Dieses Konzept steckt Nietzsches berühmten Ausspruch 'was mich nicht umbringt, macht mich stärker' (welcher schon in der NS-Zeit eine Blüte erlebte) in eine neue, im Licht des Zeitgeists glänzende Verpackung - natürlich nicht, ohne dabei auch einige subtile, aber ausschlaggebende Änderungen am Inhalt vorzunehmen (vgl. Brandt, 2024). Denn auch hier scheint es sich um eine 'individualisierte' Version einer alten Idee zu handeln, welche außerdem nicht umhin kommt, bestimmte gesellschaftlich erwünschte Eigenschaften und Werte als 'Wachstum' auszuweisen bzw. einzufordern, auch ohne dass klar ist, dass eine Traumatisierung überhaupt schon in Ansätzen überwunden wurde. Zudem scheint es so,

als ob die von Nietzsche pessimistisch angeprangerte Götzenverehrung der Moderne (bei der Gott durch Moralisierung, Wissenschafts- und Fortschrittsglauben ersetzt wurde) nicht hinterfragt werden soll, vielmehr wird deren illusionäre Tröstung und die Suche nach Glück zum positiven Selbstzweck erklärt, während neuer Lebenssinn in konservativen Werten gefunden werden soll.

Aufgrund solcher Kritikpunkte, die an späterer Stelle noch genauer diskutiert werden, ist es das Anliegen dieser Arbeit, die posttraumatischen Reifung bzw. Ermächtigung in ihren komplexen sozialen und diskursiven Kontexten zu betrachten und auf diese Weise zu *rekontextualisieren*. Einerseits könnte man sich diesbezüglich die Frage stellen, inwiefern das *konkrete* Narrativ des posttraumatischen Wachstums dazu genutzt wird, schwierige und traumatische Erfahrungen 'positiv' bzw. sozial akzeptabel zu vermitteln. Auf der anderen Seite könnte man aber auch allgemein fragen, wie Individuen – eben im Kontrast zu einer individualisierten Version der posttraumatischen Ermächtigung – ihre Traumatisierung bzw. Ermächtigung in Abhängigkeit von diskursiven und sozialen Gegebenheiten und Anforderungen darstellen (müssen). Die Forschungsperspektive der vorliegenden Arbeit greift beide Aspekte auf, fokussiert aber insbesondere auf die letztere Frage.

Der erste Schritt zu diesem Erkenntnisinteresse wurde bereits im Rahmen meiner Bachelorarbeit getan, welche auch meinen ersten Kontakt mit einer kulturwissenschaftlich inspirierten Form der Psychologie darstellte. In dieser Arbeit beschäftigte ich mich kritisch mit der Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung (kurz: 'AD(H)S'). Und obwohl die Themen 'Posttraumatisches Wachstum' und 'AD(H)S' auf den ersten Blick nicht viel gemein haben, will ich trotzdem um einen Moment Geduld bitten, damit ich aufzeigen kann, wie ich ausgehend von diesem Thema schließlich zu der vorliegenden Forschungsperspektive kam.

1.1. Diagnosen und deren Wirkungen im Selbst am Beispiel der AD(H)S

Bei der AD(H)S handelt es sich seit ihrer Entdeckung – bzw. Erfindung – um eine sehr umstrittene Diagnose. Wie jedes andere wissenschaftliche Konzept, welches sich auf den menschlichen Geist bezieht, handelt es sich dabei nämlich nur scheinbar um eine objektive, universell gültige Beschreibung, sondern um eine Idee, die einer bestimmten historischen und kulturellen Konfiguration entwachsen ist und außerdem diesen Geist selbst beeinflusst – also jene Wirklichkeit mit erschafft, die sie zu beschreiben vorgibt. Eine Technik, um solche vermeintlich natürlichen Entdeckungen systematisch und mit Blick auf ihre gesellschaftlichen Herstellungsbedingungen zu hinterfragen, stellt die *Diskursanalyse* dar. Dabei kann man sich zum Beispiel fragen, wie die AD(H)S als Störung vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungen, (finanzialer) Interessen und Machtverhältnisse zu verstehen ist und außerdem, wie und warum sie als Deutungsangebot für Betroffene und Angehörige funktioniert (vgl.

Weissensteiner & Slunecko, 2014).

Beim Blick auf den gesellschaftlichen Kontext dieser – angeblich strikt neurologischen und auf keinen Fall sozial geformten – Störung fällt zunächst auf, dass die Geburtsstädte der AD(H)S eigentlich das Schulsystem ist. Denn Schwierigkeiten und Auffälligkeiten in der Schule stehen im Problem-Diskurs über 'AD(H)S-Kinder' an oberster Stelle und bilden zusammen mit der Überforderung der Eltern einen 'Notstand', auf den die Störung antwortet. Die typischen Symptome der Störung erscheinen dann interessanterweise als exaktes Spiegelbild der Anforderungen, die in der vorherrschenden Unterrichtsform für gute Leistungen maßgeblich sind: also die Fähigkeit, sich auf repetitive Aufgaben zu konzentrieren, über lange Zeit diszipliniert still sitzen zu können, den Sinn von Aufgaben nicht zu hinterfragen und so weiter. Soziale und familiäre Probleme sowie gesellschaftliche und schulische Missstände wie Überforderung und Leistungsdruck werden dabei unsichtbar gemacht, indem das Problem einseitig im Gehirn des Kindes lokalisiert wird (Weissensteiner & Slunecko, 2014). Während dies auf Seite der gesellschaftlichen Institutionen für eine Legitimierung des Status Quo und bei der Pharmaindustrie für volle Kassen sorgt, können die überforderten Eltern die Störung nutzen, um sich von Schuldzuweisungen und dem auf sie gleichermaßen wirkenden Leistungsdruck zu befreien.

Eine solche Emanzipation von gesellschaftlichen Anforderungen und Verantwortlichkeiten konnte ich als Motiv auch im Rahmen meiner Bachelorarbeit ausmachen, welche danach fragte, warum erwachsene 'AD(H)S-Betroffene' die Diagnose nicht nur als Deutungsangebot akzeptieren, sondern oftmals aktiv anstreben und vehement verteidigen. Methodologisch zielt diese Frage darauf ab, wie und in welchem Kontext dieser spezifische Diskurs auf individueller Ebene aufgegriffen wird und wie die AD(H)S dabei als Narrativ genutzt wird, um die eigene Biographie zu erklären. In den von mir untersuchten biographischen Erzählungen wurde die Störung dazu herangezogen, um die empfundene eigene 'Andersartigkeit' zu akzeptieren, entsprechende unliebsame Eigenschaften als Krankheit zu erklären und daraus resultierende persönliche 'Verfehlungen' und nichtlineare Entwicklungen, zum Beispiel in Beruf, Erziehung und Partnerschaft, zu entschulden.

Diese Entschuldigung basiert auf der sozialen Anerkennung als psychisch kranke Person, was in den Erzählungen paradoxe Weise als ermächtigend dargestellt wurde. Die eigene Überforderung wird im Kontext der Krankheit legitim, allerdings ohne dass gesellschaftlicher Leistungs- und Anpassungsdruck hinterfragt werden kann – auch da eine solche Hinterfragung ihrerseits Ressourcen benötigt, die in der Überforderung nicht vorhanden sind. Eine moralische Verurteilung wird in Folge zwar abgewandt, doch gleichzeitig auch wieder grundsätzlich legitimiert. Und während die AD(H)S-Identität auf den ersten Blick eine Ermächtigung zum

'Anderssein' liefert, reproduziert sie eigentlich ein Regime des Normalismus, indem ein solches Anderssein problematisiert und pathologisiert wird.

Dieses Paradox erscheint generell typisch für Ermächtigungskonzepte, die in der Kultur eines 'starken Subjekts' (vgl. Slunecko & Bösel, 2022) kursieren: Die in einem neoliberalen Kontext stark betonte Eigenverantwortung und Willensfreiheit wird über die Pathologisierung zunächst abgeworfen, allerdings nicht ohne das Individuum in Zuge dieser Pathologisierung auch wieder in die Pflicht zu nehmen: nämlich sich im Sinne von (medikamentösen) Behandlungen, Selbsthilfekultur, Ratgebern, Lehrer*innen und Vorgesetzten zu disziplinieren und umzuformen. Obwohl die Störung den Betroffenen auf der einen Seite also die genetisch determinierte Andersartigkeit, Machtlosigkeit und ergo Schuldfreiheit vor Augen führt, fordert sie gleichzeitig auch zur Umsetzung ganz bestimmter Hilfsangebote und Selbst-Techniken auf, die dann auch wieder eine Normalisierung und Disziplinierung zum Ziel haben. Auf individueller Ebene handelt es sich also um ein Tauschgeschäft, dessen Währung 'Agency' ist, also subjektiv wahrgenommene bzw. sozial erwartete Handlungsmöglichkeiten. Determinierung und Ermächtigung sind bei diesem Handel nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern spannen in ihrer Verbindung einen 'Rahmen des Möglichen' aber auch des 'Angebrachten' und 'Erwünschten' auf.

Damit ein solcher Handel vollzogen werden kann und dessen Gewinne einlösbar werden, reicht es jedoch nicht, sich einfach mit einem entsprechenden Konzept zu identifizieren, da dies auch die soziale Anerkennung erfordert. Um diese zu erreichen, muss die entsprechende Identität immer wieder performativ und erzählerisch dargestellt werden, was sich auch als eine maßgebliche Motivation zur Teilnahme an den Interviews herausstellte. Eine weitere Motivation, die dabei erkennbar wurde, ist die Möglichkeit, das eigene Leben kohärent erklären zu können. Die AD(H)S wurde in dieser Hinsicht in der biographischen Erzählung als 'roter Faden' genutzt, der nicht nur die verschiedenen Probleme der Gegenwart, sondern auch biographische Brüche und Wunden zusammen nähen konnte – womit wir schließlich wieder beim Problem der Erzählung und Artikulation von traumatischen Erfahrungen wären.

1.2. Die Artikulation des Traumas im Narrativ des posttraumatischen Wachstums

Mit dem Exkurs zur AD(H)S sollte erstens dargestellt werden, dass es sich bei psychologischen Konzepten bzw. Diagnosen mitnichten um unpolitische und objektive 'Wahrheiten' handelt, sondern um historisch und kulturell verortete 'Diskurse'. Dies trifft auch auf die Konzepte Trauma (bzw. posttraumatische Belastungsstörung) und posttraumatisches Wachstum zu. Zweitens, dass diese Diskurse einen Einfluss darauf haben, wie Individuen sich selbst und ihre Lebensgeschichte im Kontext solcher Konzepte erklären. Und drittens, dass diese Identifizierung für die Individuen zwar etwas 'erreicht' – zum Beispiel eine Entschuldung – jedoch

nicht ohne sie auch zu definieren und etwas einzufordern. In diesem Sinne ist sie gleichzeitig ermächtigend und unterwerfend. Zu guter Letzt stellen die belastenden Erfahrungen und biographischen Brüche, die über das AD(H)S-Narrativ teilweise integriert werden konnten, auch die Verbindung zum aktuellen Thema des posttraumatischen Wachstums dar.

Spätestens als ich von diesem Konzept erfuhr, welches auf 'positive' Folgen von Trauma fokussiert, interessierte ich mich dezidiert für die Frage, wie traumatische Erfahrungen im Rahmen von solchen Empowerment-Geschichten umgedeutet und 'erzählbar' werden. Das Konzept 'Trauma' lieferte mir dabei einerseits eine Erklärung dafür, warum bestimmte Erfahrungen nur schwer zu erzählen sind und zu einer persönlichen Desintegration führen – auf der anderen Seite stellte es sich natürlich auch selbst als ein soziales Konstrukt bzw. als ein 'Diskurs' heraus. Im Vergleich zur AD(H)S ist dieser Trauma-Diskurs ungemein breiter und vielschichtiger, dabei allerdings nicht unbedingt weniger umkämpft: Tiefenpsychologische Erklärungsmodelle konkurrieren mit psychiatrischen Diagnosekategorien wie der posttraumatischen Belastungsstörung ('PTBS'), während entsprechende Konzepte auch zunehmend Eingang in die Alltagssprache finden (z. B.: 'triggern').

Das Ausmaß der kulturellen Deutungskämpfe um das Verständnis von Trauma ist auch darauf zurück zu führen, dass es im Gegensatz zur AD(H)S weitaus schwieriger ist, von einer reinen Störung des Gehirns auszugehen. Denn Trauma ist ein durch und durch soziales Phänomen, insbesondere wenn Traumatisierung sich auf sogenannte '*man-made-disasters*' bezieht, also wenn körperliche und psychische Gewalt zwischen Menschen eine Rolle spielt (vgl. Brenssell, 2014, S. 124). In diesem Zusammenhang ist das Traumatische auch mit der Zuschreibung von Opfer- bzw. Täter-Rollen verbunden: Die Anerkennung als traumatisierte Person verspricht nicht nur eine Entschuldung für Leistungseinbußen und soziale Devianz, sondern auch die Erstattung von Behandlungskosten sowie juristische Ansprüche wie Entschädigungsleistungen oder den Anspruch auf ein Bleiberecht im Kontext von Asylverfahren – wobei stets der Vorwurf der Simulation im Raum steht (Körner, 2015). Der Deutungskampf um psychische Traumata ist damit also auch ein Kampf um den Geltungsbereich des Traumatischen, bei dem ausgehandelt wird, welche Erfahrung sozial (gerade noch) akzeptabel ist und was dahingegen nicht mehr im Bereich des Normalen und Alltäglichen liegt, sondern jenseits dieser Grenze im kulturellen Niemandsland des Unerträglichen und Undenkbaren verortet ist.

Diese letzte Metapher ist auch deswegen passend, weil es das tatsächliche Niemandsland des ersten Weltkriegs war, auf dem die Kriegsneurose entdeckt bzw. kultiviert wurde, um schließlich aus dem Dschungel von Vietnam als 'posttraumatische Belastungsstörung' heimzukehren (vgl. Young, 1995). Mit der Aufnahme dieser Diagnose ins DSM-III wurden auch erstmals formale Kriterien für *Symptome* gegeben, die das Vorliegen einer traumatischen Störung

klar eingrenzen und definieren. Das wichtigste und gleichzeitig auch fragwürdigste Kriterium ist dabei das sogenannte 'Trauma-Kriterium', welches die vorliegenden Symptome mit einem traumatischen Ereignis in Verbindung bringt, wobei Traumata definiert werden als „kurz- oder langanhaltende Ereignisse oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung mit katastrophalem Ausmaß, die nahezu bei jedem tiefgreifende Verzweiflung auslösen würden“ (WHO, 2019, S. 124). Die Formulierungen 'nahezu bei jedem' [sic!] und 'außergewöhnlich' sind dabei als ein Versuch zu sehen, das Traumatische objektiv zu bestimmen und den Anspruch des DSM auf ein zeitlich stabiles und universales Wissen zu erfüllen (vgl. Young, 1995, S. 124). Tatsächlich erscheint eine solche Beschreibung allerdings extrem vage, da er einfach auf einen 'common sense' referiert, und auch die Verbindung zur Bedrohlichkeit der Situation ist teilweise fragwürdig. In manchen Fällen kann es zum Beispiel passieren, dass ein Vorgang während des Erlebens nicht direkt bedrohlich wahrgenommen wird und sich erst Jahre später in einem anderen Kontext als traumatisch entfaltet (vgl. Becker, 2017, S. 163). Außerdem kann das Erleben bestimmter Ereignisse in manchen Personengruppen zu einer Traumatisierung führen, während es für andere Gruppen durchaus im Bereich der moralischen Normalität ihrer 'Subkultur' liegen kann, zum Beispiel wenn man die Reaktionen von Zivilisten und Berufssoldaten auf Gewalt vergleicht (Young, 1995, S. 124).

Einmal mehr wird mit einer solchen Definition versucht, psychisches Erleben objektiv messbar und kategorisierbar zu machen, indem der eigentlich definierende (soziale) Kontext als störend eliminiert wird. Diese Tendenz in der Psychologie ist wohl teilweise auch auf ihre Rolle bei der Kontrolle von Menschen als produktive 'Masse' zurückzuführen, so wie eben zum Beispiel im Militär, welches unter anderem für die Entwicklung von Intelligenztests verantwortlich war, aber auch auf dem Arbeitsmarkt und in den Ausbildungsinstitutionen. Das heutige Modell der PTBS überschreitet diesen Drang zur individualisierenden Ausblendung des sozialen Kontexts teilweise, zum Beispiel indem die Traumatisierung nicht nur auf die 'objektive' Intensität einer Erfahrung zurückgeführt wird, sondern auch auf die Abwesenheit sozialer Unterstützung in der Folgezeit. Allerdings erscheint dieses Denken immer noch weit von einem strukturellen und konstruktivistischen Verständnis der Traumatisierung entfernt.

Ein solches Verständnis müsste sich auf der einen Seite der Frage nach der persönlichen Subjektivität bzw. nach der Eigenlogik von traumatischen Erfahrungen und auf der anderen Seite nach der lebensweltlichen, sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Prägung dieser traumatischen Subjektivität fragen – wobei diese Seiten nicht als Gegensätze zu verstehen wären, sondern als zwei Seiten derselben Medaille¹. Die Frage nach der objektiven 'Wahrheit' des

¹ Eine weitere problematische Spaltung im Denken über Trauma (und in der Psychologie generell) ist an einen nach wie vor persistierenden Geist-Körper-Dualismus geknüpft, welcher in dieser Arbeit allerdings weniger behandelt wird.

Traumas wäre demnach weniger maßgeblich als die Frage nach der subjektiven und sozialen Lebensrealität des Traumas. Objektive Kriterien und Vorstellungen sind hingegen im bisherigen Realismus-Diskurs notwendig, damit Trauma eben objektiv als 'real' anerkannt werden kann. In Bezug auf diese Anerkennung würde ein konstruktivistisches Verständnis schließlich die 'Rückwirkung' der eigenen Theorien auf den Menschen stärker reflektieren.

Denn die PTBS ist im Vergleich zur AD(H)S zwar weniger neurozentristisch, allerdings nicht unbedingt weniger determinierend. Während die soziale Anerkennung als Trauma-Opfer zwar sehr hilfreich und heilsam sein kann, kann es je nach Lage/Konzeption auch zu einer *Viktirisierung* und Fesselung an diese Identität kommen. Die Opfer werden dann übermäßig mit ihrem Erleben und ihrem Opfer-Status ident gemacht. Dieses Paradox wurde im letzten Kapitel bereits in Bezug auf die AD(H)S angerissen. Das *posttraumatische Wachstum* präsentiert sich demgegenüber als ein Diskurs, der eine solche Viktimisierung ausgleichen will, angeblich hinterfragt und alternative, positive und 'ermächtigende' Perspektiven auf Trauma liefert. Dabei verfolgt er allerdings nur scheinbar ein kritisches Denken und fokussiert im Gegensatz zur oben vorgeschlagenen sozial-konstruktivistischen Perspektive nur auf die (Selbst-)Konstruktion des Individuums, bewirbt konservative Werte und Sinnangebote und ignoriert dabei strukturelle und diskursive Zwänge bzw. Privilegien. Man könnte daher sagen, dass dieser Diskurs, welcher der 'Positiven Psychologie' zugeordnet ist, einen 'Ein-Personen-Konstruktivismus' vertritt. Die positive Umdeutung des eigenen Traumas wird in die Verantwortung des bzw. der Einzelnen gegeben, während gesellschaftliche Kontexte der Traumatisierung nicht nur ausgeblendet werden, sondern auch zur Anpassung an diese Verhältnisse aufgerufen wird. Diese und andere Kritikpunkte am posttraumatischen Wachstum werden in Kapitel 2 noch weiter ausgeführt, nachdem aufgezeigt wird, wie die vorgestellten Irritationen und Erkenntnisinteressen in Forschungsfragen überführt werden können.

1.3. Forschungsfragen

Zu Beginn der Einleitung habe ich die Frage aufgegriffen, wie das 'Unsagbare' des Traumas in Worte gefasst werden kann. Dass es schwer ist, über traumatische Erfahrungen zu sprechen, hängt natürlich zunächst einmal mit der persönlichen Überwältigung und schwerwiegenden Belastung zusammen, die dazu führt, dass die Erinnerung vermieden bzw. verdrängt wird, ohne dabei allerdings ganz verschwunden zu sein. Aus der Abspaltung heraus können sich diese, auch in den Körper eingeschriebenen Erinnerungen, immer wieder unkontrolliert über Träume, Bilder, Gerüche, Geräusche und sonstige assoziierte Reize schleichend bis gewaltsam einen Weg ins Bewusstsein bahnen. Dort bleiben sie allerdings unerträglich, unverständlich und überwältigend (vgl. Brenssell, 2014, S.126).

Die Traumatisierung ist aber auch als ein sozialer Prozess zu sehen, da die Psyche des/der Einzelnen nicht in einem Vakuum existiert und die Grenzen des Erträglichen und Rationalisierbaren auch von den diesbezüglichen Grenzen des sozialen Umfelds, aber auch von jenen des kollektiven, kulturellen Bewusstseins abhängen. Die Traumatisierung gestaltet sich aus dieser Perspektive heraus einerseits als ein Bruch zwischen dem Ich vor dem Trauma und dem Ich nach dem Trauma, aber auch als eine Kluft zwischen dem traumatisierten Ich und jenen 'Anderen', die das Trauma nicht kennen (Ferenczi, 1984), bzw. als eine Entwurzelung des Geistes aus seinem sozialen und moralisch-kulturellen Nährboden (vgl. Dowd, 2019). Die Integration des Traumas ist daher auch abhängig von der Möglichkeit, das Erlebte mit der sozialen Umwelt in Einklang zu bringen bzw. im sozialen Raum zu artikulieren, was wiederum 'faktische' soziale Unterstützung ermöglichen kann.² Dabei kann sich zum Beispiel die Schwierigkeit ergeben, ein allgemein als traumatisch anerkanntes (aber womöglich dennoch tabuisiertes) Erlebnis zu erzählen, ohne das Umfeld zu überfordern, oder aber auch ein eben nicht als traumatisch anerkanntes Erlebnis als traumatisch belastend zu erklären.

Während das Trauma also mit Ohnmacht, Verlust sozialer 'Verständlichkeit', Identität und persönlicher Kohärenz einhergeht, könnte man *Ermächtigung* als einen Prozess sehen, der dem Individuum Handlungsmacht zurückgibt – wobei damit oftmals weniger faktische, materielle Unterstützung gemeint ist, sondern eher ein 'Framing', welches das Individuum diskursiv als handlungsmächtig konstruiert. Weiterhin verspricht die Ermächtigung bzw. versprechen entsprechende *Ermächtigungsnarrative* auch die Möglichkeit, sich zu artikulieren, also sich Gehör und soziale Anerkennung zu verschaffen. Dieser Prozess, bei dem das Unsagbare des Traumas im Rahmen von Ermächtigungsgeschichten narrativiert und ins sozial Verständliche überführt wird, steht im Zentrum des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit. In Anschluss an meine frühere Arbeit zu AD(H)S-Narrativen stand schon früh fest, dass dieses Interesse über biographische Interviews bearbeitet werden soll. Mit Bezug auf bzw. in Abgrenzung zu der potentiell individualisierenden Ermächtigungsvorlage des posttraumatischen Wachstums, werden folgende Forschungsfragen an den Interviewtext herangetragen:

- Wie wird in Erzählungen des posttraumatischen Wachstums ein ermächtigtes Selbst dargestellt bzw. hergestellt (konstruiert)? Welche Eigenschaften hat dieses, auch in Abgrenzung zum traumatisierten Selbst, und welche Erzählvorlagen, Diskurse und Identitäten bzw. 'Subjektpositionen' (siehe Kapitel 3) werden dabei relevant?

² „Mit anderen Worten spielt für die Frage, wie sehr leidvolles Erleben traumatisches Potential annimmt, eine wichtige Rolle, ob dieses thematisiert und dadurch ein Stück weit aufgefangen werden kann. Inwieweit dies geschieht, ist aufs Engste mit Macht und sozialer Ungleichheit verknüpft, etwa damit, wer bestimmt, was wann als Leid gilt“ (Wuttig, 2016, S. 252, zitiert in Eck, 2017, S. 220). „Auch der Zugang zu professionellen Unterstützungssystemen ist schichtspezifisch sehr unterschiedlich“ (Mayrhofer, 2012, zitiert in Eck, 2017, S. 220).

- Welche Sinnzusammenhänge werden zwischen Trauma und Ermächtigung gezogen? Inwiefern wird das Traumatische in diesem Bezugsrahmen artikulierbar bzw. nachvollziehbar, nützlich und 'sinnvoll'?

Diese Fragen zielen vor allem darauf ab, das Narrativ des posttraumatischen Wachstums zu dekonstruieren. Das zweite 'Set' an Forschungsfragen bezieht sich auf die sozialen und diskursiven Vorbedingungen, welche die Entstehung bzw. Artikulation eines traumatisierten bzw. ermächtigten Selbst (auch in der Vergangenheit) ermöglichten bzw. limitierten:

- Welche Ressourcenausstattungen, Privilegien und Diskriminierungsverhältnisse bedingen die Trauma- bzw. Ermächtigungsprozesse in der Vergangenheit der Erzählung?
- Welche materiellen und diskursiven Gegebenheiten limitier(t)en bzw. ermöglichten die Artikulation des Traumas bzw. des ermächtigten Selbst?

Der dritte Teil der Forschungsfrage bezieht sich darauf, was die untersuchten Narrative für die Akteure *erreichen*:

- Welche Konsequenzen lassen sich theoretisch aus der Darstellung ableiten und was erreicht diese Darstellung für die Erzähler*innen, insbesondere in Hinblick auf Handlungsmacht, soziale Anerkennung und soziale Daseinsberechtigung?
- Inwiefern bedeutet die Ermächtigung eine Anpassung an und inwiefern einen Widerstand gegen (die in Bezug auf das Trauma relevanten) Machtverhältnisse?

Zusammen genommen wird damit primär nach den sozialen und diskursiven 'Herstellungsbedingungen' des posttraumatisch ermächtigten Selbst gefragt. Allerdings wird diese Frage in einer Doppelperspektive auch mit Blick auf den Traumaprozess verfolgt, da die vorgebliche Ermächtigung nicht ohne die grundlegende Rekonstruktion von Trauma und das entsprechende 'Disempowerment' (vgl. Becker, 2017) verstanden werden kann, und weil das ermächtigte Selbst von den Erzähler*innen vermutlich in Abgrenzung zu einem traumatisierten Selbst konstruiert wird. Die Rekonstruktion dieses Traumaprozesses berührt dann auch die Frage, inwiefern das Trauma im Rahmen von Ermächtigungsgeschichten artikulierbar wird und inwiefern es mit Erfahrungen der (sozialen) Machtlosigkeit und der gescheiterten Artikulation in der Vergangenheit in Verbindung zu setzen ist. Somit besteht auch eine Doppelperspektive auf die Dekonstruktion der gegenwärtigen Darstellung einerseits und die Rekonstruktion der vergangenen Erfahrung und Identitätszuschreibung andererseits, was eine methodische

Herausforderung dieser Arbeit darstellte. Diese Herausforderungen sind grundsätzlich auch als Folge des methodischen Spannungsverhältnisses zwischen Biographieforschung und Diskurstheorie zu verstehen, in welchem sich die Arbeit bewegt. Die Erarbeitung eines entsprechenden theoretischen und methodischen Rahmens findet sich in den Kapiteln 3 und 4, während in Kapitel 2 das Phänomen des posttraumatischen Wachstums und dessen Einbettung in den breiteren historischen Trauma-Diskurs dargestellt wird. In Kapitel 5 werden schließlich die Auswertungsergebnisse zu einem ausgewählten Interview dargestellt.

2. Geschichte des Traumas: Von der PTBS zum PTW³

Trauma ist eigentlich das Gegenteil von Empowerment, es ist das psychische Korrelat der äußeren Realität von Ohnmacht, Zerstörung und extremen 'Disempowerments' (Becker, 2017, S. 151). Insofern erscheint die Idee, dass Menschen an einem Trauma stärker, charakterlich gewachsen und handlungsmächtig werden können, erst einmal paradox. Genau darauf zielt allerdings die Idee des posttraumatischen Wachstums ab, welches für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung ist. Um dieses Konzept zu verstehen, muss jedoch erst einmal betrachtet werden, was 'Trauma' eigentlich heißen soll. Der gegenwärtige Diskurs von Trauma und Trauma-Ermächtigung ist nur dann wirklich zu verstehen, wenn man sich die Geschichte des Traumas ansieht und betrachtet, in welchem Verhältnis das posttraumatische Wachstum zu seinem dunklen Zwilling, der posttraumatischen Belastungsstörung, steht.

In diesem Kapitel werden daher zunächst die Geschichte des Traumas und der historische Wandel des Verständnisses darüber, was ein Trauma sein soll, besprochen. Anschließend wird, ausgehend von Kritikpunkten am Konstrukt der posttraumatischen Belastungsstörung, zur Idee der Resilienz übergeleitet, welche man gleichzeitig als Antwort auf und auch als Erweiterung der Probleme der posttraumatischen Belastungsstörung sehen kann. Im letzten Kapitel wird schließlich das Konzept des posttraumatischen Wachstums diskutiert.

2.1. Die Geschichte des Traumas: Zwischen Anerkennung und Verdrängung

Ein geschichtlicher Aufriss ist in Bezug auf Trauma nahezu unausweichlich. Denn die Entwicklungsgeschichte der modernen Traumatheorie ist nur teilweise als wissenschaftlicher Prozess zu verstehen und unauflöslich mit den gesellschaftlichen, sozialen und moralischen Verwerfungen der letzten 150 Jahre verbunden. Sie ist nicht nur die Geschichte der Entdeckung der Mechanismen und technischen Details traumatischen Leidens in der Psyche des Individuums, sondern auch die Geschichte der Verdrängung bzw. Anerkennung dieses Leids im allgemeinen Bewusstsein und im Kontext der kollektiven Erfahrungen von Krieg, Verfolgung, Unterdrückung, Flucht, geschlechtsspezifischer Gewalt, Folter, Industrialisierung, Sklaverei, Kapitalismus und so weiter (vgl. Ludlam, 2007). Aufgrund dieser Verzahnung von individuellem, subjektivem Erleben und soziohistorischen, faktischen Ereignissen sollte man zwar „einerseits etwa bestimmte Entwicklungen in der Psychoanalyse nachverfolgen, muss aber andererseits verstehen, wie entscheidend und nachhaltig z. B. der Holocaust das Traumaverständnis verändert hat“ (Becker, 2017, S. 155).

In dieser Hinsicht ist der Rückblick auf die 'Erfindung' des Traumas auch notwendig, um der Gesellschafts- und Geschichtsvergessenheit moderner Traumaverständnisse

3 Die Abkürzung PTBS steht für die 'posttraumatische Belastungsstörung', PTW in Anlehnung daran für 'posttraumatisches Wachstum'.

entgegenzuwirken, welche immer wieder die Tendenz aufweisen, das Phänomen von seinen historischen und gesellschaftlichen Wurzeln und konkreten sozialen Umständen zu lösen (vgl. Brenssell, 2014). Für eine umfassende Analyse des diskursiven Zusammenspiels von medizinisch-psychologischer und gesellschaftlicher Entwicklung sei auf die Arbeiten von Young (1995) und Ludlam (2007) verwiesen, da in Folge nur ein kürzerer Abriss mit Fokus auf der politischen Dimension dieser Entwicklungen möglich ist.

Erschütterungen: Railway-Spine und traumatische Neurose. Ursprünglich wurde das Wort *Trauma* (griechisch = Wunde) ausschließlich im medizinischen Kontext mit einer physischen Verletzung in Verwendung gebracht. Der Bezug zu 'seelischen Wunden' und der „psychischen Wirkung überwältigender Erlebnisse“ (Becker, 2017, S. 155) kam dann erstmals im Kontext von Eisenbahnunglücken auf. Während die Eisenbahn in Folge der Industrialisierung in Europa immer intensiver genutzt wurde und immer mehr Menschen Zugang zu diesem Verkehrsmittel bekamen, häufte sich auch die Zahl der tödlichen und nichttödlichen Unfälle (Ludlam, 2007, S. 113). Überlebende dieser Unfälle litten allerdings auch dann unter diversen langanhaltenden und zeitversetzt einsetzenden Symptomen, wenn sie unverletzt waren, darunter emotionale Ausbrüche, Schlafprobleme, Hypervigilanz, Gedächtnisverlust und diverse Wahrnehmungsstörungen (Young, 1995).

Da die Psychologie damals noch keine eigenständige, von Medizin und Physiologie getrennte Wissenschaft war, wurde dieses Phänomen durch physische Läsionen im Nervensystem erklärt. Die 'psychischen' Symptome wurden demnach als Folge des mechanischen Schocks beschrieben, den das zentrale Nervensystem und insbesondere die Wirbelsäule bei einem solchen Unfall erlitten hätten, weshalb das Syndrom schließlich als 'Railway Spine' bekannt wurde. Diese Bezeichnung ging insbesondere auf eine Publikation des Chirurgie-Professors John Erichsen '*On Railway and Other Injuries of the Nervous System*' aus dem Jahr 1866 zurück. Da die vermuteten Verletzungen bzw. Entzündungen im Nervensystem allerdings nie wirklich nachgewiesen werden konnten, nahm man an, dass es sich um submikroskopische Veränderungen auf der molekularen Ebene handeln müsse (Ludlam, 2007, S. 113). Auf diese Weise würde der 'traumatische' Schock die Nerven derart überreizen, dass es zu einer Erschöpfung des Nervensystems, des Gehirns und der Organe kommen würde (Young, 1995, S. 15).

Obwohl für Erichsen die Erschütterung der Wirbelsäule eindeutig den primären Mechanismus hinter dem Syndrom darstellte, bemerkte er nebenbei, dass ein Zugunglück wegen seiner heftigen Wucht und Abruptheit sowie aufgrund der Hilflosigkeit der Opfer auch mit einem enormen *emotionalen Schock* einhergeht. Er argumentierte, dass ein solcher Schock auch den „Geist der Tapfersten“ verstören und dazu beitragen würde, dass sich der neurologische Schaden verstärkt – allerdings ohne zu erklären, wie diese Verstärkung funktionieren soll (Young, 1995, S.

16). Obwohl Erichsen den psychologischen Schrecken der Zugunfälle in diesem Kontext also durchaus anerkannte, brachte er ihn bei Männern mit niedriger Intelligenz und bereits vorher bestehenden psychischen Problemen in Verbindung (Ludlam, 2007, S.135). Dass allerdings auch zuvor tüchtige und gesunde Männer nach einem solchen Unfall '*hysterisch*' werden konnten, beschreibt Erichsen als persönlich verstörend, und zeigt für ihn eindeutig, dass es sich um eine ernsthafte und tiefgreifende *physische* Verletzung handeln müsse, da man zu dieser Zeit annahm, dass Hysterie (als Sammelbegriff für psychische Störungen) nur bei Frauen oder charakterlich schwachen Männern auftreten könne (Ludlam, 2007, S. 129).

Das Unbehagen an Zugunfällen, welches sich in Erichsens Beschreibungen findet, spiegelt für Ludlam (2007, S. 126) allerdings auch das gesellschaftliche Unbehagen in Bezug auf die Industrialisierung insgesamt wider: Bei einem Unfall würde der Mensch hin und her geschleudert, bis er mit den anderen Passagieren verwickelt und verheddert ist, während er machtlos ist, den großen Massen, die um ihn herum in Bewegung sind, zu widerstehen (Erichsen, 1882, S. 80, zitiert nach Ludlam, 2007)⁴. Dabei wird das Zugunglück zur Metapher für die Hilflosigkeit der Menschen gegenüber den dramatischen gesellschaftlichen Veränderungen und reflektiert dabei die rapide steigende Bevölkerungsdichte in den Städten. Nach Ansicht von Brown (1995, S. 501, zitiert nach Ludlam, 2007, S. 114) wurden Gerichtsverfahren gegen Eisenbahnunternehmen zu einer Ausdrucksform von Unzufriedenheit und Unbehagen in Bezug auf die Industrialisierung.

Das Syndrom des 'Railway Spine' wurde dabei zur am häufigsten genutzten Grundlage für entsprechende Schadensersatzforderungen. Dadurch ermöglichte das frühe 'Trauma'-Konzept also in gewisser Weise die Anerkennung traumatischen Leidens, und der Schadensersatz konnte vor allem die resultierenden Arbeitsausfälle teilweise kompensieren, welche aufgrund mangelnder Sozialleistungen und des damaligen Bildes des Mannes als natürlicherweise stets aktiv, souverän und arbeitend besonders schwer wogen (Ludlam, 2007). Allerdings bedeutete die physiologische Erklärung natürlich auch eine Verkennung und Negierung der seelischen Verletzung. Die Verhandlung von Verantwortlichkeiten zeigte sich schließlich auch darin, dass als Reaktion auf Erichsens Ideen schnell neue Theorien auftauchten, welche Chancen auf Schadensersatz bzw. dessen Umfang verminderten, indem sie die Betroffenen als Simulant*innen und Hysteriker*innen darstellten. Die Aussicht auf Schadensersatz wurde als ein Faktor dargestellt, der von der Allgemeinheit in Folge automatisch mit Verletzung assoziiert werde und

⁴ Im Originaltext: „When a person is thrown to and fro in a railway collision, he is dashed forwards and backwards, mixed up, as it were, and entangled amongst his fellow passengers, alike powerless to resist the momentum of the great masses in motion around him or to extricate himself from the destructive jarring vibrations of the splintering carriage“ (Erichsen, 1882, S. 80-81, zitiert nach Ludlam, 2007). Dieses Bild erinnert auch ein wenig an die soziologische Metapher des, wenn einmal entfesselten, unaufhaltbaren '*Juggernauts*' gesellschaftlicher Entwicklung in der Moderne (z. B. bei Marx und Giddens). Erichsens Beschreibung könnte man somit auch als die Angst vor dem 'Entgleisen' dieses *Juggernauts* interpretieren.

daher nicht nur zur bewussten Simulation, sondern auch zur Ausbildung neurotischer Symptome im Unbewussten beitragen würde (Young, 1995, S. 17). Außerdem mussten die 'hysterischen' Opfer nun nachweisen, dass ihre Verfassung nicht auf erbliche Prädispositionen bzw. psychische 'Vulnerabilitäten', persönliche Schwäche oder vorherige Exzesse zurück zu führen sei. Die Verantwortung konnte also, anders als bei der körperlichen Verletzung, nicht mehr eindeutig auf die Eisenbahn gelegt werden, weshalb die 'Hysterie' zur erfolgreichen Verteidigungsstrategie der Eisenbahngesellschaften bei Rechtsstreitigkeiten wurde, wobei diese auch eigene Wissenschaftler [sic!] bezahlten, um entsprechende Theorien zu etablieren (Ludlam, 2007, S. 181).

Dieses Muster von Entdeckung bzw. Anerkennung und Verdrängung bzw. Verkennung setzte sich in der weiteren Entwicklung der Trauma-Theorien fort. Im deutschsprachigen Raum war es der Neurologe Hermann Oppenheim, der sich 1889 in seinem Buch '*Die traumatischen Neurosen*' erstmals auf die psychischen Folgen von schwerwiegenden Arbeitsunfällen bezog, die im Kontext der Industrialisierung ebenfalls immer häufiger auftraten (Körner, 2015, S. 196). Im Gegensatz zu Erichsen setzte er dabei allerdings die „schreckhafte Aufregung“ in den Vordergrund, die „eine dauernde psychische Alteration bedingt“ (Oppenheim, 1889, zitiert nach Maercker, 2009, S. 6). Da die damit konzipierte traumatische Neurose jedoch auch dazu geeignet war, Unfallversicherungen einzulösen, sah sich Oppenheim genau wie Erichsen schnell dem Vorwurf ausgesetzt, eine 'hysterische' Störung erfunden zu haben, deren immer häufigeres Auftreten lediglich eine pathologische Begierde nach Sozialleistungen abbilden würde. In diesem Diskurs wurde die '*traumatische Neurose*' schließlich als '*Rentenneurose*' diskreditiert und letztendlich „wieder aus dem Leistungskatalog der Reichsversicherungskammer ausgeschlossen“ (Körner, 2015, S. 196).

Sigmund Freud: Hysterie und Verführung. Bei Betrachtung der 'hysterischen' Rahmung des Traumatischen darf natürlich auch Sigmund Freud nicht unerwähnt bleiben. In frühen Arbeiten ging Freud in seiner sogenannten '*Verführungstheorie*' von 1896 noch davon aus, dass hysterische und neurotische Symptome seiner (oftmals weiblichen) Patient*innen Ausdruck von verdrängten Erinnerungen an sexuelle Übergriffe in der Kindheit und frühen Jugend waren (Becker, 2017, S. 156). Damit ist der Grundstein für eine Traumatheorie gelegt, welche die „schweren intrapsychischen Konsequenzen“ der externen Gewaltakte im sozialen 'Außen' beschreibt: Durch die Überwältigung der Ich-Struktur des Opfers und der Verletzung der 'psychischen Haut' durch den Übergriff bzw. das Erlebnis, kommt es zu einem „Riss“ zwischen Selbst und Realität“ (Becker, 2017, S. 156).

Die Verführungstheorie wurde von Freud allerdings schon kurz nach ihrer Veröffentlichung wieder revidiert, denn: „Da es sich bei Hysterie um ein weit verbreitetes Phänomen handelte – insbesondere auch in der bürgerlichen Wiener Schicht, in der Freud verkehrte – war seine These,

dass sexueller Missbrauch die Ursache für die beschriebenen Symptome sei, gesellschaftlich nicht vertretbar“ (Körner, 2015, S. 197). Die schnelle Aufgabe der damals skandalösen Theorie beruhte dabei wohl nicht nur auf dem breiten fachlichen Gegenwind. Auch Freud selbst konnte es sich letztlich nicht vorstellen, dass die relativ häufig auftretende Hysterie immer auf sexuelle Übergriffe zurück zu führen sein sollte. Auch wären die Täter fast ausschließlich männliche Familienmitglieder gewesen, was ihm ebenfalls unplausibel vorkam (vgl. Jones, 1964). In seiner folgenden Theorie der infantilen Sexualität, welche unter anderem den berühmten ödipalen Konflikt beinhaltete, verlegte er den Zusammenhang zwischen Missbrauchsberichten und Neurosen daher in den Bereich des Imaginären. Die entsprechenden Erinnerungen würden ausschließlich auf Konflikte, Wünsche und Ängste aus der innerpsychischen Welt des Kindes zurück gehen (bzw. auf Konflikte zwischen kindlichem Trieb und kultureller Moral). Mit diesem Wandel wurde die (psychodynamische) Psychotherapie auf lange Zeit maßgeblich auf die Analyse und Bearbeitung von intrapsychischen Prozessen und Konflikten fixiert, was in Bezug auf die Behandlung und Anerkennung traumatischer Gewalterfahrungen „fatale praktische Konsequenzen für die Versorgung von Betroffenen“ hatte (Körner, 2015, S. 197).

Shell-shocked: Der große Krieg. Nachdem Freud, ebenso wie die Öffentlichkeit und die meisten anderen Theoretiker zu Beginn des 20. Jahrhunderts, das Interesse an traumatischen Erinnerungen verloren hatte, konnte das Thema mit Beginn des ersten Weltkriegs nicht mehr ignoriert werden. Obwohl es in Folge zu tausenden Untersuchungen an traumatisierten Soldaten kam, kann man allerdings nicht behaupten, dass es zu einem wirklichen Fortschritt bei der Theoretisierung, Behandlung oder sozialen Anerkennung von traumatischem Leid kam (vgl. Young, 1995, S. 84-85). Stattdessen wurde der wissenschaftliche Diskurs wieder von denselben Fragen bestimmt wie noch bei den Eisenbahn- und Arbeitsunfällen: Können Sozialleistungen und Rentenansprüche geltend gemacht werden? Handelt es sich bei den '*Kriegszitterern*' um Simulanten oder um ernsthaft Kranke? Sind es die Druckwellen der Granaten, die das Gehirn erschüttern und durch mikroskopische Läsionen den '*Shellshock*' auslösen? Oder ist es ein psychologischer Effekt (z. B. Autosuggestion – vgl. Young, 1995, S. 44), der schwache und feige Männer die '*Kriegsneurose*' entwickeln lässt?

Im Laufe des Krieges setzte sich zwar weitestgehend die Sichtweise durch, dass es sich um ein psychologisches Phänomen handeln würde (vgl. Young, 1995, S. 60).⁵ Für die als

⁵ Allerdings nicht im Sinne eines wissenschaftlichen Konsenses. Bei Anhörungen nach Kriegsende wurden in England verschiedene Experten mit unterschiedlichen Theorien angehört, um zu bestimmen, wie und ob Veteranen kompensiert werden sollen. Ludlam (2007, S. 304) beschreibt, dass die Psychologen* hier oftmals die schärfsten Urteile fällten. Die Aussicht auf Kompensationen wurde auch hier wieder für die hysterischen Symptome verantwortlich gemacht, weshalb der Begriff '*Shellshock*' letztlich aufgegeben wurde, damit die Männer* nicht denken, sie hätten ein 'echtes' Problem (Ludlam, 2007, S. 303). Für die verschiedenen Kriegsparteien ergeben sich jedoch unterschiedliche Bilder, wobei die Motive in diesen Diskussionen oftmals die selben waren.

Kanonenfutter missbrauchten Männer* bedeutete dies allerdings keine Verbesserung. Während ein physiologisch bedingter 'Shellshock' als valider Grund für Rentenzahlungen gehandelt wurde, wurde die psychologische Erklärung der 'Hysterie' wiederum mit Charakterschwäche assoziiert, ermöglichte seltener Zahlungen und evozierte eher die Frage, ob es sich von Fall zu Fall um Simulation oder doch eher um unbewusste bzw. hysterische Feigheit handeln würde (vgl. Ludlam, 2007, S. 300-366). Aufgrund der finanziellen, propagandistischen und militärischen Interessen kam es zur Vermeidung von Rentenzahlungen, der Verkennung der beispiellosen Schrecken des Krieges und zur Fokussierung auf die Frage, wie man die zerrütteten Soldaten möglichst schnell wieder einsatzfähig machen könnte.

Behandlungen umfassten 'humane' (aber autoritäre) Techniken, wie Hypnose oder 'Abreaktion', aber auch schmerzhafte Elektroschocktherapien, die nebenbei auch dazu dienen sollten, Simulanten abzuschrecken bzw. zu disziplinieren (Young, 1995, S. 58). Im besten Fall erwarteten die seelisch Verwundeten eine warme Mahlzeit und ein paar Tage Ruhe abseits der Front, im schlechtesten Fall Experimente und Schikanen durch sadistische Ärzte oder der Hungertod in unversorgten psychiatrischen Lazaretten. Offiziere konnten dabei auf eine bessere Behandlung und eine vorteilhaftere bzw. ehrenhaftere Interpretation ihrer Symptome hoffen (vgl. Young, 1995, S. 59-63).

Bei den gemeinen Soldaten erfolgte diese Interpretation zum Beispiel auch in Bezug auf Heimatbesuch, welcher unter Verdacht stand, die vermeintliche Geistes- bzw. Charakterschwäche auszulösen. Dort würden die Soldaten nämlich mit Frauen in Kontakt kommen und sich dort quasi mit deren übermäßigen Emotionalität anstecken (Tschan, 2019, S. 102). In solchen Ansichten schlägt sich im Wesentlichen noch das alte Menschenbild des 19. Jahrhunderts nieder, wonach Männer (im Gegensatz zu Frauen) niemals emotional sein sollten und der weiblichen Hysterie die objektiven und physischen *Fakten* entgegenstehen. Überlastung, Angst und Leid wurden als mögliche Ursachen daher auch nicht in Erwägung gezogen und ein gesunder Mann sollte jegliche Belastungen ohne emotionale Auswirkungen endlos tapfer ertragen können, und zwar so lange, wie es eben notwendig ist (Ludlam, 2007, S. 328).

Der Gedanke, dass auch die 'Heimatfront' einen Einfluss auf die Traumatisierung der Soldaten hatte, ist allerdings auch nicht ganz falsch, was eindrücklich bei Remarque's (2014, 1928) Schilderung eines Fronturlaubs in seinem berühmten Roman '*Im Westen Nichts Neues*' ersichtlich wird:⁶ Als der Protagonist Paul Bäumer in seinem Heimatort ankommt, merkt er, dass es dort unmöglich ist, über die Erfahrungen an der Front zu sprechen. Stattdessen wird immer wieder die

⁶ Im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Arbeiten dieser Zeit wurden das Trauma des Krieges und die Desillusionierung der Nachkriegszeit in Kunst und Literatur durchaus intensiv dargestellt und verarbeitet, zum Beispiel in der 'neuen Sachlichkeit', die sich implizit auch gegen den vorherrschenden pseudowissenschaftlichen Objektivitätsglauben wandte.

Tapferkeit der Jungen gelobt, es wird zum patriotischen Durchhalten aufgerufen und gefragt, warum nicht endlich der Durchbruch gelinge. Die krasse Gegensätzlichkeit zu den realen (aber nicht realisierbaren) Erfahrungen an der Front vertieft den traumatischen Riss zwischen dem 19-jährigen Veteranen Paul, seinem alten Selbst, und den Zivilist*innen, die den Horror und die Sinnlosigkeit des Grabenkriegs nicht kennen (wollen). Dabei zeigt sich nicht nur, dass die Traumatisierung durch das soziale und diskursive Umfeld mitgestaltet wird, sondern auch, dass sie sich als *Prozess* vollzieht und nicht strikt linear an einzelne Ereignisse gekoppelt ist, worauf ich im nächsten Unterkapitel noch einmal zurückkommen werde.

In der Nachkriegszeit setzten sich diese sozialen Traumaprozesse unweigerlich fort und der kollektive Wunsch nach der Verdrängung des Krieges führte auch zum gesellschaftlichen Ausschluss und zur Verunglimpfung der 'Kriegsneurotiker'. Insbesondere die deutschen Kriegsverlierer diskreditierten die betroffenen Veteranen, und unter der Nazi-Diktatur wurden letztlich circa 5000 'Kriegszitterer' zusammen mit anderen Bewohner*innen psychiatrischer Heilanstalten deportiert und ermordet (Rauh, 2010).

Zivilisationsbruch: Die Shoah. Schließlich war es in der Nachkriegszeit die Auseinandersetzung mit der Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung, die „einen bedeutenden Wendepunkt in der Diskussion um Traumatisierung vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Prozesse“ darstellte (Körner, 2015, S. 197). Auch hier gab es zwar, insbesondere bei deutschen Psychiater*innen in den 50er Jahren, welche auch bei (retraumatisierenden) Anhörungen zu Entschädigungszahlungen als Experten [sic!] vorgeladen wurden, die Tendenz, das alte 'Rentenneurotiker'-Argument wieder aufzugreifen. Die Überlebenden mussten „nachweisen, dass ihr Leiden nicht anlagebedingt sei – was de facto unmöglich war“ (Körner, 2015, S. 197). Auch wurde wieder diskutiert, ob die seelischen Konsequenzen der brutalen Entmenschlichung nicht eher auf Gehirnschäden in Folge von Mangelernährung und Erschöpfung zurück zu führen seien (Kinzie & Goetz, 1996, S. 170, zitiert nach Ludlam, 2007, S. 33).

Allerdings wurden die Überlebenden auch zu Zeugen, die öffentlich über die ungeheuerlichen Naziverbrechen berichten konnten und sollten (Becker, 2017, S. 155) und die sich, zusammen mit oder auch als Wissenschaftler*innen für die öffentliche Aufarbeitung und Anerkennung der psychischen Konsequenzen ihrer Erfahrungen einsetzten (Körner, 2015, S. 198). In Folge setzte sich nach und nach die allgemeine Ansicht durch, dass „extreme Gewalterfahrungen auch ohne Vorschädigungen zu behandlungsbedürftigen Störungen führen können“ (Seidler, 2009, S. 9) – beziehungsweise, in Vermeidung eines potentiell pathologisierenden Störungsbegriffs, dass es sich um normale und sinnvolle Schutz- und Überlebensreaktionen auf 'krankhafte' Zustände handeln würde (Körner, 2015, S. 200).

Neben diesen allgemeinen Perspektivenwechseln wurden auch in der konkreten Theoriebildung neue Impulse gesetzt. Das 'Survivor Syndrome' des Psychoanalytikers Niederland (1980) beschreibt unter anderem die Schuldgefühle, Depressionen und die emotionale Taubheit der Holocaust-Überlebenden als direkte „Folgen der Verfolgung“. Als besonders wertvoll ist außerdem das Modell der sequentiellen Traumatisierung von Hans Keilson (1979) einzuschätzen. Als jüdischer Künstler und Arzt musste dieser selbst vor den Nazis fliehen, während seine Eltern im Konzentrationslager ermordet wurden. In Holland kümmerte er sich um jüdische Kinder und Jugendliche, die von ihren Eltern dort in Sicherheit gebracht wurden, und nach Kriegsende arbeitete und forschte er als Psychoanalytiker jahrzehntelang mit inzwischen erwachsenen Holocaust-Überlebenden, die oftmals viele oder alle Angehörigen verloren hatten.

Dabei erkannte er, dass nicht nur einzelne schreckliche Ereignisse das Phänomen der Traumatisierung ausmachten, sondern diese als ein Prozess zu verstehen ist, der in mehreren Phasen abläuft: „Die Zeit vor Beginn der Verfolgung, die Zeit der Trennung von Mutter und Kind (Deportation, KZ, Untergrund) und die Zeit nach dem Krieg mit dem zentralen Thema der Vormundschaftszuweisung für die Kinder“ (Becker, 2017, S. 159). Es stellte sich heraus, dass insbesondere die Sequenz *nach* dem eigentlichen, direkten Terror einen großen Einfluss auf die Chronifizierung der Traumatisierung hatte. Es konnten selbst „fürchterliche Ereignisse in der zweiten Sequenz relativ gut verarbeitet werden, wenn die dritte Sequenz ein ausreichend unterstützendes Milieu zur Verfügung stellte“ (Becker, 2017, S. 159). Das unterstützende Milieu kann man dabei einerseits in individuellen Beziehungen suchen, aber auch in der Behandlung durch gesellschaftliche Institutionen und im allgemeinen Diskurs und der Möglichkeit der Opfer, sich dort zu artikulieren.

Der Vietnamkrieg und die 'Erfindung' der posttraumatischen Belastungsstörung. Obwohl solche Möglichkeiten der Artikulation teilweise eröffnet wurden und sich der wissenschaftliche Diskurs deutlich weiterentwickelte, vollzogen sich diese Änderungen nur in einem begrenzten Rahmen und konnten sich ab den 60er Jahren nur schleppend im (inzwischen behavioristisch geprägten) psychologischen Mainstream etablieren.

Vor Keilson war es insbesondere der Psychiater und Psychoanalytiker Abram Kardiner, der einen großen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Trauma Begriffs in der Nachkriegszeit hatte. Mit seinem Werk '*The Traumatic Neuroses of War*' (Kardiner, 1941) gilt er als Wegbereiter der modernen PTBS-Diagnose, da er die maßgeblichen Symptome der Störung systematisch beschrieb und kodifizierte, und außerdem zwischen spät einsetzenden und chronischen Formen unterschied (Young, 1995, S. 5, S. 89). Die beschriebenen Symptome lieferten schließlich die Grundlage für den PTBS-Kriterienkatalog des DSM-III. In seiner Theoretisierung brach er auch mit der alten Debatte über körperliche oder psychische Ursachen, indem er Trauma sowohl als Folge

konditionierter und verkörperter biologischer Reizüberlastungen sah, als auch als eine zerstörerische Überlastung der Ich-Struktur durch äußere Reize (vgl. Ludlam, S. 407-471). Dabei verbindet er das psychodynamische Strukturmodell der Psyche mit behavioristischen Ideen und bringt in Zuge dessen die im Trauma feindselig und unberechenbar gewordene äußere Umwelt verstärkt in den Fokus.

Trotz dieser Errungenschaften wurden Kardiners Theorien vom psychiatrischen Establishment zunächst ignoriert (Young, 1995, S. 5). Erst gegen Ende des Vietnamkriegs, als die USA sich mit einer ganzen Welle an traumatisierten Veteranen konfrontiert sahen, bekam das Thema wieder größere Aufmerksamkeit. Die Rückkehrer fielen durch starke psychische Probleme, aggressives und antisoziales Verhalten sowie durch Alkohol- und Drogenmissbrauch auf. Die Wiedereingliederung in das zivile Leben gelang vielen Veteranen nicht, viele wurden straffällig und schon bald wurde der 'Crazy Vietnam Vet' zu einem allgemein bekannten Stereotyp (Young, 1995, S. 108). Schätzungen gehen außerdem davon aus, dass inzwischen mehr US-amerikanische Vietnam-Veteranen Suizid begangen haben als im Gefecht gefallen sind – also mehr als 60.000 (vgl. Schwarzer, 2017).⁷

Während das Trauma als '*shell shock*' auf einen industrialisierten Zermürbungs- und Grabenkrieg zwischen zwei ebenbürtigen Kriegsgegnern referiert, kann man das zunächst so genannte '*Post-Vietnam-Syndrome*' im Kontext eines höchst asymmetrischen Guerilla-Kriegs ohne sichtbaren oder eindeutig erkennbaren Feind verstehen (vgl. Young, 1995, S. 109). Die Soldaten konnten oft nicht einschätzen, wer Freund und wer Feind ist, es kam zu Massakern an Zivilist*innen und auch Morde in den eigenen Reihen bzw. an den eigenen Offizieren ('fragging') waren keine Seltenheit. Viele fühlten sich von der Politik und Armeeführung getäuscht und verraten, nachdem sie die Sinnlosigkeit des Konfliktes aus nächster Nähe erlebt hatten.

Zurück in der Heimat engagierte sich daher auch ein Teil der traumatisierten Veteranen politisch in der Antikriegsbewegung, gründeten Selbsthilfegruppen und vernetzten sich mit ähnlich gesinnten Psychiater*innen und Psychotherapeut*innen. In Folge entstanden auch einflussreiche fachliche Abhandlungen, wie das Buch des in der Bewegung involvierten Psychiaters Robert J. Lifton '*Home From The War*' (1973). Lifton verstand Trauma als eine Art psychischen Tod, wodurch eine persönliche Transformation unumgänglich wird. Obwohl er mit der Etablierung der PTBS und dem '*Post-Vietnam-Syndrom*' in Verbindung gebracht wird, wollte er die Probleme der Veteranen nicht als pathologische psychische Störung verstanden wissen, sondern verstand sie als normale und sinnvolle Reaktion auf die Kriegserfahrungen. Zudem

⁷ Der primäre Fokus auf die US-amerikanischen (Trauma-)Opfer des Vietnam-Kriegs ist dem Fokus des Kapitels auf die Geschichte der PTBS geschuldet und soll nicht das Leiden der anderen Kriegsparteien aus dem Blick rücken. Allein auf Seiten der vietnamesischen Zivilbevölkerung geht man von circa zwei Millionen Toten aus, wobei auch US-amerikanische Soldaten und Bomben hier einen maßgeblichen Beitrag leisteten.

argumentierte er, dass diese Reaktionen in ihrer spezifischen Ausprägung nicht nur direkt und isoliert auf die traumatischen Erlebnisse zurückgehen, sondern auch im Kontext von größeren Problemen der US-amerikanischen Kultur entstehen, wie zum Beispiel überzeichneter, stereotyper Männlichkeit (Ludlam, 2007, S. 529). Allerdings leistete Lifton zusammen mit anderen Wissenschaftler*innen und Betroffenen auch Lobbyarbeit, um die Anerkennung einer eigenständigen Störung zu erreichen. Für die ehemaligen Soldaten war diese wissenschaftlich anerkannte Störung notwendig, um vor der US-Veteranenbehörde in Anschluss an eine '*service-connected disability*' (also eine direkt mit dem Einsatz zusammenhängende Behinderung bzw. Erwerbsunfähigkeit) Rechtsansprüche geltend zu machen (Young, 1995, S. 113). Außerdem würde die offiziell anerkannte Störung der 'neuen' Trauma-Theorie dabei helfen, sich im psychologischen Mainstream durchzusetzen und zu etablieren.

Denn dieser veränderte sich im Jahr 1980 maßgeblich mit der Einführung des DSM-III, welches als versicherungsrechtlich relevantes Diagnosemanual eine einheitliche Klassifizierung psychischer Störungen nach symptomatischen Kriterien zum Ziel hatte. Hier lag aber auch genau der Konflikt: Denn obwohl die neue 'posttraumatische Belastungsstörung', unter anderem in Anlehnung an Kardiners Systematik, einen Kriterienkatalog vorlegte, der sich an empirisch erfassten Symptomen orientierte, beinhaltete er – an erster und wichtigster Stelle – auch ein *ätiologisches Kriterium*, nämlich dass diese Symptome in Zusammenhang mit einem traumatischen Ereignis stehen müssen.

Dieses 'Trauma-Kriterium' verband die unterschiedlichen Symptome erst zu dem neuen Störungsbild. Ohne dieses Kriterium fielen die beschriebenen Symptome mit bereits bestehenden Störungsbildern wie Depression und generalisierte Angststörung zusammen (Young, 1995, S. 110). Nach einigem Widerstand des DSM-III-Komitees, welches eigentlich genau solche ätiologischen Mechanismen mit dem neuen Manual abschaffen wollte, wurde die Störung dann allerdings dennoch in der Sektion 'Angststörungen' inkludiert, da die Gesundheit der Vietnam-Veteranen ein politisch höchst sensibles Thema war (Young, 1995, S. 109).

Einerseits war damit ein Sieg beim Ringen um die Anerkennung des traumatischen Leidens gewonnen, andererseits folgte die Anpassung an die biopsychologische, medikalierte Logik des DSM-III. Die PTBS ist als das Ergebnis dieser 'Einheirat' des bei den Vietnam-Veteranen festgestellten Traumas in dem neu etablierten Diagnosemanual zu sehen und eine Folge der statistischen Transformationen und Vereinheitlichungen, die dabei als Mitgift verlangt wurden – während das Selbst, der Leib und die Gesellschaft als Störvariablen eliminiert bzw. geopfert werden mussten. Als vermeintlich kohärentes, universales und zeitloses Störungsbild entsteht sie erst durch die Praktiken, Technologien und Narrative, über die sie diagnostiziert, erforscht und behandelt wird (Young, 1995, S. 5).

2.2. Kritische Betrachtung der PTBS

Im letzten Kapitel wurden die historische Entwicklung der traumatischen Erinnerung und deren Transformation in die PTBS angerissen. Auf der gesellschaftspolitischen Betrachtungsebene geht es in dieser Entwicklung immer wieder darum, welche psychische Wirkung überwältigende Erlebnisse haben, „wobei sich die Fachleute im Wesentlichen dafür interessieren, ob die Betroffenen simulieren oder nicht. Gefragt wird also, ob die Eisenbahnverunglückten Versicherungsbetrüger, die verunglückten Arbeiter arbeitsscheu und die Soldaten Feiglinge sind“ (Becker, 2017, S. 155). Auf wissenschaftlicher Ebene wurde die Idee des Traumas als „pathologisches Geheimnis“, bei dem das Individuum eine schmerzhafte Erinnerung vor sich selbst verbirgt, erst durch die Entwicklung der Idee des 'Unbewussten' und 'abgespaltener' Anteile des Selbst möglich (Young, 1995, S. 6). Als ein solches Geheimnis kann das Trauma als *traumatische Erinnerung* im Unterbewussten überdauern und eine geistige 'Störung' bzw. Zerstörung auslösen, wobei die Vergangenheit einen direkten und kausalen Einfluss auf die Gegenwart zu haben scheint. Laut Young (1995) handelt es sich dabei aber um eine Verklärung und Homogenisierung der Realität, da die traumatische Erinnerung auch rückwirkend erst als solche konstruiert wird. Es wird eine vermeintlich einfache *Kausalbeziehung* zwischen dem Ereignis und den PTBS-Symptomen gezogen, obwohl zum Beispiel im Fall der Vietnam-Veteranen das Ereignis während des Erlebens oft gar nicht als belastend wahrgenommen wurde und erst Jahre später zur 'traumatischen Erinnerung' wurde.

Da diese ursprünglichen Erfahrungen in Vietnam oftmals auch eigene Gewalthandlungen und Massaker, wie jenes von My Lai, beinhalteten, ändert sich dadurch auch der Diskurs um Opferschaft. Während es nach dem Holocaust im Trauma-Diskurs noch eindeutig um die Anerkennung der Opfer ging, sind die mit PTBS diagnostizierten Veteranen oftmals auch Täter (Becker, 2017, S. 155). Neben Angst wurde nun insbesondere Schuld zur relevanten Emotion. Die PTBS-Diagnose führt in diesem Sinne dazu, dass verschiedenste Erlebnisse, wie das Ausüben, die Beobachtung und die Erfahrung von Gewalt am eigenen Leib, gleich gestellt werden, indem nur noch undifferenziert auf die medikalierte bzw. psychologisierte Folgestörung fokussiert wird. Die auslösenden Ereignisse (und deren Kontexte) interessieren in dieser Perspektive nicht mehr und sind nur noch relevant als „Stressoren, die den psychischen Zusammenbruch auslösen“ (Becker, 2017, S. 155). Dabei wird dann auch nicht mehr zwischen menschengemachter Gewalt und natürlicher Katastrophe unterschieden. Diese Homogenisierung des Traumas in der PTBS-Diagnose führt zu einer *Naturalisierung* von menschengemachten Verhältnissen und einer *Entpolitisierung* und *Entmoralisierung* des Traumabegriffs und hat damit implizit auch eine *Entnennung* von zwischenmenschlicher Gewalt zur Folge (vgl. Brenssell, 2014, S. 129).

Dieser Fokus auf traumatische Erlebnisse als *Stressoren*, welche sich in experimentellen

Bedingungen sowie in Tierversuchen manipulieren lassen, findet sich insbesondere in der neurobiologischen Psychologie, welche immer wieder zur Weihung der Psychologie als 'harte' Naturwissenschaft missbraucht wird. Wie auch schon früher in der Geschichte des Traumas (vgl. Railway Spine, Shell Shock) wird dort die Ursache des Traumas in der Überreizung des Nervensystems gesehen.⁸ Einer bestimmten Quantität an Stress, welche im Gehirn des Individuums zur Überflutung durch Stresshormone führt, steht dann die individuelle Vulnerabilität und *Resilienz* gegenüber, also die Möglichkeit der Stressbewältigung (Brenssell, 2014, S. 130). Auch hier scheint sich die Geschichte zu wiederholen, indem impliziert wird, dass die Traumatisierung und die Möglichkeit zu deren Bewältigung vor allem mit bereits zuvor bestehenden individuellen Schwächen zusammenhängen würde. Durch den Fokus auf das individuelle Gehirn verliert die neurobiologische Perspektive „sowohl das Subjekt als auch die Gesellschaft aus dem Blick“ (Brenssell, 2014, S. 130), welche in der empirisch-experimentellen Psychologie ohnehin als Störvariablen eliminiert werden sollen.

Als Erklärungsmodell hat das neurobiologische Traumaverstehen dann auch einen entscheidenden Einfluss auf gängige Behandlungsmethoden. In der neurologisch und kognitiv-behavioristisch fundierten Narrativen Expositionstherapie (NET) soll durch die gezielte Konfrontation mit der traumatischen Erinnerung (durch wiederholte Verbalisierung bzw. Narrativierung) eine Habituation, also die Gewöhnung an den 'aversiven Reiz', erreicht werden (Brenssell, 2014, S. 133). Die Autoren argumentieren, dass eine solche Kurzzeittherapie (drei bis zehn Stunden) ausreicht, da es für die Habituation unerheblich sei, ob eine Stabilisierung der Betroffenen oder eine tragfähige therapeutische Beziehung etabliert wurde (Brenssell, 2014, S. 133). Die neurobiologisch begründete Präferenz für solche manualisierten Kurzzeittherapien und die wissenschaftliche und diskursive Fokussierung auf die in der individuellen Verantwortung liegende 'Resilienz' und 'Anpassungsfähigkeit' ist dabei keineswegs zufällig.

Fuchs (2017, S. 307-329) spricht diesbezüglich auch von einem „Neoliberalismus“: Die Neurowissenschaft dient einerseits der Legitimierung des neoliberalen Gesellschafts- und Wirtschaftssystems, indem die Subjekte dieses Systems naturalisiert und individualisiert werden, zum Beispiel indem „Ungleichheit und Eigennutz zur Triebfeder menschlichen Handelns erklärt und kulturelle wie soziale Prozesse als rein evolutionär getrieben bestimmt“ werden (Fuchs, 2017, S. 317). Das traumatisierende Potential, welches dieses System selbst in sich trägt⁹, wird dabei

⁸ Die Geschichte wiederholte sich sogar in dem Maße, dass in Folge der Golfkriege erneut untersucht wurde – diesmal mit modernen bildgebenden Verfahren – ob sich PTBS-Symptome nicht doch auf Gehirnerschütterungen, chronische Hirnentzündungen und neurologische Mikro-Läsionen zurückführen lassen könnten.

⁹ Zum Beispiel im Rahmen von prekären Arbeitsbedingungen oder durch unfreiwilligen Verlust der Erwerbsarbeit in Folge neoliberaler Umstrukturierungen, Standardisierungen und Ökonomisierungen können selbst eine Form der indirekten Gewalt darstellen. Zur großen Wunde des Traumas kommen dann „viele kleine Nadelstiche“ (Brenssell, 2014, S. 145), zum Beispiel wenn nach einer traumatischen Belastung und entsprechenden Leistungseinbußen rasch der soziale Ausschluss droht, „wenn man einmal eine

ebenso verschleiert, wie dessen unvermeidliche Anteile an jeglichen Traumaprozessen, die sich vor dieser Kulisse abspielen. Darüber hinaus dient das biomedizinische (Trauma-)Paradigma auch der Umsetzung und Einforderung neoliberaler Normen, indem Kosten und Sozialleistungen über die Manualisierung und Standardisierung von Therapieverfahren eingespart und minimiert werden sollen. Die kollektive Verantwortung für die psychische Zerstörung wird verneint und an das pathologisierte Individuum zurück delegiert. Dieses wird dazu angehalten, sich selbst, sein Gehirn bzw. seine kognitiven Konstruktionen zu regulieren, sich also *anzupassen* und *resilient* zu werden. Selbst die widrigsten Umstände können in dieser Perspektive gemanagt werden, „wenn man nur will“ (Lux, 2010, zitiert nach Brenssell, 2014, S. 138).

Trauma als persönliches und kollektives Leid hingegen „spielt im wirtschaftlichen Kalkül keine Rolle“ (Fuchs, 2017, S. 316). Die lokale Lebensrealität der Betroffenen wird zugunsten der universellen, biomedizinischen Wahrheit der PTBS geopfert, und das sinnhafte Leid zugunsten der behandlungsbedürftigen, durch kognitive Übungen therapeutisierbaren Störung. Diese Therapeutisierung bzw. Pathologisierung des Traumas suggeriert einerseits die Kontrollierbarkeit und Korrigierbarkeit des Traumas durch psychologische Expert*innen. Andererseits determiniert sie das Subjekt auch, indem es zur kaputten neuronalen Maschine erklärt und in Zuge dessen objektifiziert und depersonalisiert wird (vgl. Fuchs, 2017). Diese Art der Behandlung wirkt umso fragwürdiger, wenn man bedenkt, dass NET ursprünglich für schwer traumatisierte Menschen in Kriegs- und Krisengebieten im globalen Süden entwickelt wurde, also für Szenarien mit begrenzten Geld- und Zeitressourcen. Nach Becker (2006) ist das entsprechende Hilfsbedürfnis der psychologischen Expert*innen hier zum Teil kritisch zu sehen, da es mehr auf die Befriedigung der eigenen humanitären Rettungsideologien ausgerichtet und postkolonialistisch unreflektiert wäre. Nicht nur werden den Betroffenen ungefragt westliche psychologische Konzepte und Praktiken übergestülpt, sondern es wird in Bezug auf traumatisches Leid auch das reproduziert, was Becker (2006, S. 245) eine „Grundlüge“ nennt: Nämlich die Illusion, dass man mit wenig Geld und durch „kurzfristige Totallösungen“ alles verändern kann, zum Beispiel indem man in einer Art Schneeballsystem lokale Communities zur angeblich nachhaltig wirksamen psychologischen 'Selbsthilfe' ausbildet, anstatt tatsächlich funktionierende Infrastrukturen und Dienstleistungen zu finanzieren (Becker, 2006, S. 243-244). Dementsprechend kann nach einem Tsunami ein Programm zur Instandsetzung von Fischerbooten eine bessere Therapie darstellen als neokoloniale Psychoedukation durch kurzfristig eingeflogene Traumatrainer*innen (Mundt, Petra, Heinz & Pross, 2011, zitiert nach Brenssell, 2014).

Zeit lang nicht funktionieren kann“ (Brenssell, 2014, S. 145). Darüber hinaus wird Ungleichheit auch durch direkte Gewalt geschaffen: „Der Neoliberalismus wurde und wird mit Gewalt durchgesetzt, dazu gehören militärische Gewalt, Folter und wirtschaftliche Gewalt“ (Brenssell, 2014, S. 145).

Solche Schlussfolgerungen sind wiederum der Einsicht geschuldet, dass Traumatisierte nicht nur an einer ins Gehirn eingeschriebenen¹⁰ traumatischen Vergangenheit oder krankmachenden Erinnerung leiden, sondern immer auch an einer sozialen Gegenwart und Unterstützung *nach* dem Trauma. Für Becker (2017, S. 159-160) ist diese Bedeutsamkeit der gesamten Beziehungswelt des/der Traumatisierten* jenseits von Therapie und medizinischer Behandlung eine „Konsequenz, die einerseits eine große Chance impliziert, aber auch eine unwahrscheinlich große Verantwortung“. Das *Trauma-* bzw. *Event-Kriterium* im ICD-10 widerspricht dieser Einsicht, indem es primär und linear-kausal Bezug auf das traumatische Ereignis nimmt. Dieses sei ein „kurz- oder langanhaltendes Ereignis oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung mit katastrophalem Ausmaß, das nahezu bei jedem tiefgreifende Verzweiflung auslösen würde“ (WHO, 2019, S. 124).

Die Formulierungen 'außergewöhnlich' und 'nahezu bei jedem' bergen außerdem eine gewisse Ambivalenz: Einerseits wird damit klargestellt, dass das Trauma nicht ausschließlich der Subjektivität des Individuums entspringt, sondern an ein 'real belastendes' Ereignis im 'Außen' gebunden ist. Andererseits wird damit aber auch eine Innen-Außen Spaltung vorgenommen und der Aspekt der Kulturgebundenheit und Intersubjektivität des Traumas vernachlässigt. Es wird nicht zwischen einer universellen, objektiv-wissenschaftlichen 'Wahrheit' und einer intersubjektiv-lokalen 'Realität' des Traumas unterschieden. Obwohl durch diese Normierung zwar das 'Abnormale' der traumatischen Erlebnisse erwähnt wird, impliziert die Diagnose 'Posttraumatische Belastungsstörung' andererseits auch, „dass eine Person eine 'Störung' in ihren Belastungsmöglichkeiten hat, ihre Reaktion auf das Erlebte also nicht 'normal' ist“ (Körner, 2015). Im DSM-V wird versucht, konkretere Beispiele dafür zu finden, was 'abnormal belastend', also traumatisch sein kann, wodurch der Versuch der Objektivierung von 'traumatisch' wirkenden Erlebnissen noch weiter getrieben wird (Körner, 2015, S. 201), und damit auch die „diskursiven Grenzen des Sagbaren“ (vgl. Jäckle, Wuttig & Fuchs, 2017) – bzw. des 'Nicht-Sagbaren', Traumatischen bestimmt werden.

Über solche Normen wird im Trauma-Diskurs ausgehandelt, was 'traumatisch' sein darf (bzw. muss) und zum außergewöhnlichen und längerfristigen Leiden und Nicht-Funktionieren legitimiert, denn abseits von (psychischer) Krankheit ist im leistungsorientierten System kein Platz für Ausfälle, Leid und Trauer, und auch die Krankheit wird streng reguliert, reglementiert und gesteuert. Über mediale Inszenierungen von traumatischen Ereignissen wird das Trauma dabei *emotionalisiert* und eine zu bemitleidende und betrauerbare Opfergruppe konstruiert (Jäckle, 2017, S. 78). Der hegemoniale Trauma-Diskurs ist in diesem Sinne „Ausdruck einer machtvollen Konstruktion einer Wirklichkeit, die Menschen als Opfer und Täter, Gesunde und

10 Man könnte eher von einer in den gesamten *Körper* eingeschriebenen Erfahrung sprechen, siehe z.B. Levine, 2010.

Kranke, Gute und Böse hervorbringt“ (Jäckle, 2017, S. 77). Die Bestimmung und Normierung des Traumatischen in den Diagnosemanualen zeigt sich weiterhin in der Beschreibung von 'typisch traumatischen' Symptomen wie 'Flashbacks' und 'Wiedererleben', die anscheinend in mechanischer Weise durch das traumatische Erleben ausgelöst werden. Durch solche Typisierungen werden komplexe sozialpolitische Prozesse „ihres politischen Charakters entleert, auf Einzelereignisse reduziert und als traumatische Klischees entwickelt. Die Realität wird zum Film“ (Becker, 2006, S. 173).¹¹

Durch die Globalisierung der PTBS per Aufnahme in die Diagnosemanuale wurde nach Bernsell (2014) ein „Pyrrhussieg errungen“. Denn die Anerkennung der psychischen Folgen von Gewalt und Krieg geschah zum Preis der Medikalisierung, und die Opfer müssen für Hilfe damit bezahlen, dass sie nun 'gestört' sind und stigmatisiert werden. Durch die Globalisierung und Vereinheitlichung des Traumas wird Anerkennung und Hilfe vielfach möglich, doch geht damit gleichzeitig das 'Partikulare' und Spezifische des Traumas, sowie dessen zeitlicher und räumlicher Kontext verloren und mit dem Fokus auf Krankheit kann „auch niemand mehr auf die Idee kommen, dass man eventuell die Trauma auslösenden politischen Verhältnisse ändern müsste“ (Becker, 2017, S. 156). Die Bedeutung der Anerkennungsthematik für die Betroffenen selbst sei mit Blick auf diese Verhältnisse nicht zu unterschätzen. Da die PTBS eine Sonderrolle hat, indem sie eine äußere bzw. historische Ursache psychischer Probleme anspricht, hat sie für leidende Subjekte ein enormes Anziehungspotenzial. Dadurch und aufgrund ihres universellen Anspruchs wird sie tendenziell aber auch überspannt – alles ist potentiell 'traumatisch'. Die Anerkennung kann damit auch zur Verkennung werden. Wie Subjekte sich individuell mit psychologischen Konzepten vernähen und identifizieren, wird nochmal intensiv in Kapitel 3 diskutiert.

2.3. Unzerstörbar: Die Idee der Resilienz

Trauma als psychische Wunde ist mit menschlicher Verwundbarkeit, Handlungsunfähigkeit und Ausgeliefertsein verbunden. Die Verletzlichkeit des Individuums liegt poststrukturalistisch betrachtet in seiner unauflösbar Verwobenheit in Machtverhältnissen und in der Abhängigkeit von anderen Menschen begründet, während sie ontologisch auch in der konstitutiven Verletzlichkeit des Körpers bzw. Leibes gefunden werden kann (vgl. Pusch, 2017, S. 368). Das soll gerade nicht heißen, dass zwischenmenschliche Gewalt und Unterdrückung als 'natürlich' vorweggenommen werden, sondern dass Körper, soziale Angewiesenheit und diskursive Verwobenheit das *Potential* für Verletzlichkeit bergen.¹² Die Leugnung einer solchen

11 Im Kontext dieser Kritik an der Annahme von Einzelereignissen, wird im ICD-11 die Diagnose der komplexen posttraumatischen Belastungsstörung (KPTBS) aufgenommen. Auch die Borderline-Diagnose wird mit Blick auf chronische, frühkindliche Traumatisierung relevant.

12 Im Körper wird das Trauma demnach 'real', egal ob es sich um körperliche oder psychische Einwirkungen handelt. Das betrifft aus

Verletzlichkeit kann die Aufarbeitung des Traumas als 'Einbruch des Realen' ungemein erschweren. Daran schließt sich auch der in der westlichen Welt stark verbreitete und immer wieder neu erzählte 'Gerechte-Welt-Glauben' (vgl. 'just world belief') an. Gemeint ist die Annahme, dass guten Menschen Gutes widerfährt, sie das bekommen, was ihnen zusteht, während schlechte Dinge nur schlechten Menschen widerfahren können bzw. solchen, die dumme Fehler machen, von der vermeintlich sicheren Norm abweichen, sich nicht kontrollieren oder schlechte Entscheidungen treffen. Der Mensch ist in dieser Perspektive quasi der Hauptdarsteller in seinem eigenen Lebensfilm, dem letztlich nichts Unvorhergesehenes oder Unverdientes passieren kann. Leider können solche impliziten Annahmen im Kontext von traumatischen Erfahrungen schließlich zur Opfer-Täter- bzw. Schuldumkehr führen und damit das Phänomen der Traumatisierung mitbedingen (vgl. Hayes, Lorenz & Bell, 2013).

Die Idee der *Resilienz* verbindet in gewisser Weise den Gerechte-Welt-Glaube mit der Einsicht der grundsätzlichen menschlichen Verletzlichkeit. Es wird zwar anerkannt, dass Menschen, ohne es verdient zu haben, in Situationen der Ohnmacht und Hilflosigkeit gelangen können, doch ob ein Individuum sich aus solch einer Situation selbst befreien kann, hängt in dieser Perspektive von dessen Veranlagung zu Optimismus und Widerstandskraft ab, also der Haltung, sich trotz widriger und anscheinend aussichtsloser äußerer Umstände „nicht unterkriegen zu lassen“ (Cabanas & Illouz, 2019, S. 187). Das Gute daran: Diese Eigenschaften können im Zweifelsfall auch erlernt und trainiert werden, wenn nur ausreichend *Wille* dazu besteht (Graefe, 2019a, S. 26). Wenn man es nur stark genug versucht und fest genug daran glaubt, kann die Verletzung als *Chance* umgedeutet werden und auch überwältigender Druck *motivierend* gesehen werden und man kann, gerade entgegen aller Hindernisse, zum „Superhelden“ [sic!] des eigenen Lebens werden (Meister, 2020). Durch die etwas sozialdarwinistische Annahme, wonach resiliente Menschen Krisen überstehen und sich anpassen, während nichtanpassungsfähige Menschen scheitern (vgl. Cabanas & Illouz, 2019, S. 187), wird die unsicher und ungerecht gewordene Welt kurzerhand wieder 'gerecht', das Individuum ist wieder selbstverantwortlich und der amerikanische Traum ist gerettet: Denn jede*r kann 'es schaffen', solange er oder sie sich anstrengt und ein positives Mindset kultiviert.

Dieses Verständnis von 'Resilienz' geht auf den Psychologen Martin Seligman und die Strömung der Positiven Psychologie zurück. Eigentlich ist der Begriff zwar deutlich älter und stammt ursprünglich aus der Materialwissenschaft, in der er die flexible Widerstandsfähigkeit eines Materials bezeichnet bzw. dessen Fähigkeit, auch nach großer Spannung wieder in seinen Ausgangszustand zurückzukehren (Graefe, 2019b, S. 19). Die detaillierte Begriffsgeschichte

meiner Sichtweise ebenso biologische Vorgänge wie traumatische Erstarrung, als auch diskursive Vorgänge wie die Subjektivierung als 'Trauma-Opfer' oder 'traumatisch' wirkende Subjektivierungen bzw. Absprechungen von Subjektpositionen.

braucht uns hier jedoch nicht weiter zu beschäftigen. Wichtig ist, dass der Begriff schließlich in der *Positiven Psychologie* Karriere machte und seine Bedeutung schließlich auf Subjekte, Städte, Finanzmärkte und sogar Ökosysteme ausgeweitet wurde. Auch diese sollen ebenso wie resiliente Materialien ohne nachhaltige Beeinträchtigung mit unvorhergesehenen Schocks, Krisen und längerfristigen Belastungen umgehen können (Graefe, 2019b, S. 19). Die Positive Psychologie selbst hat es sich seit Mitte der 1990er Jahre zur Aufgabe gemacht, 'positive' Emotionen, Glück und natürlich auch *Resilienz* zu erforschen. Im Narrativ des Gründungsvaters Martin Seligman geschah dies als Reaktion auf eine persönliche „Erleuchtung“ (Brandt, 2024, S. 120-121), in Folge derer er erkannt hätte, dass die Psychologie als Wissenschaft bisher ständig nur mit der Erforschung des 'Negativen', der Mangelhaftigkeit des Menschen und mit psychischen Störungen beschäftigt wäre (Brandt, 2024, S. 123). Bei einer solchen Interpretation wurden freilich vielfach bereits existierende Forschungen zu positiven Aspekten der menschlichen Natur ignoriert, wie sie zum Beispiel im Rahmen der Humanistischen Psychologie stattgefunden haben (vgl. Brandt, 2024).

Auch in der vorliegenden Arbeit wurde von mir die Pathologisierung kritisiert, die zum Beispiel einer PTBS-Diagnose innewohnt. Für Seligman stellt sich dieses Problem jedoch nicht als ein theoretisches oder methodisches, sondern als eines der falschen inhaltlichen Schwerpunktsetzung (Brandt, 2024, S. 123). Tatsächlich schien hinter dieser Neuausrichtung jedoch auch die Erleuchtung zu stehen, dass sich Optimismus weitaus besser verkauft als Pessimismus (Brandt, 2024, S. 70-71). Das schon relativ zu Beginn seiner Karriere von Seligman entwickelte Konzept der 'erlernten Hilflosigkeit', welches dann doch allzu negativ anmutete, wurde in Folge in 'erlernten Optimismus' umgewandelt und schließlich zur 'Resilienz' weiterentwickelt. Mit der Resilienz wird der Ton – abseits von Glücksversprechen und Positivität – dann allerdings auch wieder verschärft: Diese zu erlernen erfordert harte Arbeit am Selbst. Die gute Nachricht ist daher, dass es ein ständig wachsendes Angebot an Ratgeber- und Selbsthilfekultur gibt, ebenso wie Coaching-Workshops und Trainingsprogramme „für jede erdenkliche Institution und Personengruppe“ (Meister & Slunecko, 2021, S. 243).

Diese sehr breite Anwendung und der große Erfolg der Positiven Psychologie und ihrer Resilienz-Programme bei der Akquisition von Fördergeldern und staatlichen Mitteln erscheinen zunächst überraschend, angesichts der immer wieder angeprangerten gravierenden methodischen und theoretischen Mängel, sowie ihrer Selbsthilfekritik (vgl. Cabanas & Illouz, 2019, S. 38-40). In den Worten der Positiven Psychologie bedeutet Resilienz die „ability to bounce back from negative emotional experiences and [...] flexible adaptation to the changing demands of stressful experience“ (Tugade & Fredrickson, 2004, S. 320, zitiert nach Meister & Slunecko, 2021, S. 243). Ebenso wie das von der Positiven Psychologie vielfach untersuchte 'Glück', wird auch das Konzept der Resilienz sehr vage und vielfach mit blumiger Sprache definiert. Es handelt sich wie

gesagt gleichzeitig um eine angeborene Eigenschaft und um eine zu kultivierende Haltung. Unter Stressbedingungen „blühen resiliente Menschen auf“ (vgl. Cabanas & Illouz, 2019). Oftmals wird in Anschluss an solche schwammigen Definitionen und Operationalisierungen in Glücks- und Resilienzstudien auch sehr tautologisch und widersprüchlich argumentiert: Es wird zum Beispiel erklärt, dass ein optimistischer Attributionsstil glücklich machen würde, während Glück selbst als Optimistischsein definiert wird (Brandt, 2024, S. 336). Resilienz kann zugleich das Ergebnis eines erfolgreichen Krisenmanagements sein und dieses als Ursache ermöglichen. Die Fragwürdigkeit solcher Definitionen verdeutlicht sich außerdem umso mehr, wenn man bedenkt, dass dort immer auch normative Annahmen über kulturspezifisch erwünschte Eigenschaften des Menschen transportiert werden, denn Resilienz und Glück sollen nicht nur erforscht und vermessen, sondern möglichst flächendeckend *gefördert* werden (Graefe, 2019b, S. 122).

Genau darin liegt nach Ansicht vieler Kritiker*innen (in jüngerer Zeit u.A. Graefe, 2019b; Meister & Slunecko, 2021; Cabanas & Illouz, 2019) jedoch der Reiz und das Erfolgsgeheimnis der Resilienz. Für Cabanas und Illouz (2019, S. 41) ist klar, dass „sich die Positive Psychologie nicht allein auf ihrer wissenschaftlichen Grundlage hätte entfalten können“. Vielmehr sei es die '*Urgency*', also ein bestimmter gesellschaftlicher Notstand, auf den der Resilienz-Diskurs antwortet, und welcher die extreme Popularität ihrer Ideen begründet (vgl. Meister & Slunecko, 2021, S. 242). Zwar schafften es die Positiven Psycholog*innen, einen ganz neuen Markt zu erschaffen, indem sie Glück, Resilienz und Persönlichkeitsentwicklung insbesondere für 'Gesunde' versprachen. Wichtig sei es nicht nur psychische Störungen zu behandeln, sondern der sogenannten Allgemeinbevölkerung Strategien zur Bewältigung des Alltagslebens und zur Entfaltung ihres individuellen Potenzials an die Hand zu geben, um so wiederum „normale, angemessene und anpassungsfähige Verhaltensweisen und Persönlichkeiten hervorzubringen“ (Cabanas & Illouz, 2019, S. 40). Doch die allgemeine psychische Gesundheit scheint ein fragiles Gut geworden zu sein und wirkt ständig bedroht, womit wir wieder zum Notstand kommen. Wer will im Angesicht von multiplen globalen Krisen, steigender Burnout-Raten und immer größerer gesellschaftlicher Verunsicherung nicht resilient und damit 'unkaputtbar' sein (vgl. Meister & Slunecko, 2021, S. 243)?

Graefe (2019b) betitelte diese Konstellation einschlägig als „Resilienz im Krisenkapitalismus“. Der Diskurs der Resilienz antwortet in dieser Perspektive primär auf die *Erschöpfung* des Subjekts unter prekären Umständen, in denen die Krise zur notwendigen Normalität¹³ geworden ist. Das sich selbst im Bestreben nach Authentizität fremd gewordene und

13 Diese Formulierung bezieht sich darauf, dass sich hier 'materiale' Krisen mit Krisendiskursen mischen. Krisen sind für kapitalistische Produktionsweisen zunächst kein Problem, sondern begründen sogar deren Erneuerungsfähigkeit und damit langfristig deren Stabilität. Echte Transformation oder Veränderung des Systems bringen solche Krisen jedoch nicht, schon gar keine nachhaltigen Lebensweisen (Graefe, 2019b, S. 17).

erschöpfte Subjekt¹⁴ ist hierbei als Schattenbild eines neoliberalen Subjekts zu verstehen, welches mit den verheißungsvollen Erzählungen der Resilienz wieder auf neuen Durchhaltewillen und weitere Selbstflexibilisierung eingeschworen werden soll (vgl. Graefe, 2019b, S. 15). Doch handelt es sich bei der Resilienz um mehr als eine bloße Durchhalteparole, mit der das neutrale Subjekt angetrieben und aktiviert wird, während es auf der anderen Seite mit der Glückskarotte am Ende des Stiels gelockt wird. Es handelt sich auch um einen Regierungsstil und um eine technokratische Strategie zur Produktivitätssteigerung und Kostenreduktion (Graefe, 2019b). Aus der Sicht der Versicherungen haben sich steigende Zahlen psychischer Erkrankungen als ein Loch ohne Boden erwiesen und für Volkswirtschaften als ein Faktor, der kostbares Wachstum gefährdet. Daher scheint es günstiger und praktikabler, die Subjekte präventiv abzuhärten und selbst für ihre Gesundheit, Flexibilisierung und persönliche 'Entwicklung' zu begeistern (vgl. Graefe, 2019b). Resilient, glücklich und produktiv zu sein (bzw. zu werden, da dies grundsätzlich nicht abschließbar ist) wird zur persönlichen moralischen Pflicht, wodurch diese Verantwortungen in die Individuen ausgelagert werden können. Die Pflicht wird dabei allerdings nicht über autoritären Zwang vermittelt, sondern vielmehr über Diskursmacht, als eine Form der Normalität. Die Zu widerhandlung wird nicht offen bestraft, sondern indirekt mit sozialem Ausschluss geahndet (vgl. Diskurstheorie und Gouvernementalität in Kapitel 3 dieser Arbeit).

Resilienz lässt sich dementsprechend als eine Art und Weise verstehen, „die neutrale Norm des selbstverantwortlichen unternehmerischen Handelns auf ein breiteres ethisches Fundament zu stellen“ (Graefe, 2019b, S. 156). Es handelt sich um eine „Ethik der Lebensführung“ (Graefe, 2019b, S. 156), die zum Teil spirituell-religiöse Züge annimmt, zum Beispiel in Bezug auf das Credo der 'Läuterung', wonach Krisen geduldig durchgestanden werden müssen, um schließlich gestärkt und erleuchtet daraus hervorzugehen (vgl. Graefe, 2019b, S. 154). In diesem Setting werden auch noch die Leiden am System selbst verwertbar gemacht, im Sinne einer „Ausbeutung der Folgen der Ausbeutung“ (Meister, 2020; Hervorhebung im Original). Kurz gesagt: Wenn gesellschaftliche und persönliche Krisen positiv als Chancen zu begreifen sind, muss man auch nichts mehr an den Verhältnissen ändern, in denen diese auftreten. Die Subjekte des Systems sind schließlich ohnehin nicht mehr zu solchen Veränderungen fähig, da sie im Namen der Resilienz zunehmend zur *Reaktivität* erzogen werden. Eigenständiges (Brandt, 2024, S. 268) und kreatives Denken jenseits des Status Quo ist für den resilienten und glücklichen Konformisten nicht mehr notwendig, „bietet doch die allzeit Schocks, Turbulenzen oder auch Traumatisierungen

¹⁴ Einen Anstieg der allgemeinen Erschöpfung will Graefe (2019a) dabei nicht als eine rein objektive Tatsache missverstanden wissen. Vielmehr sei die Erschöpfung die inzwischen vorherrschende Form des Leidens, was auf die zunehmende Individualisierung zurückzuführen sei. Belastungen, Anforderungen, Konflikte, sowie unerfüllte Wünsche können vereinfacht gesagt nicht mehr im sozialen Außen ausgetragen werden, sondern werden vornehmlich im *Selbst* verhandelt und bearbeitet, was schließlich zur erschöpften Implosion führt.

bereithaltende Umwelt bereits mehr als genug Abwechslung“ (Graefe, 2019b, S. 147). Auf diese Weise kritisch betrachtet ist der *homo resiliensis* sogar im Vergleich zum durchaus kreativen *homo oeconomicus* noch als ein Rückschritt zu sehen, obwohl er faktisch gesehen dessen Weiterentwicklung darstellt (vgl. Graefe, 2019b).

2.4. Die Verwertung des Traumas: Das posttraumatische Wachstum

Seligmans Idee der erlernten Hilflosigkeit, aus deren Geist die Positive Psychologie und die Resilienz geboren wurden (vgl. Brandt, 2024), hätte in Bezug auf Trauma eigentlich eine Chance bedeuten können. Schließlich zeigt das Konzept, „wie Individuen unter objektiven Bedingungen der Machtlosigkeit lernen, ihre Situation zu akzeptieren und als normal zu betrachten, weil sie davon ausgehen, dass sie an diesen Bedingungen sowieso wenig ändern können“ (Cabanas & Illouz, 2019, S. 186). Davon ausgehend hätte man betrachten können, welche gesellschaftlichen Mechanismen und Prozesse zu solchen Gefühlen der Machtlosigkeit und Verwundbarkeit führen; zum Beispiel institutionalisierte Zwangsstrategien, Unterdrückung, sowie Taktiken, um allgemeine Empörung ruhig zu stellen, bis diese „in Konformität und Apathie abgleitet“ (Cabanas & Illouz, 2019, S. 187). Dies könnte es zudem erlauben, sich zu fragen, wie in gesellschaftlichen Kontexten die *situative Ohnmacht des Traumas* schließlich zur *langfristigen Erfahrung der Sprach- und Machtlosigkeit der Traumatisierung* wird. Welche Rolle spielen dabei soziale Prozesse der *Entmachtung*, verstanden als Folgen eines „Zerstörungsprozesses auf individueller und sozialer Ebene, der teils plötzlich und überraschend einsetzt, teils sich langsam und fast unmerklich entwickelt, immer aber in langjährigen kulturell bestimmten Macht- und Beziehungsstrukturen wirksam ist“ (Becker, 2017, S. 151)?

Stattdessen verfolgte die Positive Psychologie jedoch einen anderen Weg. Sie interessierte sich nicht für die sozialen Umstände und intersubjektiven Kontexte der Machtlosigkeit, sondern für die stoische Fähigkeit des Individuums, trotz dieser faktischen Machtlosigkeit aktiv und optimistisch zu bleiben und die aussichtslosen Umstände für sich persönlich positiv umzudeuten bzw. im Nachhinein als sinnvoll und nützlich zu konstruieren (Cabanas & Illouz, 2019, S. 187). Glück ist also keine 'Glückssache', sondern durch die Fähigkeit bestimmt, solche Hindernisse positiv umzudeuten. Für das Trauma heißt das eine „massive Rückkehr des Individualismus“ (Cabanas & Illouz, 2019, S. 83) durch die Rückbesinnung auf die individuellen Resilienz- und Stressbewältigungsfaktoren. Die Verantwortung für das Trauma liegt dadurch umso mehr bei dem bzw. der Einzelnen, da dieses ja sogar noch die Möglichkeit birgt, daran zu wachsen und quasi 'übermenschlich' zu werden. Trauma ist nicht mehr etwas, was jeden treffen kann, es ist kein Pech, und umso weniger ist es systematische und politisch relevante Opferschaft. Es ist eine *Chance*, und wer das nicht begreift, ist dann selbst Schuld an der langfristigen Beeinträchtigung. Schafft man es

nicht, das Trauma nutzbar zu machen und für die persönliche Reifung zu verwerten, dann ist es lediglich eines: absolut sinnloses Leid.

Destilliert wird die spezifische Verbindung von Resilienz und Trauma in einem Konzept, welches Resilienz weiter denkt, diesem als Ausgangspunkt aber auch immer schon zugrunde lag: *Das posttraumatische Wachstum* (PTW). Definiert wird dieses von seinen Erfindern [sic!] als „positive psychologische Veränderungen als Resultat eines Ringens mit traumatischen oder hoch herausfordernden Lebensumständen“ (Tedeschi, Shakespeare-Finch, Taku & Calhoun, 2018, S. 3). Diese positiven Veränderungen würden sich vor allem dadurch ergeben, dass Menschen nach der extremen bzw. traumatischen Erschütterung des eigenen Welt- und Selbstbildes ihre grundsätzlichen Überzeugungen in Frage stellen müssen. Dabei beruft man sich auf eine konstruktivistische Sichtweise (Tedeschi, Shakespeare-Finch, Taku & Calhoun, 2018, S. 3). Diese Denktradition wird in der Positiven Psychologie generell gerne oberflächlich bemüht und es zählt zum Erfolgsrezept dieser Strömung, dass sie sich flexibel an verschiedenste Fachbereiche anpassen kann (vgl. Cabanas & Illouz, 2019, S. 34-42). Allerdings werden poststrukturalistische und sozialwissenschaftliche Ansätze von prominenten Vertretern der Positiven Psychologie wie Seligman zum Teil auch explizit als Feindbilder gehandelt und für den Pessimismus, die Entnaturalisierung und Determinierung des Menschen in der Postmoderne verantwortlich gemacht (Lang, 2020, S. 57). Konstruktivistische Ansätze werden dabei sehr selektiv aufgegriffen, mit einem Fokus auf die aktive Konstruktionsleistung des Individuums. Das Positioniert- und Konstruiert-Werden des Einzelnen als Triebfeder der Entmachtung anstatt Ermächtigung wird ausgeblendet, ebenso wie die machtvoll-diskursive Vermitteltheit jeglicher 'persönlichen' Konstruktionsleistung. Trauma sei kein Ereignis, sondern dessen Effekt auf kognitive Schemata. Körperliche bzw. verkörperte, soziale und diskursive Dimensionen werden dabei ignoriert; die Störung bzw. Anpassung solcher Schemata findet nur im Kopf des handlungsmächtigen Individuums statt. Es handelt sich daher also sozusagen um einen aktiven und bewussten 'Ein-Personen-Konstruktivismus'. Dadurch weist dieser tatsächlich mehr Überschneidungen mit Weisheiten aus der Selbsthilfebranche auf (z. B.: 'Manifestiere was du suchst' und 'nutze die Kraft des positiven Denkens'), als mit (selbst)kritischer und seriöser Wissenschaft.

Zur Untermauerung der zeitlichen und kulturellen Universalität und Wahrheit des posttraumatischen Wachstums¹⁵ und zur besseren Verkäuflichkeit wird dieses, ebenso wie die Resilienztheorie, gerne mit Fallgeschichten ausgeschmückt. Bei manchen dieser Geschichten geht es dann um erfolgreiche Unternehmer*innen, die in der Krise die Chance nutzen, um ganz an die Spitze zu kommen. Bei manchen geht es um das Besiegen einer Krebserkrankung, um dann 'mit doppelter Stärke zurückzukommen'. Besonders gerne werden allerdings auch Erfahrungen von

¹⁵ Vgl. Kapitel „Posttraumatic Growth as Common and Universal Experience“ in Tedeschi, Shakespeare-Finch, Taku & Calhoun, 2018, S. 31.

Überlebenden des Holocausts bemüht, zum Beispiel jene von Viktor Frankl, dem Begründer der (existentialistisch fundierten) Logotherapie. Dieser sei einerseits ein Beispiel und Vorbild für posttraumatisches Wachstum und habe andererseits in seinen Arbeiten selbst darüber nachgedacht, wie Menschen inmitten von Trauma bzw. im Trauma selbst neuen Lebenssinn finden können (vgl. Tedeschi, Shakespeare-Finch, Taku & Calhoun, 2018, S. 7). Auch hier bezieht man sich allerdings wieder nur selektiv und oberflächlich auf dessen Werk, während man es zudem als geschmacklos sehen kann, solche doch sehr verschiedenen Lebensgeschichten nebeneinander zu stellen, mit Selbsthilfesprüchen zu garnieren und dabei implizit zwischen posttraumatisch 'erfolgreichen' und 'nicht-erfolgreichen' Shoah-Überlebenden zu unterscheiden, die ganz nebenbei noch um ihren Opferstatus gebracht werden (vgl. Graefe, 2019b, S. 132-135).¹⁶

Ein 'erfolgreich' durch Trauma gewachsenes Individuum erkennt man daran, dass es sich eben nicht als Opfer sieht, sondern als dankbare(r) Überlebende(*r) einen Sinn im Trauma gefunden hat und zudem *resilient* geworden ist, wobei Resilienz paradoxe Weise manchmal als hinderlich und manchmal als notwendig für die Reifung beschrieben wird (Graefe, 2019b). Das posttraumatisch gewachsene Subjekt hat sich außerdem in einem oder mehreren der folgenden fünf Bereiche weiterentwickelt: Es baut erstens seine persönlichen (Charakter-)Stärken und Bewältigungsmöglichkeiten aus und steigert seine Autonomie; vertieft und verbessert zweitens aber auch die Beziehungen zu seinen Mitmenschen, wobei es auch hilfreich sein kann, negative Menschen aus seinem Leben zu eliminieren. Drittens findet es eine erhöhte Wertschätzung des Lebens, Dankbarkeit, und setzt dementsprechend neue Prioritäten. Es entwickelt viertens einen Veränderungswillen, erfindet sich neu, findet und realisiert zum Beispiel neue Karriereoptionen. Fünftens und letztens findet es zu religiösen oder spirituellen Einsichten (Maercker, 2009, S. 37).

Bei der Betrachtung dieser Beschreibungen fällt auf, dass das Konzept des posttraumatischen Wachstums jenes der Resilienz zwar als Grundlage (und Ziel) nutzt, dabei aber auch deutlich überschreitet. Der Begriff wird ebenso wie Resilienz rein affirmativ gebraucht, transportiert dabei jedoch stärker spezifische erwünschte Werte und Moralvorstellungen, die in weiten Teilen als konservativ bezeichnet werden können (Lang, 2020). Gewürdigt bzw. gewünscht wird eine stärkere Zuwendung zur Familie, eine Rückbesinnung auf religiöse bzw. christliche Werte und auf die Gemeinschaft, bei gleichzeitiger Autonomie und Eigenständigkeit (vgl. Graefe, 2019b, S. 134-135). Im theoretischen Rahmen einer „Positive Psychology 2.0“ soll nicht nur gefragt werden, wie man glücklich werden kann, sondern auch, wie man aus dem *Leiden* heraus glücklich werden kann; es geht um das Motiv der Läuterung, ja sogar um einen „Kampf zwischen

16 Ebenfalls bezieht man sich gerne inhalts- und kontextlos auf Friedrich Nietzsche ('Was mich nicht umbringt, macht mich stärker') und bedient sich bei Konzepten der humanistischen Psychologie bzw. Psychotherapie. Zu einer Kritik und Analyse dieser Verflechtungen siehe Senta Brandts „Kritik der Positiven Psychologie“ (2024).

Gut und Böse“ (Brandt, 2024, S. 239). Diese Haltung schlägt sich auch in den Präventionsprogrammen und Trauma-Interventionen nieder, die posttraumatisches Wachstum einbeziehen. Neben den hochgegriffenen Versprechungen und Ansprüchen wirken solche praktischen Übungen allerdings oftmals sehr banal: Parallel zur Traumatherapie sollen Patient*innen zum Beispiel jeden Abend drei Dinge aufschreiben, für die sie dankbar sind, was dazu führen soll, die Verfügbarkeit von positiven Emotionen zu erhöhen (Mangelsdorf, 2020, S. 8). Andere Übungen zielen darauf ab, dass die Betroffenen einen höheren Sinn in ihren Erlebnissen finden bzw. generell einen neuen Lebenssinn. Darin zeigt sich der bedeutendste Unterschied zur Resilienz. Es geht hier nicht nur um eine Nutzenmaximierung, sondern auch um eine *Sinnmaximierung* (Graefe, 2019b, S. 143).

Ein besonders fragwürdiges Präventionsprogramm aus dem Hause der Positiven Psychologie, welches eindrücklich von Lang (2020) analysiert wurde und hier ebenfalls kurz betrachtet werden soll, stellt jenes der „Comprehensive Soldier Fitness“ dar. Dass dieses Programm, welches US-Soldat*innen resilient und widerstandsfähig gegen Traumatisierungen machen soll und mit Millionen US-amerikanischen Steuergeldern finanziert wurde, überhaupt zustande kam, ist einerseits einmal mehr dem Geschick Seligmans bei der Vermarktung der Positiven Psychologie geschuldet, andererseits aber auch einer bestimmten 'Urgency' bzw. Problemlage, die man behauptete lösen zu können. In Folge der oftmals als 'Kollektivtrauma' gehandelten 9/11-Terroranschläge sah sich die USA im Irak und in Afghanistan innerhalb weniger Jahre in blutige und umstrittene Kriege verwickelt, die in vielerlei Hinsicht deutlich an Vietnam erinnerten. Auch in diesem 'War on Terror' starben mehr aktive Soldat*innen durch Selbstmord als durch Feindeinwirkung, was auch medial breit diskutiert wurde (Lang, 2020, S. 50).

Für Seligman und andere konservative Denker war es nicht nur die Pathologisierung durch Diagnosekategorien, sondern auch eine dahinterstehende, politisch und medial erschaffene „Kultur der Viktimisierung“ (Lang, 2020, S. 55), welche zu einer „PTBS-Epidemie“ im Militär führte (Lang, 2020, S. 53). In Folge der Antikriegsbewegung und der politischen und kulturellen Umbrüche der 1960er Jahre seien die Vietnam-Veteranen ihrer Ehre und ihres Stolzes beraubt worden, was sie zu kranken Opfern gemacht habe. Linke Politik und 'Counterculture' sei zum Mainstream geworden und habe zu einer Feminisierung geführt, in deren Perspektive Krieg automatisch zu psychischen Verletzungen führt. Dieses Narrativ sei allerdings grundlegend falsch: Nicht die Erlebnisse und Kampfhandlungen selbst würden die Männer [sic!] traumatisieren und krank machen. Der Krieg sei zwar belastend und herausfordernd, doch letztlich sei es „die Stärke oder Schwäche des Charakters eines Individuums“, welche darüber entscheidet, ob eine Person in Folge eines traumatischen Erlebnisses psychisch erkrankt (Lang, 2020, S. 51). Resilienz-Trainings und weitere Maßnahmen zur Stärkung des Charakters eines Soldaten* bzw. einer Soldatin* wären

daher in der Lage, viele PTBS-Fälle zu verhindern. Darüber hinaus könnten sie sogar dazu beitragen, die Zahl der Soldat*innen zu erhöhen, die an der „Feuerprobe des Kampfes“ psychologisch wachsen (Lang, 2020, S. 51). Krieg sei dementsprechend nicht als inhärent schlecht und krankmachend zu sehen, sondern als eine „Charakterprüfung“ (Lang, 2020), in Folge dessen schwache Männer [sic!] krank werden und gute Charaktere stärker werden.

Durch solche Rhetorik offenbart sich allerdings auch der Charakter des vorgeblich neutralen, wissenschaftlichen Konzepts des posttraumatischen Wachstums. Abgesehen von der generellen ethischen Bedenklichkeit, Soldat*innen gegen die leidvollen psychischen Folgen von Gewalt und Grausamkeit, welche sie potentiell ja auch selbst begehen, immun und unkritisch machen zu wollen (Cabanas & Illouz, 2019) und kriegerische Gewalt als positive Wachstumschance umzudeuten, zeigt sich, dass das posttraumatische Wachstumsprojekt im Kern um Moral(isierung) kreist. Die moralische und charakterliche Stärke ist Ausgangs- und Zielpunkt der Wachstumschance und liegt auch dem Trauma zugrunde. Für Seligman ist es die Determinierung des Subjekts durch Biologie und Sozialwissenschaften, die zu dessen Gefühl der Machtlosigkeit führt. Schuld sei immer die Umwelt, die Kindheit, die Erfahrung, während die Idee des selbstverantwortlichen und autonomen Charakters, welche dem freien Willen und der moralischen Entscheidungsfähigkeit zugrunde liegen würde, zunehmend eliminiert werde (Lang, 2020, S. 56-58).

Bemerkenswert an dieser Argumentation ist, wie das Problem der Pathologisierung, welches der PTBS-Diagnose innewohnt, von rechtskonservativer Seite her genau andersherum betrachtet wird: Das Diagnosekonstrukt wird nicht deswegen kritisiert, weil es Menschen, die Opfer von Gewalt wurden, zu psychisch kranken Individuen macht, sondern weil es angeblich autonome und handlungsfähige Individuen durch Visktimisierung bzw. *erlernte Hilflosigkeit* zu machtlosen Opfern macht. Sozialpolitische Anerkennung dieser Opfer ist nicht lohnenswertes Ziel, sondern eine Gefahr, welche den politischen Zusammenhalt gefährdet und die Subjekte moralisch verkommen lässt. Für Graefe (2019b, S. 186) ist Resilienz daher „die falsche Antwort auf die richtige Frage“ nach den Grenzen der liberalen Figur vom souveränen und autonomen Handlungssubjekt sowie nach den individuellen und gesellschaftlichen Folgekosten unbegrenzten Wachstums. Im Diskurs über posttraumatisches Wachstum werden konservative Werte als Zielgrößen ausgegeben, „eine stärkere Kritik- und Konfliktfähigkeit ist hingegen kein Indiz von Reife und persönlichem Wachstum“ (Graefe, 2019b, S. 134).

In Bezug auf das Trauma-Thema stellt das posttraumatische Wachstum mit seinem Fokus auf individuellen Charakter einen direkten Rückschritt zu den Ideen des 19. Jahrhunderts dar (vgl. Lang, 2020). Die Geschichte wiederholt sich: Schuld an der Traumafolgestörung ist nicht die Erfahrung von zerstörerischer Gewalt, sondern das charakterlich schwache Individuum, welches

durch die Möglichkeit von Hilfsangeboten und Sozialleistungen dazu verführt wird, die Verantwortung über sich selbst und seine Leiden abzugeben. Traumatisch bedingtes Leiden ist in dieser Perspektive nur dann sinnvoll, wenn man seinen Nutzen daraus zieht und anstatt zugrundeliegende soziale Ungerechtigkeiten zu kritisieren und zu bekämpfen, sollte man sich in einer natürlicherweise auf Konkurrenz ausgelegten Umwelt als charakterlich Starker durchsetzen und seine eigene Gerechtigkeit schaffen. Anstatt ein unter allen Umständen autonomes Subjekt zu dekonstruieren und zu dezentralisieren, soll man sich selbst bewusst als ein solches konstruieren und als 'Held seines Lebens' fühlen. Aus poststrukturalistischer Perspektive hingegen bedeuten traumatische Ohnmacht und der für unmöglich gehaltene Verlust von persönlicher Kohärenz, Kontrolle und Handlungsfähigkeit *gerade* in einer 'Kultur des starken Subjekts' (vgl. Slunecko & Bösel, 2022) und der moralischen Selbstverantwortlichkeit einen Schock und führen zu Stigmatisierung, sozialem Ausschluss und Opfer-Täter-Umkehr. Es stimmt zwar: Es ist eine Fiktion der PTBS, dass traumatische Erlebnisse linear-kausal zu Traumatisierungen führen (vgl. Young, 1995). Doch die vermittelnde Größe ist das Soziale und nicht das Individuelle.

Aus diesem Grund sollte man nach Ansicht von Becker (2017, S. 159) auch mit dem Resilienzkonzept vorsichtig umgehen: „Wenn unter ‚Resilienz‘ eine innere Fähigkeit verstanden wird, Traumatisierungen zu widerstehen, dann ist es eine Illusion, die mehr schaden als helfen kann. Wenn ‚Resilienz‘ aber als sozialer Prozess begriffen wird, also als Konstruktion im sozialen Milieu, welches Verletzten hilft, Stärken wiederzufinden, neu zu entwickeln bzw. in sich zu entdecken, dann mag es ein sehr hilfreiches Konzept sein.“ Auch der ständige Fokus auf Ermächtigung erscheint gut gemeint, aber potentiell problematisch. Bevor man sich mit Begeisterung auf das Empowerment stürzt, müsse man zunächst einmal die Tatsache anerkennen, dass Menschen auch „Subjekte ihres Leides sind“ (Becker, 2006, S. 172). Wirkliches Empowerment setzt die Anerkennung und das Verstehen des Disempowerments voraus, ebenso wie die immer wieder propagierte 'Selbsterneuerung' zuerst die Trauer um den Verlust und die Zerstörung benötigt und die Vergebung das Fühlen von Hass voraussetzt (vgl. Becker, 2006). Für Becker (2017, S. 151-152) ist in vielerlei Hinsicht „Trauer eigentlich sowieso das Einzige, was im positiven Sinne einer langfristigen Traumaverarbeitung möglich ist“.

Die Positiven Psychologen sehen dies freilich komplett anders. Negative Emotionen sind eigentlich nutzlos, vor allem dann, wenn sie nicht zeitnah in Positive Emotionen umgewandelt werden können. Die Reaktionen von Individuen auf traumatische Erlebnisse lassen sich klar unterteilen in Resilienz, Heilung, posttraumatische Belastungsstörung und posttraumatisches Wachstum (vgl. Mangelsdorf, 2020). Mit der impliziten Trennung von guten, positiven und schlechten, negativen Emotionen zeigt sich auch die Realitätsferne solcher Ideen (vgl. Cabanas & Illouz, 2019). Solche Emotionen und Regungen sind immer komplex miteinander vermischt und

eine strikte Trennung erscheint unmöglich; von der Bewertung, was am Ende 'nützlich' oder 'gut' war, ganz zu schweigen. Traumatisierte Kinder, die zum Beispiel Alkoholabhängigkeit oder Gewalt in der Familie ertragen mussten, werden oftmals schnell selbstständig und erwachsen, was sie jedoch von ihren Altersgenoss*innen isoliert und unerfüllte kindliche Bedürfnisse nicht kompensieren kann. Aus Perspektive der Resilienz und des posttraumatischen Wachstums müsste man eine solche „destruktive Parentifizierung“ (Köckeritz, 2017, S. 184) von Kindern und den damit einhergehenden Verlust von Naivität und Unbeschwertheit jedoch eigentlich positiv bewerten, auch da diese im gesellschaftlichen System sehr nützlich sein kann.

Mit Blick auf den empirischen Teil dieser Arbeit soll abschließend noch einmal hervorgehoben werden: Die Bewertung von posttraumatischen Entwicklungsprozessen als wertvoll bzw. unnütz transportiert spezifische normative Vorstellungen über den leidenden Menschen und darüber, wie dieser zu denken, zu handeln und zu fühlen habe. Die Artikulation des Traumas bzw. dessen Anerkennung kann dann leicht nur noch für solche möglich sein, die belegen können, dass sie ausreichend Selbstverantwortung übernommen haben, eine positive Grundhaltung bewahren, dankbar sind und so weiter. Es wird ein Druck generiert, sich als resilient und am Trauma gewachsen zu präsentieren. Für alle, die dies nicht schaffen, wird das Leid umso unerträglicher und sinnloser und es besteht die Gefahr, dass man solchen, dann selbst gesellschaftlich unnütz gewordenen Menschen nur noch mit Verständnislosigkeit begegnet (vgl. Cabanas & Illouz, 2019).

3. Metatheorie

Im letzten Kapitel wurde einerseits das Konzept des posttraumatischen Wachstums vorgestellt und außerdem ein Teil des historischen Geflechts an Trauma- und Ermächtigungsdiskursen skizziert, in welche dieser 'Diskurs' seinerseits eingebettet ist. Doch was versteht man überhaupt unter Diskursen? Eine Grundannahme der Arbeit ist es, dass die Subjektpositionen, die ein Mensch einnehmen kann, und das, was für ihn innerlich denkbar, nach außen artikulierbar und dort verständlich aufgenommen werden kann, abhängig von solchen Diskursen ist. Zur Erklärung dieser Annahme wird im nächsten Abschnitt eine stark verkürzte Einführung in die Diskurs- und Subjekttheorie von Michel Foucault gegeben.¹⁷

3.1. Michel Foucault: Diskurs und Diskursanalyse

Diskurse sind dem foucault'schen Verständnis nach spezifische „Ordnungen des Denkbaren und Sagbaren“ bzw. „geregelte Aussagesysteme, Ordnungen des Wissens“, die „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault, 1981, S.74). Das heißt, sie sind nicht einfach nur als Zeichensysteme zu verstehen, die die Dinge in spezifischer Weise *abbilden*, sondern auch als Praktiken, die die Gegenstände in der sozialen Wirklichkeit überhaupt erst systematisch *bilden* und hervorbringen (Foucault, 1981, S.74). Zwar bestehen sie durchaus auch aus Zeichen, nutzen diese jedoch nicht nur zur Definition der Dinge, sondern auch zur Bestimmung der „Grenzen des Sagbaren“ (Sarasin, 2020, S.102). Was an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit als wahr gilt, ist nur im Verbund der Zeichensysteme mit normativen Praktiken zu denken, welche durch Handlungsanweisungen jene Wahrheit wiederum in Form beobachtbarer Phänomene in der gesellschaftlichen Ordnung materialisieren bzw. konstituieren.

Die Diskursanalyse wiederum ist grundsätzlich als ein Werkzeug zu verstehen, mit dem, jenseits von direkten sprachlichen Bedeutungen, verborgene Strukturen und Regeln enthüllt werden sollen, die bestimmen, *wie* über bestimmte Themen gesprochen und gedacht wird. Es soll versucht werden, eine zwischen der sprachlichen Symbolisierung und der tatsächlichen Sache liegende Schicht dieser Ordnungsstruktur zu isolieren, welche in Form von kulturellen Regeln, Normen und Machtstrukturen zu finden ist (vgl. Sarasin, 2020, S.101). Ein Leitmotiv der Diskursanalyse ist es, sich gegenüber der Bewertung des Wahrheits- bzw. Sinngehalts eines untersuchten Phänomens zu enthalten. Sie fragt als *Archäologie des Wissens* lediglich danach, „wie es dazu kommt, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“ (Foucault, 1981, S.42). Auf der anderen Seite will sie als Genealogie (vgl. Foucault, 1981) nicht nur

¹⁷ Korrekterweise kann dies eigentlich nicht akkurat geschehen, ohne die historischen Studien und verwandten Begriffe einzubeziehen, anhand derer Foucault seine Ideen entwickelte. In Folge kann nur ein für diese Arbeit instrumenteller Abriss gegeben werden. Für eine umfangreiche Darstellung sei z. B. auf das Überblickswerk von Sarasin (2020) hingewiesen.

aufdecken, wie es historisch, zum Beispiel über die Etablierung von bestimmten Praktiken, zu diesem Wissen bzw. Bewusstsein gekommen ist, sondern auch warum.

3.1.1 Diskurse, Wissen und Macht

Mit dieser Frage nach der Genealogie des Wissens wird bei Foucault schließlich auch die Frage nach den gesellschaftlichen Machtverhältnissen virulent. Denn dadurch, dass ein Diskurs sich „vorübergehend als universal und alternativlos“ (Reckwitz, 2021, S.75) präsentiert, etabliert sich eine anscheinend selbstverständliche hegemoniale Konstellation. Diese definiert implizit bestimmte 'ideale' Subjektivitäten, welche immer auch mit dem Ausschluss von entgegengesetzten Subjektivitäten bzw. Subjektformen einher gehen, zum Beispiel im Rahmen „der Klassifikation des Wahnsinnigen, des Kranken, des Perversen, etc.“ (Reckwitz, 2021, S.37). Darüber hinaus gibt der Diskurs nicht nur ein Subjektideal vor, sondern beschreibt eben auch Praktiken, um dieses Ideal mittels alltäglicher Techniken in die Tat umzusetzen (Reckwitz, 2021, S.38).

Zwar müssen (und können) Diskurse nicht unbedingt für die – so oder so schwer abzugrenzende - 'Gesamtheit einer Gesellschaft' hegemonial sein und es kann zum Beispiel auch 'Gegendiskurse' und 'alternative' Diskurse relativ zu einem oder mehreren hegemonialen Diskursen geben. Insbesondere im Fall von Gegendiskursen können diese jedoch gerade nicht unabhängig vom Vokabular und dem Bedeutungshorizont der hegemonialen Diskurse existieren. Diese Dynamik bestimmt sich durch die „Kräfteverhältnisse in der sich Diskurs/Praxis-Komplexe in Kämpfen über Definitionen und Instituierungen gegenüberstehen“ (Reckwitz, 2021, S.41). Machtverhältnisse sind bei Foucault als eben diese dynamischen Kräfteverhältnisse zu verstehen, innerhalb derer die richtige Subjektform von allen Mitgliedern einer Gesellschaft immer neu ausgehandelt wird und daher auch selten vollständig und beständig als hegemoniales Herrschaftssystem zementiert wird (Reckwitz, 2021, S.41). Macht wird also nicht als etwas rein Repressives, sondern auch als etwas Produktives verstanden, etwas das „neue Wirklichkeiten“ (Reckwitz, 2021, S.41) herstellen kann.

3.1.2 Gouvernementalität, Technologien des Selbst und Geständnistechnologie

Dem im letzten Abschnitt dargestellten Machtbegriff entsprechend, kommt Macht nicht (mehr) totalitär von 'oben', sondern ist strikt relational und findet sich „überall, weil sie von überall kommt“ (Foucault, 1983, S.114-117). Daher diktieren sie sogar noch „dem Widerstand das Vokabular“ (Sarasin, 2020, S. 161). Dieses allgegenwärtige Mitwirken an der Macht zeigt sich für Foucault auch in der Tendenz, dass moderne Subjekte sich im Sinne eines vorausseilenden Gehorsams selbst regieren und disziplinieren würden und die Machtausübung 'von oben' hauptsächlich darin bestünde, die Subjekte zu eben jener Selbstdisziplinierung anzuleiten.

Foucault bezeichnete dies auch als *Gouvernementalität*, womit er jedoch keine allgemeingültige Herrschaftstheorie formuliert, sondern wiederum eine bestimmte Subjektform meint, die in einem bestimmten historischen und lokalen Kontext der Moderne gedeiht. Damit beschreibt er, wie „an die Stelle der strikten normativen Disziplinierung ein flexibles Regime des Normalismus tritt“ (Reckwitz, 2021, S.46)¹⁸. Die ständige Selbstbeobachtung und -kontrolle wird dadurch aufrecht erhalten, dass dem bzw. der Einzelnen^{*19} stets eine – in ihrer Totalität gar nicht mögliche, aber momentan eben nie auszuschließende – Beobachtung und Kontrolle von außen suggeriert wird²⁰ (Reckwitz, 2021, S.44).

In Anschluss an diese 'Selbstführung' der Subjekte spricht Foucault außerdem von *Technologien des Selbst*. Darunter versteht er hochspezifische Praktiken, die dazu dienen, das Subjekt und dessen Selbstverständhen bzw. Selbstverhältnis den Diskursen und 'technologischen' Bedingungen entsprechend umzuformen. Selbstführung meint hierbei, dass diese Praktiken auf ein „sich selbst produzierendes Selbst gerichtet sind“ (Reckwitz, 2021, S.49).

Ein Beispiel für eine solche Technologie des Selbst, die ein ganz bestimmtes Selbstverhältnis forciert, stellt die Praktik des *Geständnisses* dar. Das Geständnis – sei es in Form einer Beichte, eines Tagebuchs oder einer Psychotherapie – erscheint aus der foucaultschen Perspektive als Teil eines modernen Identitäts- und Individualismusdiskurses, mit dem Ziel, vermeintliche Wahrheiten über ein authentisches Selbst aufzudecken und anzuhäufen (Sarasin, 2020).²¹

Zur bzw. zur eigentlichen Herr*in der Wahrheit wird jedoch nicht der bzw. die Einzelne*, sondern das mit der Macht der Interpretation ausgestattete Gegenüber, wobei insbesondere die Human-wissenschaften als verdeckte Träger dieser Deutungshoheit kritisiert werden. Die Verdeckung bzw. Verschleierung dieser Machtverhältnisse geschieht dadurch, dass solche selbstbezüglichen Geständnispraktiken internalisiert und normalisiert werden (vgl. Foucault, 1983). Dass diese Form der Macht am Werk ist, zeigt sich für Foucault jedoch eben gerade darin, dass ein Thema vermehrt und scheinbar selbstverständlich zum Gegenstand des Wissens wird und es in Bezug auf das Thema zu einem „Wuchern der Diskurse“ (vgl. Bublitz et al., 1999) kommt.

18 Das Konzept des Normalismus nach Link (1999) beschreibt die gesellschaftliche Praxis, durch die bestimmte Verhaltensweisen und Normen als 'normal' definiert und dadurch soziale Ordnung und Kontrolle aufrechterhalten werden. Link betont, dass Normalität nicht natürlich gegeben ist, sondern durch diskursive Prozesse und Machtverhältnisse konstruiert und ständig neu verhandelt wird.

19 Ich schließe mich mit dieser Bezeichnung dem Vorschlag von Reckwitz an, von der bzw. dem Einzelnen* zu sprechen, wenn von einem potentiell idiosynkratischen und widerständigen Wesen die Rede sein soll und den Begriff des Individuums eher zu vermeiden, da letzterer bereits einen hochspezifischen Subjektdiskurs westlicher Kulturen repräsentiert (Reckwitz, 2021, S.22).

20 Für die Beschreibung dieses Umstands benutzt Foucault das berühmte Sinnbild des Panopticum (vgl. Foucault, 1993). Die entstehende Subjektordnung ist im Foucaultschen Sinne als Individualismus zu verstehen (Reckwitz, 2021, S.47).

21 Die Geständnistechnologie ist eine spezielle Technologie des Selbst, die einen Mechanismus zur Wahrheitsfindung darstellen würde, der typisch für 'moderne' Gesellschaften und nicht alternativlos sei (vgl. Foucault, 1993).

Ein Forschungsansatz der Humanwissenschaft – sei es unter dem Schirm der Soziologie, Bildungswissenschaft oder Psychologie – welcher ebenfalls als Form der Geständnistechologie verstanden werden kann, ist die Biographieforschung. Denn auch hier werden 'Individuen' dazu angehalten, die Wahrheit über sich Selbst im Geständnis offen zu legen, wobei die bzw. der Interviewende die Macht hat, das Gesagte entsprechend bestimmter Theorien bzw. Diskurse zu interpretieren. Die Biographieforschung läuft daher stets Gefahr, jene individuelle Subjektivität, die sie eigentlich offen legen will, selbst als 'kollektive Subjektform' zu reproduzieren. Dies geschieht, indem sie „das Subjekt beständig als mit sich selbst identisches und kohärentes entwirft und subjektiviert“ (Rose, 2012b, S.112). Was ich unter Subjektform und Subjektivierung verstehe und auf welche Theorien des Subjekts ich mich dabei beziehe, wird im nächsten Kapitel konkretisiert.

3.2. Der Subjektbegriff und seine Schwierigkeiten

Oftmals ist in den Kultur- und Sozialwissenschaften von einem 'Subjekt' die Rede, doch nicht immer wird in diesem Kontext auch geklärt, was denn ein Subjekt überhaupt sei. Stattdessen bezieht man sich wie selbstverständlich auf eine bestimmte Subjektanalyse, in meinem Fall unter anderem auf jene von Foucault. Für jemanden, der noch nicht eingedacht ist in verschiedene Subjekttheorien, kann diese „schillernde Vagheit“ (Zima, 2017, S.1) jedoch durchaus einschüchternd und bisweilen frustrierend sein. Wann wird denn nun das Geheimnis um dieses 'Subjekt' gelüftet und wann wird man endlich in schönen, klaren Worten darin eingeweiht?

Tatsächlich ist diese schwierige Begriffsbestimmung und zum Teil chaotisch anmutende Diskussion jedoch keinesfalls zufällig, da dem Begriff eine gewisse Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit inhärent ist. Aufgrund dieser starken Mehrdeutigkeit ist es nicht ungewöhnlich, dass ein(e) Autor*in sich in begrifflichen Manövern „gegen eine Deutung des Begriffs wendet, um dann seine Argumentation auf eine andere, ganz unterschiedliche Interpretation zu richten, ohne diesen Wechsel selbst wahrzunehmen“ (Heller, 1993, S.623). Verschiedene wissenschaftliche Disziplinen haben zudem durchaus unterschiedliche Bedeutungen hervorgebracht und auch innerhalb der Philosophie bzw. Geisteswissenschaften stellt sich das Problem dar, dass der Begriff zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen theoretischen Kontexten verschiedene Bedeutungen transportiert (Zima, 2017). Nicht selten dreht sich die gesamte Philosophie einer Autorin* bzw. eines Autors* mehr oder weniger explizit um ein bestimmtes Subjektverständnis oder aber um eine bestimmte *Kritik* an bestehenden Konzeptionen eines 'Subjekts'. Daher kann der Begriff auch nicht übergreifend und einheitlich verwendet werden, sondern muss im theoretisch verortet werden.

3.2.1 Das 'klassische' Subjekt der Aufklärung

Die zwei grundsätzlichen, voneinander abgrenzbaren, aber durchaus auch aufeinander bezogenen Bedeutungen, beziehen sich auf der einen Seite auf das Subjekt als etwas *Zugrundeliegendes* und auf der anderen Seite auf das Subjekt als etwas *Unterworfenes* (Zima, 2017, S.3). Im Sinne des zuerst genannten Zugrundeliegenden wird das Subjekt allgemein als eine Wesensform verstanden, der - im Gegensatz zum Objekt - zusammen mit bestimmten anderen Eigenschaften die Fähigkeit der (*Selbst-)*Erkenntnis zugrunde liegt. Dieser Grundgedanke wurde prominent von Descartes als 'cogito ergo sum' formuliert und von vielen Denkern der Aufklärung und des deutschen Idealismus weiter- bzw. umgedacht. Im Kontext der Romantik ist zudem eine ästhetische Subjektphilosophie aufgekommen, die das Subjekt als mit einem expressiven Kernselbst ausgestattet versteht, welches sich selbst verwirklichen will und anfällig für Entfremdung ist (Reckwitz, 2021, S.15). Der Grundgedanke, der den verschiedenen Strömungen dieser klassischen Subjektphilosophie der frühen Moderne zugrunde liegt, ist „der einer *Autonomie des Subjekts*“ [kursiv orig.] (Reckwitz, 2021, S.15).

Ein solches autonomes Subjekt ist zu verstehen als eine „irreduzible Instanz der Reflexion, des Handelns und des Ausdrucks, welche ihre Grundlage nicht in den kontingenten äußeren Bedingungen, sondern in sich selber findet.“ (Reckwitz, 2021, S.16). Mit der Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen ist zudem die Universalität bzw. Allgemeingültigkeit von Subjekteigenschaften gegeben, während die innere geistige Wurzel variabel als Natur oder als (vom Körper unabhängige) Vernunft ausgegeben wird (Reckwitz, 2021, S.16).

Diese Idee der Aufklärung ist in gewisser Weise für das gesamte Menschenbild der Moderne entscheidend, indem der Mensch nun nicht mehr durch die göttliche Ordnung und Gnade bestimmt wird, sondern sich selbst durch seine Fähigkeit zum kritischen und unabhängigen Denken und Handeln bestimmt. Diese Entwicklung scheint zunächst tatsächlich mit mehr Freiheiten einher zu gehen, andererseits wird dem so neu entdeckten Individuum nun auch „sogleich die Last des ganzen Seins“ (Strassberg, 2004, S.1) aufgebürdet. Dies betrifft einerseits die Bürde, selbst die Grundlage aller Erkenntnis, Moral und Wahrheit zu sein, doch nicht zuletzt auch die Verantwortung für alle persönlichen Leistungen, Qualitäten und Quantitäten in der Gesellschaft des freien Marktes.

3.2.2 Der Tod des Subjekts

Die ebenfalls im Zuge des gesellschaftlichen Wandels entstehenden neuen wissenschaftlichen Disziplinen, die den Menschen in den Blick nehmen, scheinen die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums nun aber nirgends belegen zu können. Stattdessen finden sie auf allen göttlich geglaubten Gipfeln, die sie bezwingen, sowie auf allen weiten Ebenen, die sie

betrachten, von der Soziologie bis zur Genetik, immer nur neue Strukturen, welche die Unfreiheit des Menschen und seine Bestimmung durch 'äußerliche' Faktoren dokumentieren.

Schließlich wurde das idealistische Subjekt von verschiedenen strukturalistischen und poststrukturalistischen Philosophen und Denkern radikal in Frage gestellt (Zima, 2017, S.3). Bei ihnen scheint das Subjekt nun eben nicht mehr als etwas *Zugrundeliegendes*, sondern als etwas *Unterworfenes* bzw. *Zerfallendes* auf, auch bei Foucault zum Beispiel als Produkt von Machtkonstellationen und Ideologien. „Das Individuum als individuelles Subjekt“ (Zima, 2017, S.4) wird in solchen Subjektnanalysen als ein Produkt der Moderne und der modernen Marktgesellschaft entlarvt. Bei dieser Betrachtungsweise wird außerdem oft auf die Paradoxie der Freiheit des Subjekts hingewiesen, welches in seiner Selbstbestimmung und -verantwortung eigentlich durch Bevormundung und Quantifizierung „als psychisches und sozio-kulturelles Wesen teilweise oder ganz negiert wird“ (Strassberg, 2004, S.1). Während das vernünftige, autonome und kritische Individuum als allgemeine Form des Menschen ausgerufen wird, verliert dieser Mensch seine Individualität, was durch normierende Maßnahmen auf der einen Seite und durch die wissenschaftliche 'Entdeckung' menschlicher Natur auf der anderen Seite hervorgerufen wird. Manche Kritiker wie Adorno, Horkheimer und Foucault sprechen sogar davon, dass es auf einer breiten Basis zu einer Vernichtung des Individuellen kommt. Dies stelle sich aber nicht einfach nur als eine beliebige Sünde der neuzeitlichen Philosophie dar, sondern spielte auch der erstarkenden Ideologie des Kapitalismus in die Hände. „Denn erst wenn der Mensch seine inneren Triebe und Leidenschaften, die seine Besonderheit ausmachen, zu unterdrücken vermag, konnte er den herrschenden Produktionsverhältnissen gefügig gemacht werden.“ (Strassberg, 2004, S.9)

Für die Strukturalisten bestimmen - in Abgrenzung zum autonomen, kritisch denkenden Subjekt - die Sprache, die Triebe und die Verhältnisse das (Bewusst-)Sein und den Willen der Menschen als unterworfenen Subjekte. Mit dieser Unterwerfung der Einzelnen und dem Verschwinden des Menschen in den ihn determinierenden Strukturen, wird zugleich (in Anlehnung an den Tod Gottes bei Nietzsche) prominent der symbolische Tod des Subjekts durch Foucault ausgerufen. Der Begriff des Subjekts und des Individuums wird nun eigentlich auch unbrauchbar und obsolet, da er durch die Aufbürdung der ganzen Last des Seins und der moralischen Verantwortung gleichermaßen überfrachtet und entleert worden sei (Strassberg, 2004).

3.2.3 Das Subjekt als Unterworfenes bzw. Zerfallendes

Mit der Aufgabe des klassischen Subjektbegriffs geht andererseits, wie bereits dargestellt, ein neues, 'post-souveränes' bzw. dezentriertes Verständnis des Subjekts als etwas Unterworfenes oder Zerfallendes einher. Die Dialektik des modernen Subjekts der Aufklärung wird dabei wie folgt

aufgefasst: Der Mensch wird unfrei in dem Moment, in dem er als autonomes und handlungsmächtiges Subjekt angerufen wird (vgl. auch Althusser, 2010). Die Frage von *Subjektnanalysen* stellt sich jedoch auch allgemeiner: „Welchen Codes, Körperfüroutinen und Wunschstrukturen muss sich der Einzelne* in einem jeweiligen historisch-kulturellen Kontext einverleiben, um zum zurechenbaren, vor sich selber und anderen anerkannten Subjekt zu werden?“ (Reckwitz, 2021, S. 18). Das Subjekt ist nun also auch ganz allgemein eine bestimmte präferierte Form des Seins und Handelns in einem historischen und kulturellen Rahmen, die gesellschaftliche Existenz und gesellschaftliches Handeln für den Einzelnen* erst ermöglicht.

Letztlich stellen sich auch alle Werke Foucaults als solche Subjektnanalysen heraus, indem sie bestimmte, meist moderne Formen des Subjekts rekonstruieren, so zum Beispiel mit Blick auf die Normalitätsdiskurse zu Gesundheit und (psychischer) Krankheit, auf das Sexualitätsdispositiv, die Selbstdisziplinierung und so weiter (Reckwitz, 2021, S. 31). Auch er schließt sich der Idee des Subjekts als Unterworfenes an und führt diese weiter: Der Begriff bezeichnet für ihn „[...] das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist“ (Foucault, 1987, S.6-7). Seine heuristische Leitfrage lautet dabei: „Welche Form von Subjektivität wird in einer Wissensordnung explizit oder implizit zum Gegenstand des 'Ausschlusses'? Was ist jene Subjektform, der die Intelligibilität und Legitimität abgesprochen wird?“ (Reckwitz, 2021, S.37).

Die eingeforderte Subjektivität bzw. das Ideal-Subjekt wird also in der Abgrenzung von einem Anti-Subjekt sichtbar und kritisierbar. Foucault erweist sich dabei als nur einer von vielen Subjekttheoretikern, die die strukturalistische Idee der sprachlich-symbolischen Differenz (bzw. 'Différence'), welche der Identität (im Sinne einer Übereinstimmung mit sich selbst) voraus geht, auf das Subjekt überträgt (vgl. Reckwitz, 2021, S.25). Das Subjekt erhält seine Identität also erst durch seine Unterscheidbarkeit zu einem konstitutiven Außen und diese Abgrenzung wiederum steht im Interesse der 'kollektiven' Macht und der Nützlichkeit in Bezug auf einen historischen Notstand. Das Unerwünschte wird in Zuge dieser Abgrenzung an den Rand des Denkbaren, des Sagbaren und des Lebbaren gedrängt.

3.2.4 Foucault als Poststrukturalist und Konstruktivist

Problematisch bezüglich des ausgerufenen Todes des Subjekts bleibt jedoch, dass zunächst nicht geklärt wird, aus welcher Position heraus die Kritik hervorgebracht wird. Setzt die Kritik nicht auch ein Subjekt voraus, welches jene hervorbringt? Wie kann über das Jenseits der Vernunft ohne die erkennende Vernunft geschrieben werden? Wie kann zum Widerstand gegen gesellschaftliche Verhältnisse aufgerufen werden, wenn zugleich die Unmöglichkeit des

Widerstandes gegen eben jene behauptet wird? (Strassberg, 2004, S.10) Beziehungsweise: Wie soll der/die Einzelne* erfolgreich an den allgegenwärtigen Kulturkämpfen teilnehmen, ohne sich wiederum durch neue machtvolle Diskurse unterwerfen zu lassen?

Ein weiteres Problem scheint zu sein, dass sich der Tod des Subjekts insofern als Sackgasse herausstellt, als dass die herrschenden Kräfte diesen womöglich allzu leicht vereinnahmen können. Denn „man brauchte bloß die Sprache durch das Gehirn und gesellschaftliche Strukturen durch die Biologie zu ersetzen, und schon war man bei einem reaktionären Naturalismus angelangt“ (Strassberg, 2004, S.11), welcher das Subjekt zum Beispiel durch die Linse der Neurowissenschaften unkritisch determiniert betrachtet und dadurch den Status Quo legitimiert.

Foucault war sich dieser Probleme nach Ansicht von Strassberg (2004) durchaus bewusst. Bezuglich des zuerst genannten Widerspruchs äußert sich Foucault, indem er vorschlägt, der „Moral des Personenstandes“ - zumindest temporär – zu entsagen und dadurch in verwandelter Form wiederum frei zu werden. Für ihn ist der Widerstand in der Geste der Aufgabe von illusionärer Identität und Autonomie bereits enthalten. Durch diese Absage an das diskursive Denken und persönliche Identifizieren könne sich jenseits der Sprache ein „Subjekt ohne Subjektivität, ein Subjekt der Hingabe einnisten“ (Strassberg, 2004, S.11).

Auf der Seite der Vernunft hingegen eröffnet sich die Strategie der Dekonstruktion. Hier ist noch einmal festzustellen, dass Foucault viel mehr dem Poststrukturalismus als dem Strukturalismus zuzuordnen ist. Die Subjekte werden zwar durch die Strukturalismen der Diskurse und Dispositive bestimmt. Doch mittels seiner Analysen dieser Strukturen, welcher er auch nicht als selbstgenügsame Theorien, sondern als 'Werkzeugkisten' versteht, können die Machtstrukturen, Diskurse und Begriffe ein Stück weit kurzgeschlossen werden. Durch die Entlarvung des Selbstverständlichen, Wahren und Normalen als nur scheinbar alternativlos, können die Subjekte sich ein Stück weit von den Machtverhältnissen emanzipieren, wobei die grundsätzliche Skepsis gegenüber Universalien und Kategorien bestehen bleibt. Das Subjekt ist also unterworfen und in Auflösung, doch befindet sich auch immer in der Entstehung und in einem beständigen (De-)Konstruktionsprozess, der durchaus auch selbstreflexive Momente beinhaltet.²²

In dieser Hinsicht ist Foucault sicherlich als Konstruktivist zu verstehen, jedoch auch nicht unbedingt als der *radikale* Konstruktivist, als der er zum Teil gelesen wird. Sarasin (2020, S.116) stellt fest, dass seine Position tatsächlich komplexer ist als die „populäre Aneignung von 'Foucault' unter den Zeichen des *linguistic turn* und des Sozialkonstruktivismus glauben machen könnte“. Auf der einen Seite entstehen die Gegenstände für Foucault erst im Diskurs und sind „sich selbst nicht

22 Abseits von der Dekonstruktion befasst sich Foucault in seinem Spätwerk in „Die Sorge um Sich“ (Foucault, 2019) auch mit der Suche nach alternativen Selbstverhältnissen abseits der nur scheinbar alternativlos bestehenden Subjektordnung.

präexistent“ (Foucault, 1981, S.68, zitiert nach Sarasin, 2020, S. 116). Das heißt der Diskurs ordnet nicht einfach nur das sowieso schon Gegebene, sondern ist tatsächlich an der Hervorbringung dessen beteiligt, über das er spricht. Auf der anderen Seite muss man feststellen, dass Foucault „der 'Realität' gegenüber keinen agnostischen, vollständig erkenntnisskeptischen Standpunkt vertritt“ (Sarasin, 2020, S.116). Zwar sollte sich die Diskursanalyse enthaltsam zeigen, wenn es darum geht, nach der 'wirklichen' Natur der Dinge zu fragen. Doch schließt diese Enthaltsamkeit keineswegs eine „Geschichte der Dinge selbst“ aus und Foucault schreibt selbst, diese sei „zweifellos möglich“ (Foucault, 1981, S.72, zitiert nach Sarasin, 2020, S. 116) und könne *theoretisch* geschrieben werden. Auch nennt er die Theorien von Darwin, Mendel und Newton *Wahrheiten*, auch wenn diskursive Strukturen mit zu den historischen Existenzbedingungen ihrer Wahrheiten gehörten (Sarasin, 2020, S.118).

Die Diskurse sind wie bereits erwähnt also auf einer Zwischenebene zwischen Symbol und Ding vorzustellen und führen so beides zusammen. Bei der Rezeption von autonomen Diskursen auszugehen, die dazu dann auch noch rein sprachlich formiert sind, wäre also eine grobe Fehlinterpretation. Sarasin (2020, S.115) attestiert Foucault diesbezüglich den „positivistischen, vom Geist der Anatomie [...] abgeleiteten Impuls, auch in der Diskursanalyse etwas über die *wirklichen* Strukturen sagen zu wollen“, also über die Regelmäßigkeiten, bzw. „Algorithmen“, auf denen die vorgebrachten Wahrheiten unseres subjektiven Bewusstseins beruhen, ohne dabei nach deren tieferen „Sinn“ zu fragen. Stattdessen wird eher technisch als geisteswissenschaftlich-abstrakt nach den „Bedingungen des Erscheinens“ eines bestimmten Dings bzw. Gegenstands gefragt, zum Beispiel dem des Wahnsinns. Diese Bedingungen finden sich jedoch nur zum Teil auf der diskursiven Ebene. Darüber hinaus sind für Foucault auch „wirkliche Abhängigkeiten“, zum Beispiel bezüglich der Klassenlage als „*primäre* oder *wirkliche Beziehungen*“ relevant, ebenso wie *sekundäre* bzw. *reflexive* Beziehungen, die sich darauf beziehen, wie Diskurse und Abhängigkeiten gegenseitig reflektiert und beeinflusst werden (Foucault, 1981, S.69, zitiert nach Sarasin, 2020, S. 117).

Trotz dieser sehr ausdifferenzierten Positionierung Foucaults bleibt unklar, wie der bzw. die Einzelne psychisch zum Subjekt wird (oder auch nicht) und welchen Anteil er selbst an diesem Prozess hat. Foucaults Interesse liegt primär auf den kollektiven, historischen und kulturellen Formen der Subjektivierung, also darauf, wie gesellschaftliche und historische Kontexte das Werden des Subjekts beeinflussen. Aus diesem Grund werden in Folge einige Aspekte der Theorie der Subjektivierung von Judith Butler dargestellt, welche sich weniger für die historische Entwicklung der Subjektordnung und stärker für die 'internen' performativen Aspekte der Subjektwerdung bzw. Subjektivierung interessiert.

3.3. Judith Butler: Subjektivierung, Subjektposition und Handlungsmacht

Die Subjekttheorie von Judith Butler orientiert sich in ihren Grundzügen zunächst stark an jener von Michel Foucault und erweitert diese neben anderen Aspekten vor allem um die Idee der 'Performativität' (Reckwitz, 2021, S.101). Ihre Theorien entwickelte sie populär anhand feministischer Problemstellungen, wobei sie die Geschlechterordnung nicht als soziales Verhältnis, sondern als Subjektordnung betrachtete. Dabei geht es ihr nicht darum, das Machtgefälle zwischen zwei fixen geschlechtlichen Kategorien in Frage zu stellen, sondern diese Kategorien selbst im Sinne der bereits dargestellten poststrukturalistischen Subjektkritik zu dekonstruieren (Bublitz, 2010a).

Zwar gab es auch schon vor Butler konstruktivistische Bewegungen im Feminismus, doch wurde bei diesen die *körperliche* Geschlechtlichkeit meistens als etwas Natürliches, Unhinterfragbares bzw. *Vordiskursives* verstanden, was sozusagen erst in einem zweiten Schritt Gegenstand von Diskursen über ideale Männlichkeit bzw. Weiblichkeit wurde (vgl. Villa, 2008, S.153). Butler hingegen greift die Trennung zwischen körperlichem *sex* und geistigem *gender* selbst an und sieht den Körper selbst als nicht vordiskursiv konstituiert, sondern im Gegenteil selbst als das Produkt eines Diskurses, beziehungsweise: Nicht ein hintergründiges 'basales' Subjekt wird subjektiviert, sondern der Körper selbst, wobei es bei diesem Prozess keinen Nullpunkt eines noch-nicht subjektivierten Körpers geben kann (Reckwitz, 2021, S.104).

Damit dies verständlich wird, sollte an dieser Stelle daran erinnert werden, dass Diskurse auch bei Foucault nicht als rein sprachliche Ordnungen misszuverstehen sind, sondern bereits mit dem Materiellen über Praktiken verbunden sind. Für Butler „materialisiert“ (Villa, 2008, S.154) sich zum Beispiel der weibliche (Geschlechts-)Körper im Rahmen diskursiver Anrufungen und Bezeichnungen fortwährend als solcher, da diese als Aufforderungen zu bestimmten Körperfunktionen und Verhaltensweisen fungieren, die wiederum dazu führen, allgemein als Frau oder Mann (an)erkannt zu werden und den Körper selbst dementsprechend zu formen.

Diese Idee der Performativität, die sie auch als 'doing gender' bezeichnet, ist allerdings auf die Subjekttheorie generell übertragbar: Aus dieser Perspektive heraus wird das Subjekt zugleich universalisiert und normativiert, also einerseits über sogenannte 'Naturalisierungsstrategien' als natürlich und allgemeingültig vorausgesetzt und andererseits durch viele kleine Bemühungen und Handlungen und Verhaltensroutinen stetig hervorgebracht, was dann wiederum den Eindruck der Universalität bestätigt (vgl. Reckwitz, 2021, S. 105-107). Über die körperliche Wiederholung von Praktiken und Normen schreiben sich die Diskurse dann auch tatsächlich in den Körper ein.²³

23 Durch diesen Prozess kann der Körper „eine handfeste Fixiertheit erreichen, die tatsächlich mehr als Diskurs ist - aber eben erst in einer bestimmten performativen Selbstbildung zu einer solchen geworden ist“ (Reckwitz, 2021, S.110). Dieses Verständnis von Praktiken ähnelt dem Habituskonzept von Bourdieu, welches Butler für ihr Konzept der Performativität aufgreift. Die Idee des Einschreibens in den Körper hat nicht zuletzt auch bzgl. Traumata große Relevanz erlangt.

Neben den strukturierenden körperlichen Praktiken geht es Butler aber gleichermaßen auch um sprachliche Routinen, welche sie im Sinne von „Sprechakten“ bzw. „performativen Äußerungen“ in Anschluss an die Theorien von Austin (2010) und Althusser (2010) ebenfalls performativ begreift und die einen ebenso großen Anteil daran haben, die Subjekte mittels Anrede als 'jemand' in ihre Existenz hinein zu rufen – bzw. den Geburtsschrei markieren, mit sich das Subjekt sich selbst als 'jemand' ausruft und positioniert (Reckwitz, 2021, S.108-110).

Denn die Subjektposition eröffnet der bzw. dem Einzelnen* erst die Sprache und die Möglichkeit, sich 'intelligibel', also verständlich, vernünftig und nachvollziehbar zu artikulieren. Subjektpositionen sind für Butler hierbei jene *Stellen* oder *Orte des Subjekts*, die von einer bzw. einem Einzelnen* zeitweise eingenommen werden können, um vor dem Horizont eines Diskurses verständlich handeln (und sprechen) zu können. Es handelt sich dabei um Identitätskategorien, wie z. B. 'Frau', 'Migrant', 'Arbeiterin' oder 'Autist', die zeitweilig eine totale Identifikation erfordern (Villa, 2010b, S.259).

Natürlich kann eine einzelne Person, je nach Anforderung bzw. Aufforderung, mehrere Positionen einnehmen. Entscheidend für diese Theorie ist jedoch, dass die Positionierung immer begrenzt ist und der/die Einzelne* nie in all ihren Facetten und Idiosynkrasien darin aufgehen kann, weshalb auch beständig an einem entsprechenden Selbst gearbeitet werden muss und konstituierende (Sprach-)Akte auch ständig wiederholt werden müssen. Diese Mitarbeit ist für Butler maßgeblicher Teil der Subjektivierung (Villa, 2010b).

Auch bei Foucault ging es schon um eine Zuwendung der Subjekte zu sich selbst und in gewisser Form um eine Mitarbeit an der Subjektivierung, zum Beispiel über 'Techniken des Selbst'. Diese erscheinen aber vordergründig als technische Bedingungen, die an die Menschen herangetragen werden und sie zu Subjekten machen (vgl. Sarasin, 2020). Ob die Einzelnen eine aktive Rolle bei der Subjektwerdung haben und welche Motivation es dafür geben könnte, bleibt wie gesagt aber eher hintergründig.

Bei Butler wird diese Motivation zunächst etwas überraschend im Rückgriff auf psychoanalytische Theorien erklärt: Die Subjektordnung sei nämlich kein „reines Zwangssystem ohne affektive Investitionen der Betroffenen“ (Reckwitz, 2021, S.114), sondern für diese Gegenstand einer leidenschaftlichen, libidinösen Verhaftung. Das Subjekt-Ideal fasziniert das unzulängliche Subjekt und beruhigt es gleichermaßen, da es nicht nur Verständlichkeit und Handlungsfähigkeit nach außen garantiert, sondern auch ein 'natürlich' verankertes und damit authentisches Selbstverständnis bzw. -gefühl. Die soziale Anerkennung einer intelligiblen Existenz wird also nicht rein funktional aufgegriffen, sondern auch auf einer psychisch-affektiven Ebene.

Durch die Betrachtung dieser 'positiven' Folgen der Subjektivierung für die Einzelnen wird auch die schon bei Foucault spürbare Paradoxie der Subjektivierung noch deutlicher:

Subjektivierung bedeutet einerseits die Unterwerfung unter machtvolle Diskurse und Kriterien der Wahrheit, sowie die Fesselung an die eigene Identität²⁴ und andererseits die Ermöglichung und Ermächtigung, die mit einer Identität einhergeht. In der Subjektivierung wird der/die Einzelne* also ein Stück weit bzw. einen Moment lang zum autonomen und handlungsfähigen Individuum, welches die moderne westliche Subjektordnung schon a priori voraussetzt.

3.3.1. Subversion, Resignifikation und psychischer Rest

Neben diesen Mechanismen, die zur Stabilisierung der Subjektordnung beitragen, interessiert sich Butler jedoch vor allem auch für die Momente der Destabilisierung und Verschiebung der „scheinbar hyperstabile[n] Identitäten“ (Reckwitz, 2021, S.102). Zur Erklärung dieser Destabilisierung nutzt Butler letztlich die selbe psychoanalytische Idee, wie für die Erklärung der Stabilisierung (Reckwitz, 2021, S.113): Während es auf der einen Seite, wie schon erwähnt, zur leidenschaftlichen Identifikation mit dem Subjektideal kommt, wird das konstitutive Außen dieses Ideals, also dessen Negativ, zum Objekt „leidenschaftlicher, libidinös-aggressiver Verwerfung“ (Reckwitz, 2021, S.115). Auch dies ist zunächst einmal Teil der Stabilisierung der Subjektordnung, da das 'Andere' abgewertet und ihm der Subjektstatus abgesprochen wird, es unbewusst sogar zum Gegenstand von Ekel wird.

Gleichzeitig löst das Verbot und der Verlust dieses 'Anderen' jedoch auch entgegengesetzte Affekte im Unbewussten aus. Die verlorenen Möglichkeiten werden in der Sphäre des Imaginären zum Gegenstand von Melancholie und Faszination. Diese Gefühle können dann wiederum durch Identifikation mit dem Verlorenen bearbeitet werden. Butlers Beispiel für diesen Prozess ist die frühe gleichgeschlechtliche Anziehung in der Kindheit, die mit zunehmendem Alter unterdrückt und verboten wird. Als Folge wird der Verlust des Objekts des Begehrrens unbewusst betrauert und durch Identifikation mit dem verbotenen 'Gender' bearbeitet und performativ am eigenen Körper wieder hervorgebracht und so im Selbst bewahrt (Reckwitz, 2021, S.115).

Das eigentlich destabilisierende Moment hängt mit dieser melancholischen Identifikation zusammen: Denn im Prozess der Subjektivierung und in Zuge dieser Identifikation und Verlustgeschichte bildet sich im Unbewussten ein 'psychischer Rest' heraus, der die diskursive Ordnung unkontrolliert und bisweilen aggressiv überschreitet. Er ist das Produkt dieser Ordnung und kann sich ihr doch nicht fügen, was zur Destabilisierung von innen heraus führt (vgl. Reckwitz, 2021, S.115-117).

Dass die Subjektordnung sich ohne äußeres bzw. bewusstes Zutun von revolutionären Akteuren verschieben kann, hängt außerdem mit der, für die Subjektivierung notwendigen,

²⁴ Mit Identität ist hier kritisch die essenzialistische Idee der Übereinstimmung mit sich selbst gemeint, entsprechend der eine Person über Zeit und Kontexte hinweg ident ist. Die Identität präsentiert sich aus dieser Perspektive heraus nicht als ein Ausgangspunkt für Selbstverwirklichung und individuelle Entfaltung, sondern als diskursiv-strukturelles Gefängnis.

ständigen Wiederholung von sprachlichen und körperlichen Akten zusammen. Denn die ständige Wiederholung bedingt zwangsläufig auch eine Bedeutungsveränderung, da es in verschiedenen - sich überlagernden! - Kontexten nie zu einer exakten Replikation des ursprünglichen Bedeutungskontextes kommen kann. Fehler bei der Wiederholung können zudem aus Zufall, Unvermögen, Verwechslung und als Witz geschehen, zum Beispiel subversiv im Rahmen einer Parodie, welche die scheinbar nützliche und notwendige Norm ad absurdum führt. Letztendlich können solche Abweichungen, wenn sie gehäuft auftreten, selbst auch wieder eine neue Norm bilden (Reckwitz, 2021, S.112).

3.3.2. Subjektivierung zwischen Konstruktion und Konstitution

Die Theorien Butlers wurden vielfach kritisiert, aber auch produktiv weiter geführt und ich will an dieser Stelle nur auf einige für diese Arbeit relevant erscheinenden Punkte eingehen. Einer der größten Kritikpunkte an Butlers Theorie bezieht sich auf die im letzten Kapitel angesprochene Idee der Subversion bzw. Verschiebung der Machtverhältnisse über sprachliche bzw. diskursive Fehlangeignungen. Daran kritisiert wird, dass Butler damit selbst ein Universalrezept für politischen Widerstand zu liefern scheint (Bublitz, 2010a, S.16). Aus der dargestellten subjekttheoretischen Perspektive heraus handelt es sich zwar durchaus um eine adäquate Beschreibung, wie Machtstrukturen sich verschieben, doch wirkt diese Beschreibung auch einseitig. Die mehr oder weniger explizite Aufforderung, auf diese bestimmte Weise Widerstand zu leisten, könnte zu einseitig definierten Widerstandssubjekten führen und andere Widerstandsformen ausschließen. Dadurch werden alternative Formen politischen Handelns und der Unterdrückung, besonders in kulturellen Räumen jenseits des westlich-demokratischen Kontextes, vernachlässigt.

Manche Kritikpunkte lassen sich, ähnlich wie es auch bei Foucault der Fall ist, relativieren, wenn man von der populären Aneignung dieser Autor*innen absieht und ihre eigenen Verteidigungen und differenzierten Positionierungen betrachtet: So ist es auch für Butler selbst durchaus zu hinterfragen, ob die jeweiligen Verschiebungen tatsächlich politisch wirksam sind, doch beharrt sie darauf, dass Entnaturalisierungen und die Wiederaneignung von verletzender Sprache zumindest immer das *Potential* haben, subversiv zu sein (Butler, 1995, S.179, zitiert nach Villa, 2008, S.153). Damit wendet sie sich auch gegen (feministische) Sprachverbote (Villa, 2008, S.150).

Die Reduktion des Subjekts und seiner Möglichkeiten des Widerstands auf Sprache - oder genauer gesagt den performativen *Sprechakt* - ist jedoch als Kritikpunkt nicht so einfach auszuräumen. Denn, wie bereits erwähnt, bleiben bei der vorgenommenen Universalisierung von Subjektivierungsprozessen vor allem gesellschaftliche Strukturverhältnisse auf der Strecke, da sie

theoretisch ausgeklammert werden. Generell bewege sich die Analyse Butlers in einem „geschichts- und empiriefreien Raum“ (Villa, 2003, S.135-136), womit sie hinter die Errungenschaft Foucaults, Subjektformen in einem kulturellen und zeitgeschichtlichen Kontext zu verorten, zurückzufallen droht. Die Vernachlässigung dieser konkreten sozialen Räume, in denen Diskurse wirken, hat zusammen mit einer angeblichen Überdehnung des Identitätsbegriffs dazu geführt, dass ihrem Werk (auch gerade aufgrund seines politischen Anspruchs) zum Teil „eine elitäre, versnobte Ferne zu den 'realen' und materiellen Problemen und zu den 'normalen' Erfahrungen von Ungleichheit, Armut und Exklusion vorgeworfen“ wird (Villa, 2019, S.410). Um diese Leerstellen zu überbrücken, scheint es daher notwendig, die konkreten sozialen Räume und Positionierungen der Akteure in diesen zu betrachten.

Zum einen müssen subversive Äußerungen nämlich auch anerkannt werden, um eine Wirkung zu entfalten, worauf auch Butler selbst hinweist, ohne jedoch diesen Punkt in ihrer Theorie konsequent weiter zu verfolgen. Wie solche subversiv und 'dekonstruktiv' sprechende Akteure, mit Blick auf ihre Konstitution in bestehenden Strukturen beschaffen sein können, bleibt dementsprechend eine offene und viel diskutierten Frage in der Butler-Rezeption (Villa, 2008, S.155). Für die empirische Untersuchung von Individuen zwischen konstruierenden Diskursen und konstituierten Subjekten empfiehlt Villa (2008, S.155) die Einbindung des Konzepts sozialer Ungleichheit, wie es von Bourdieu (1990) formuliert wurde.

Indem beachtet wird, dass die Akteure im sozialen Raum hinsichtlich ihrer 'faktischen' Privilegien unterschiedlich positioniert sind, kann auch bzgl. ihrer Möglichkeiten unterschieden werden, verschiedene Subjektpositionen effektiv einzunehmen - also in diesen auch anerkannt zu werden, selbst wenn es zur widerständigen Aneignung kommt. Privilegien bzw. die Positioniertheit in Strukturverhältnissen erfasse ich im methodischen Teil der Arbeit über Bourdieus (2016) Konzept der Kapitalsorten, um bezüglich der Ausstattung mit verschiedenen Ressourcen differenzieren zu können.

Recht undifferenziert bleibt bei Butler zum Anderen auch der Körper als Ort der individuellen Praxis. Nach Ansicht von Villa (2010b, S.253) kann eine bestimmte Praxis nicht als reine Verkörperung von Diskursen gesehen werden, ebenso wie Menschen und ihre Körper „keine wandelnden, zu Fleisch gewordenen Codes oder Semantiken“ sein können, sondern immer auch einen eigenlogischen Moment beinhalten würden. Diese Ambivalenz sei nur zu verstehen, indem menschliches Handeln als „gesellschaftlich vermittelter Eigensinn“ (Villa, 2010b, S.253) verstanden würde, wodurch anerkannt wird, dass zwingende Konstitutionsrahmen mit nicht vorhersehbaren und teilautonomen Konstruktionspraxen verschränkt sind.

Die Notwendigkeit dieser ambivalenten Betrachtung wird insbesondere dann klar, wenn man – wie auch in dieser Arbeit - zu der Analyse faktischen Handelns bzw. Erzählens einzelner

lebensweltlicher Akteure übergeht. Villa (2010b, S.264) meint dazu weiterhin: „Der Verweis darauf, dass hier lediglich ein („falscher“, weil ideologischer) Diskurs spreche, ist lediglich ein Teil der Wahrheit und hilft nicht weiter – zumindest dann nicht, wenn man kultursoziologisch verstehen will, was wie in einer (sub)kulturellen Konstellation passiert.“ Handlungen bzw. 'performative Erzählungen' dürfen demnach nicht nur als diskursive Effekte verstanden werden, sondern müssen ebenso als Versuch ernst genommen werden, leiblich-körperliche und auch biographische Erfahrungen zu symbolisieren und zu versprachlichen (Villa, 2010b, S.264).

Bevor ich die bisherigen theoretischen Ausführungen noch konsequenter mit dem biographischen Anliegen dieser Arbeit zusammen führe, will ich im nächsten Kapitel noch einmal einige zentrale Punkte zusammen fassen, in Perspektive setzen und ergänzen.

3.3.3. Intelligibilität und Artikulation zwischen Diskurs und Eigensinn

Wie bereits erwähnt, ist das Subjekt für Butler nicht die 'Person' oder das 'Individuum', sondern es besteht eine Kluft zwischen Person und Subjekt. Das Subjekt sei für das Individuum nur ein „Platzhalter“ (Butler, 2001, S.15). Denn dieser leere Platz bzw. der Ort des Subjekts kann immer nur temporär besetzt werden, die Identifikation damit bleibt stets mangelhaft und der/die Einzelne* darin unzulänglich. Diesen Gedanken will ich nutzen, um zu fragen, wie in Erzählungen der posttraumatischen Ermächtigung solche intelligiblen Subjektpositionen genutzt werden, um ein intelligibles und kohärentes Narrativ zu konstruieren, welches einerseits diskursiven Erwartungen und andererseits auch den persönlichen (traumatischen) Erlebnissen selbst gerecht wird. Dies scheint deshalb relevant, weil die Einnahme einer solchen intelligiblen Subjektposition, ebenso wie narrative Kohärenz in der Traumatisierung wohl (zeitweise) nicht möglich ist.

Der zweite Gedanke, der für mein Vorhaben eine besondere heuristische Relevanz hat, ist der, dass die Einnahme einer Subjektposition zugleich ermöglicht (ermächtigend) und fixierend (unterwerfend) ist. Die entsprechende Identität bleibt zwar mangelhaft, gleichzeitig ist sie aber zwischenzeitig notwendig, um überhaupt (wieder) Handlungsfähigkeit, soziale Anerkennung und temporäre Identität und Existenz zu erlangen. Diese temporäre Identität - bzw. in Butlers (2006, S.48-49) Worten der „vorläufige ontologische Status“ - sehe ich im sozialen Raum als (überlebens-)notwendig an, ohne dabei die Kritik am totalisierten Subjekt aufzugeben, welches als vermeintliches Individuum ständig an eine ideologisch überformte Identität gekettet ist.

Um an das Beispiel aus meiner Einleitung anzuknüpfen: Dadurch, dass sich ein Akteur mit der Subjektposition 'ADHS-Betroffene*r' identifiziert, kann er bestimmte Lebenserfahrungen, wie zum Beispiel chronische Unpünktlichkeit nachvollziehbar erzählen und als 'so-jemand' darüber sprechen. Zwar wäre es ihm auch möglich, als jemand anders über diese Erlebnisse zu sprechen, doch die eingenommene Position ermöglicht ihm ganz bestimmte Erklärungs- und

Handlungsspielräume, wie zum Beispiel auch die Einnahme von entsprechenden Medikamenten. Gleichzeitig werden alternative Subjektpositionen und Handlungsspielräume vorläufig ausgeblendet und – zumindest einen Moment lang – wird er als Person mit dem ADHS-Subjekt ident und seine Subjektivität durch diesen 'point of view' bestimmt. Villa (2008, S.152) spricht diesbezüglich von einer momentanen „Totalisierung des Ich“.

Doch eine solche totale Identifizierung mit der Subjektposition ist auch illusorisch und kann nicht aufrechterhalten werden, da diese einerseits dem biographischen Eigensinn (bzw. dem 'psychischen Rest', verstanden als Verlustgeschichte lebenslanger Subjektivierungsprozesse) und andererseits der dynamischen und komplexen Verstrickung in verschiedenste Diskurse zuwiderläuft. Mittelfristig kann jedoch immer wieder zu dieser Position zurück gekehrt werden und das Subjekt als Zerfallendes entgeht der drohenden Desintegration und gewinnt für sich selbst eine gewisse Kohärenz und Agency, jedoch auf Kosten des Ausschlusses solcher Anteile des Selbst, die nicht in diese Subjektivität passen.

Bei dieser Beschreibung spreche ich davon, dass ein 'Akteur' eine Subjektposition 'einnimmt' und nicht, dass ein Individuum durch machtvolle Diskurse – ausschließlich passiv – zum unterworfenen Subjekt gemacht wird. Damit will ich mich der Position anschließen, die Einzelnen auch als Akteure zu sehen, die zwar von machtvollen Diskursen 'angerufen' bzw. in Subjektpositionen 'hineingerufen' werden, sich zu diesen Anrufungen jedoch auch bis zu einem gewissen Grad selbst in Beziehung setzen können.²⁵

Darüber hinaus kann auch die foucaultsche Einsicht nicht übersehen werden, dass die Subjektivierung nie an Machtkonstellationen vorbei kommt und sich immer an bestimmten *idealen* bzw. hegemonialen Subjektformen orientiert, wenn auch in Abgrenzung zu diesen. Dies ist für meine Frage nach den dargestellten Sinnkonstruktion des posttraumatischen Wachstums relevant: An welchen idealen (oder auch dazu alternativen) Subjektformen und hegemonialen Diskursen orientieren sich die 'traumatisch gestärkten' Subjekte und auf welche Weise tun sie dies? Auch hier kann man davon ausgehen, dass verschiedene Diskurse, Konstruktionen und soziale Realitäten miteinander *artikuliert* werden müssen. Unter *Artikulation* verstehe ich in Anschluss an Stuart Hall (vgl. 2004a) *Identitäten*, die dieser als momentane Verbindungspunkte zwischen verschiedenen Subjektpositionen bzw. Diskurskategorien auf der einen Seite und den konkreten Subjektkonstitutionen auf der anderen Seite auffasst. Subjektkonstitutionen sind hierbei als die materiellen und psychischen Wirksamkeiten der diskursiven Konstruktionen im Subjekt zu verstehen (vgl. Gutiérrez Rodríguez, 1999), beinhaltet in meiner Perspektive (davon untrennbar) aber auch den individuellen, praktischen und biographischen Eigensinn.

25 Wobei dies nicht als zweckrationale Entscheidung misszuverstehen ist, da die Subjektwerdung zunächst einmal notwendig ist, um *überhaupt* handlungsfähig und sozial existent zu sein und erst sekundär spezifisch ausgerichtete Handlungsräume relevant werden.

Über diese Artikulationen bzw. Identitäten wird sichtbar, wie einzelne Menschen vorhandene Subjektpositionen ausfüllen und diese verändern, auch indem sie sich eine eigene Version eben dieser konstruieren. Wie auch Butler geht Hall davon aus, dass es eine beständige Selbstarbeit braucht, um der jeweiligen Subjektposition zu entsprechen. Gleichzeitig versteht er die Einzelnen aber stärker als Akteure, die nicht nur sich selbst anpassen, sondern auch die Subjektposition ihren Bedürfnissen und Lebensumständen eigensinnig anpassen können und in manche Subjektpositionen und Identitäten stärker investieren als in andere (Pertl, 2016, S.346). Darüber hinaus geht Hall stärker auf die sozial und diskursiv unterschiedlichen Möglichkeiten ein, sich als Subjekt zu positionieren, womit er einem sich allzu autonom selbst konstruierenden Subjekt den Wind aus den Segeln nimmt, ohne dessen 'Agency' aufzugeben.

3.4. Diskurstheoretische Kritik und Kontextualisierung der Biographieforschung

Wie bereits erwähnt, wird die momentan eingegangene Verbindung oder auch Artikulation der Einzelnen mit Subjektpositionen von Hall durchaus synonym auch als 'Identität' verstanden (Spies, 2010, S.114). Dies hat methodisch den Vorteil, dass ich bei der Untersuchung der biographischen Erzählungen auf das gut ausgearbeitete Konzept der narrativen Identität zurück greifen kann. Allerdings sollen die bisher abgeschrittenen theoretischen Überlegungen damit nicht wieder aufgegeben werden, denn narrative Selbstdarstellungen werden weiterhin auch als eine Form der Selbstarbeit innerhalb von Subjektivierungsprozessen verstanden (vgl. Pertl, 2016; Reh, 2003; Gutiérrez Rodríguez, 1999).

Ein Kompromiss zwischen Biographieforschung und Diskurstheorie ist damit allerdings noch nicht erreicht. Das wohl größte Spannungsfeld ergibt sich aus der meist interpretativen, rekonstruktiven Herangehensweise der qualitativen Biographieforschung auf der einen Seite und der dekonstruktiven Herangehensweise der diskurstheoretisch informierten Verfahren auf der anderen Seite. Während eine Seite subjektive Bedeutungen und in sich geschlossene Fallgeschichten rekonstruieren will, will die andere Seite die selben Bedeutungen mit Blick auf subjektivierende Diskurse dekonstruieren und vermeintlich lineare Narrative aufbrechen.

Zwar habe ich mich diesbezüglich schon positioniert, indem ich dem Eigensinn einerseits keine komplette Absage erteilen will und diesen als durchaus konstitutiv betrachte. Auf der anderen Seite soll die Analyse in Anlehnung an die Haltung der Diskursanalyse enthaltsam bleiben, wenn es darum geht, nach der 'Wahrheit' hinter der Darstellung zu fragen. Doch damit bleiben die widersprüchlichen Haltungen beider Seiten noch immer unzureichend beleuchtet. Im nächsten Kapitel werde ich daher noch einmal genauer darauf eingehen, welche Probleme die Biographieforschung aus Sicht der diskurstheoretischen Perspektive hat und wie eine Verknüpfung bzw. ein Kompromiss letztlich aussehen kann.

3.4.1. Biographie, Wahrheit und Normalität

Den Ausgangspunkt für die poststrukturalistische Kritik an der Biographieforschung habe ich bereits im Kapitel 3.1.2. vorbereitet: Die Technologien des Selbst dienen in der foucaultschen Perspektive implizit der machtvollen Subjektunterwerfung, indem sich das individualisierte Subjekt in der Selbstbeobachtung und im Vergleich als solches erkennt und herstellt. Die vermeintlichen Wahrheiten, die es in diesem Prozess über sich selbst erkennt und im Rahmen des Geständnisses auch an Dritte weiter gibt, (re)produzieren Diskurse über die Natur des Menschen und üben so normative Macht aus. Das Ziel ist dabei auch, seinem 'wahren' Selbst näher zu kommen, welches im Sinne des klassischen Subjekts der Aufklärung bzw. der Romantik als essenzielistisches und autonomes Kernselbst gesehen wird.

Die Biographieforschung ist als Humanwissenschaft an dieser Vermessung und gleichzeitigen Produktion des Menschen mit beteiligt, indem sie das Geständnis einerseits forciert und andererseits qua Interpretation die Deutungshoheit über diese Wahrheiten hat. Die untersuchte Subjektivität eines Menschen wird zudem allzu leicht als Ursache für die interessierenden Phänomene verklärt, während sie aus der Perspektive eines post-souveränen Subjekts eher (bzw.: auch) als Effekt von Diskursen und Strukturen verstanden werden müsste. Es handelt sich also um ein Setting, in dem Subjektivierung stattfindet. Biographieforschung erscheint aus dieser Perspektive als eine kulturelle (performative) Praktik, die Biographien, individuelle Identitäten und in Zuge dessen auch autonome, kohärente und selbstbezügliche Subjekte performativ hervorbringt (Dausien & Merchil, 2006, S. 158).

Dabei ist Biographie selbst als ein Diskurs zu verstehen: Die Annahme, dass jeder Mensch natürlicherweise mit einer kohärenten und sinnvollen Biographie ausgestattet ist, stellt eine unhinterfragte Wahrheit dieses Diskurses dar. Bourdieu (1990, S.75) weist diesbezüglich darauf hin, dass die Biographie eigentlich eine „Alltagsvorstellung“ sei, die als soziales Artefakt von der Wissenschaft unkritisch übernommen wurde. Die Annahme einer „objektiven Lebensgeschichte“ wird durch die Biographieforschung reproduziert und hervorgebracht (Reh, 2003, S.32), während das biographische Format naturalisiert wird.

Gleichzeitig wird in der biographischen Erzählung dem selbstreflexiven Subjekt auch eine Bühne geboten (bzw. aufgezwungen), auf welcher hegemoniale Diskurse reproduziert werden, ohne dass dies ausreichend reflektiert würde. Dies kann einerseits die Vergegenständlichung und performative Reproduktion (vgl. Reh, 2003) des jeweiligen Forschungsthemas betreffen und andererseits auch alle möglichen anderen reproduzierten Normen, zum Beispiel bezüglich des Geschlechterverhältnisses, der Arbeitsmoral oder der Kindeserziehung. Diese allgemeinen Diskurswahrheiten beziehen sich wiederum auf ein Idealsubjekt, welches auch eine ideale bzw. 'normale' Biographie hat.

Eine solche *Normalbiographie* dient einerseits den Erzähler*innen bei der Narrativierung ihrer Erlebnisse als implizite Vergleichsfolie und andererseits auch den Forscher*innen bei der Auswertung als eben solche (Dausien & Mecheril, 2006). Denn in jeder Kultur und zu jeder Zeit gibt es ein unterschiedliches Verständnis davon, wie eine normale Lebensgeschichte aufgebaut sein sollte und auch davon, wie und wann, was davon erzählt werden sollte (vgl. Bourdieu, 1990). So sind manche Passagen und Episoden in dem einen kulturellen Raum von höherer Bedeutsamkeit als in einem anderen und die selbe Episode, zum Beispiel den Abschluss einer Ausbildung betreffend, kann ein gänzlich unterschiedliches narratives Skript erfordern. Die Normalbiographie gibt also nicht nur den normalen Verlauf eines Lebens vor, sondern auch Konventionen, wie dieses zu erzählen sei (Dausien & Mecheril, 2006).

3.4.2. Die Konstruktion biographischer Narrative im Kontext gesellschaftlicher Narrative

Aus einer konstruktivistischen Perspektive heraus sind diese Konventionen mindestens ebenso einflussreich für die Erzählung wie das 'tatsächlich' gelebte Leben. Bezogen auf die Narrativierung spezifischer persönlicher Erlebnisse können außerdem gesellschaftliche und kulturelle Narrative, sog. „public narratives“ (Somers & Gibson, 1994, S.62; zitiert nach Lawler, 2002) adaptiert werden, um diese intelligibel zu machen. Dabei handelt es sich um Diskurse in narrativer Form, wie sie zum Beispiel in Büchern, Zeitschriften, Filmen, Talkshows und über Experten transportiert werden. Der Diskurs des posttraumatischen Wachstums funktioniert ebenso als ein solches kulturelles Narrativ, welches Individuen dabei helfen kann, ihre persönliche Geschichte intelligibel zu machen und ihren Handlungen Sinn und Kohärenz zu verleihen.

Lawlers (2002, S.252) Beispiel für ein solches kulturelles Narrativ ist jenes der Kindheitsprägung, wonach Erwachsene psychologisch entscheidend durch ihre Kindheit geprägt werden. In westlichen Kulturen sei es fast unmöglich, ohne ein entsprechendes Entwicklungsnarrativ eine kohärente Lebensgeschichte zu formulieren. Bei dieser Feststellung geht es ihm allerdings - einer diskurstheoretischen Betrachtungsweise entsprechend - nicht um einen objektiven Wahrheitsgehalt dieses oder eines anderen Narrativs. Stattdessen weist er darauf hin, dass persönliche und kollektive Narrative stets verschränkt seien. Beide würden Wahrheiten erschaffen und gleichzeitig auf einen Wahrheitsanspruch angewiesen sein. Auf der persönlichen Ebene kann durch die Verknüpfung des Persönlichen mit dem Diskursiven Kohärenz und Sinn geschaffen werden und das persönliche Erleben wird zudem als sozial anerkennbare Realität bestätigt. Gleichzeitig kommt es auf der diskursiven Ebene durch die Wiederholung zu einer Konvergenz und Naturalisierung der genutzten Narrative.

Dass die flexible Neuerzählung durch Laien und gerade nicht nur durch Experten geschieht, macht diese Wahrheiten umso natürlicher. Diese Prinzipien der sozial-

konstruktivistischen Hervorbringung sind in den vorherigen Kapiteln bereits ausführlich dargestellt worden und können problemlos von Diskursen und Subjektpositionen auf Narrative übertragen werden, da diese sich gegenseitig Gestalt geben: Narrative Schemata werden in Diskursen kommuniziert und andersherum werden Diskurse durch Narrationen strukturiert (Viehöver, 2001).

3.4.3. Strukturverhältnisse und soziale Positionierung

Biographien und Identitäten werden also als Konstruktionen gesehen und Narrative als Interpretationshilfen und Bausteine für diese Konstruktionen und nicht als bloße Vehikel lebensgeschichtlicher Erfahrung (Lawler, 2002). Zwar hat die hervorgebrachte Geschichte auch immer etwas mit der Vergangenheit zu tun. Doch wird diese stets aus der Gegenwart der Erzählung und der Situation des Interviews heraus betrachtet, wobei letztere Situation wiederum in einen breiteren gesellschaftlichen und historischen Kontext eingebettet ist. Bezuglich des historischen Kontextes bleiben womöglich auch vergangene soziale Situationen und Diskurse des Erzählens und Erinnerns relevant: „So lässt sich z. B. bei in der Vergangenheit geltenden Schweigegeboten zu bestimmten lebensgeschichtlichen Erfahrungen immer wieder beobachten, wie schwer es fällt, diese Gebote selbst in einer Gegenwart aufzuheben, in der das Sprechen darüber sozial erwartet wird“ (Völter & Dausien, 2000, S. 51).

Der gesellschaftliche Kontext kann in Anschluss an Bourdieu (2016) zum Beispiel als die *sozialen Räume* begriffen werden, in dem die Interviewten (und auch die Interviewenden) positioniert sind. Der soziale Raum (meist synonym dazu: das *soziale Feld*) ist bei Bourdieu als ein Ensemble von objektiven und historischen Machtrelationen zwischen verschiedenen Positionen zu verstehen (Fuchs-Heinritz & König, 2014). Im Gegensatz zum foucaultschen Verständnis von Machtrelationen geht es dabei weniger um intersubjektive Beziehungen zwischen Akteuren, sondern in erster Linie um die objektiv erfassbare Verteilung von ökonomischen und kulturellen Kapital (Fuchs-Heinritz & König, 2014). Diese strukturellen und ökonomischen Bedingungen des sozialen Raums setzen den Individuen Grenzen und geben ihnen Möglichkeiten vor. In diesem Sinne gestalten sich die sozialen Räume auch als Spielräume oder Handlungsräume. Das Prinzip von Ermöglichung und Limitierung wurde schon im Kontext von Butlers Subjekttheorie besprochen und Bourdieus Kapitalsorten können dazu ergänzend gedacht werden. Einerseits bestimmen die eingenommenen Subjektpositionen als soziale Identität die Handlungsmöglichkeiten der Akteure, andererseits geschieht dies ganz grundsätzlich auch durch die relative Ausstattung mit Ressourcen und die faktische Positionierung im sozialen Raum.

Für Bourdieu ist die Lebensgeschichte Ausdruck der sozialen Positionierung und der sozialen Praxis (bzw. des *Habitus*), gleichzeitig sind soziale Positionierung und Praxis aber auch

lebensgeschichtlich entstanden und reflektieren zudem die Geschichte des Kollektivs (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 112). Anders ausgedrückt wird das biographische Narrativ zum einen durch die *damalige* Positionierung in der Vergangenheit der Erzählung bestimmt und zum anderen in seiner Konstruiertheit bzw. Situiertheit durch die *aktuelle* Positionierung im sozialen Raum.

Dazu ergänzend ist auch die relative soziale Positionierung von Interviewenden und Interviewten relevant, da die Interaktion zwischen diesen Parteien in der Interviewsituation den Interviewtext überhaupt erst hervorbringt. Diesbezüglich kann auch das Erkenntnisinteresse der forschenden Person und das (mehr oder weniger diesem entsprechende) Darstellungsinteresse der interviewten Person als maßgeblich für die hervorgebrachte Erzählung sein (vgl. Spies, 2010, S. 7; Reh, 2003, S.32f; Pertl, 2016). Neben der unterschiedlichen Positionierung der Interviewpartner*innen im sozialen Raum sind natürlich auch unterschiedliche Positionierungen im diskursiven Raum relevant. Auf diesen interaktiven Aspekt werde ich speziell mit Blick auf das Thema Trauma und die Unmöglichkeit von therapeutischer und forschender Neutralität diesbezüglich noch einmal im methodischen Teil der Arbeit eingehen (vgl. Becker, 2006; Reh, 2003, S.15).

Die Metapher der Positionierung ist nicht zuletzt deshalb so fruchtbar, weil es mit der Positionierungsanalyse ein methodisch und theoretisch gut ausgearbeitetes Auswertungsinstrument gibt. Zusammenfassend kann der Interviewtext im Kontext verschiedener Positionierungen gesehen werden, wobei jeweils die Doppelperspektive von Vergangenheit und Gegenwart zu beachten ist: Im aktuellen Kapitel geht es zum einen um das *Positioniert-Sein* im sozialen Raum. Vor dem Hintergrund von Subjektivierungsprozessen ist auch das *Sich-Positionieren* und *Positioniert-Werden* bezüglich (hegemonialer) Diskurse und damit verbunden die Besetzung von Subjektpositionen von Bedeutung. Diese Positionierungsaktivitäten betreffen nicht zuletzt auch die Interaktion mit dem/der Forscher*in.

Miteinander verschränkte Struktur- bzw. Differenzkategorien wie 'Class, Race and Gender' können bei diesen relationalen Positionierungen relevant werden und stellen insofern ein Bindeglied zwischen Positioniert-Sein und Sich-Positionieren dar, indem sie sowohl materiell-structuralistisch als auch diskursiv-konstruktivistisch gelesen werden können (vgl. Riegel, 2014). Sie sind nicht nur als analytische Werkzeuge zu sehen, sondern als reale soziale Kräfte, die individuelle und kollektive Identitäten formen. Durch diese doppelte Betrachtungsweise können die Wechselwirkungen zwischen materiellen Bedingungen und diskursiven Prozessen besser verstanden und analysiert werden.

3.5. Kritisch-reflexive Biographieforschung

In den letzten Kapiteln wurden einige Kritikpunkte an der Biographieforschung aufgearbeitet und zudem einige alternative Perspektiven auf Biographien vorgeschlagen. Tatsächlich sind viele dieser Kritikpunkte in der Biographieforschung natürlich längst angekommen und nur selten wird zum Beispiel davon ausgegangen, dass der interessierende Gegenstand und die Lebenserfahrung transparent beobachtbar wären. Die Unterscheidung zwischen gelebtem Leben und erzähltem Leben gehört zu den Grundannahmen jeder modernen Biographieforschung (vgl. Rosenthal, 1995) und in Anschluss daran scheint es mehr oder weniger Konsens zu sein, dass eine Biographie einerseits „Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen *in sozialen Kontexten* hervorbringt, aber dabei immer *auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist*“ (Völter, Dausien, Lutz & Rosenthal, 2005, S.7-8).

Die Frage scheint eher zu sein, inwiefern eine Rekonstruktion des gelebten Lebens bzw. der (freilich multiplen und kontingenten) „Zentren des Selbst“ (Heller, 1993, S.636), welche jenseits der selbstbezüglichen inneren Landkarte des modernen Subjekts liegen, überhaupt zulässig ist oder ob man sich ausschließlich auf die Dekonstruktion des erzählten Lebens bzw. des Subjekts beschränken sollte. Andersherum stellt sich die Frage, in welchem Umfang der gesellschaftliche Kontext untersucht werden sollte, worauf verschiedene Methoden und Theorien unterschiedliche Antworten finden. Dabei handelt es sich zudem nicht einzig und alleine um Fragen des methodischen Zugangs, sondern das Erkenntnisinteresse ist letztlich entscheidend für die jeweilige Schwerpunktsetzung und methodische Realisierung (Rose, 2012a).

Für Rose (2012a), die in ihrer Forschung an der Konstruktion von Jugendlichen mit Migrationshintergrund als 'andere Deutsche' interessiert ist, sind vor allem Subjektivierungsprozesse interessant, welche für sie über Positionierungsaktivitäten greifbar werden. Wird ein Erzähler in der Geschichte zum Beispiel als 'Migrant' angerufen, so kann dieser darauf antworten und sich damit identifizieren oder aber davon abweichen. In beiden Fällen kann dann theoretisierend über die Folgen dieser Identifizierung auf den individuellen Handlungsraum nachgedacht werden. Gefragt wird zudem danach, welche Effekte die sprachliche und dramaturgische Inszenierung der Geschichte hat, also mit welchem Effekt Figuren, Handlungen und Evaluationen darin aufeinander bezogen werden. Damit ist allerdings gerade nicht gemeint, dass ein bewusst inszenierendes Subjekt oder dessen unterbewusste psychische Struktur rekonstruiert werden sollen. Die Erzählung wird zwar strikt als Inszenierung gelesen, ein 'eigentliches' Subjekt hinter der Erzählung bleibt für Rose aber unerreichbar und in ihrer Perspektive kann einzig der situativ und rhetorisch konstruierte Text kann als Material der Analyse gelten (Rose, 2012b).

Dieses methodische Vorgehen verlangt grundsätzlich einen „kritisch-reflexiven“ (Rose, 2012a, S.248) Umgang mit Subjektivitäten und Normativitäten bei der Auswertung von Interviews mit herkömmlichen Methoden. Auf die Rekonstruktion des gelebten Lebens wird verzichtet, während die Untersuchung der Darstellungsweise von etablierten Methoden übernommen wird. Ergänzend dazu wird dann „als abschließender Analyseschritt die Inszenierung der Lebensgeschichte gewissermaßen durch die Brille der Subjekttheorie Butlers betrachtet“ (Rose, 2012b, S.120). Das bedeutet, dass mit der subjekttheoretischen Betrachtung von Biographien keine neuen oder eigenständigen Methode entwickelt werden musste, sondern dass es sich um eine kritische und reflektierte (An-)Wendung der Butlerschen Subjekttheorie auf die Biographieanalyse handelt, bzw. um eine dekonstruktiv-performativ Lesart der Interviews, die durchaus nicht die einzige mögliche ist (Rose, 2012a, S.221).

Auch bei den Arbeiten von Tuider (2007), Reh (2003), Spies (2010) und Kleiner (2015) handelt es sich eher um Erweiterungen oder alternative Betrachtungen im Rahmen der etablierten biographischen Methoden. Tuider (2007) führte sowohl eine Diskursanalyse, als auch eine relativ 'klassische' biographische Analyse zu ihrem Thema durch. Bei letzterer wurde die Typenbildung und die Kontrastierung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte ausgespart und durch einen Vergleich mit den Ergebnissen der Diskursanalyse ersetzt. Biographische Darstellungen werden einerseits als von Diskursen durchdrungen angesehen und geben andererseits Hinweise auf die Materialisierung von Diskursen, „sowie auf das über die Diskurse Hinausgehende“ (Tuider, 2007, S.1). In der exemplarischen Untersuchung wird auf einen sehr spezifischen, klar umrissenen Diskurs über Geschlechtsidentitäten fokussiert, wobei Unterschiede zwischen den Erzähler*innen und den medial verbreiteten Diskursen herausgearbeitet werden. Ein ähnliches Vorgehen wurde auch bereits von Reh (2003) gewählt. Die Biographie wird hier sozusagen als Antwort auf einen ganz bestimmten Diskurs gelesen, der die Erzähler*innen direkt betrifft (Rose, 2012b, S.120).

Bei Spies (2010) wurde die biographische Fallrekonstruktion nach Rosenthal (1995) als Grundgerüst verwendet, angepasst und um die Positionierungsanalyse und eine intersektionale Analyse erweitert, was im Wesentlichen dem methodischen Vorgehen von Rose (2012a), Kleiner (2015) und Pertl (2016) entspricht. Auch theoretisch ähnelt das Vorgehen von Spies (2010) dem von Rose (2012a) und Pertl (2016), indem Stuart Hall's Konzept der Artikulation genutzt wird, um zu untersuchen, auf welche Art und Weise die interessierenden Subjektpositionen im Einzelfall ausgefüllt und aufgegriffen werden. Die Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte wird auch hier nicht gänzlich eliminiert, sondern als Kompromiss auf einen Kurzlebenslauf reduziert (Spies, 2010, S. 163).

3.5.1. Argumente für das reflektierte Festhalten an der biographischen Methode

Für eine solche 'reflexive' Anwendung der etablierten biographischen Methoden, ohne diese komplett abzulehnen oder durch rein diskurstheoretischen Betrachtungen zu ersetzen, gibt es mehrere Gründe. Zunächst lassen sich Diskurse und Subjektivierungsprozesse im Interviewtext gar nicht so einfach identifizieren und isolieren, da „sich Positionierungen innerhalb einer biographischen Erzählung nicht ohne weiteres einer bestimmten Subjektposition innerhalb eines spezifischen Diskurses zuordnen lassen“ (Spies & Tuider, 2017, S.84). Die Identifizierung konkreter Diskurse würde dann auch eine Diskursanalyse zum jeweiligen Themengebiet zusätzlich zur Auswertung des Materials erfordern, was einem recht großen Forschungsaufwand entspricht. Weiterhin können forschende Personen immer nur Hypothesen darüber aufstellen, auf welchen Diskurs sich die interviewte Person selbst bezieht. Daher sollte eventuell auch der Diskursbegriff in solchen Untersuchungen nicht allzu inflationär verwendet werden und eher von Deutungsmustern die Rede sein (Spies & Tuider, 2017, S.84).

Darüber hinaus vollziehen sich Subjektivierungsprozesse in der Praxis sehr komplex und uneindeutig. Behrens (2021) spricht hier eher von *Figuren*, die sich aus verschiedenen Subjektpositionen zusammen setzen. Aus ihrer Perspektive ist die biographische Methode eher ungeeignet um entsprechende Subjektivierungsprozesse wirklich in ihrer Komplexität zu erfassen, da hier das alltägliche und iterative, performative Handeln nur am Rande beobachtet werden kann. Der Fokus würde zum Beispiel beim Ansatz von Spies (2010) zu stark auf der Identitätsdarstellung der Erzähler*innen liegen (Behrens, 2021. S.283). Letztlich läuft man bei einer solchen Betrachtung in Gefahr, nur die bereits interessierenden (intersektionalen) Kategorien sozialer Diskriminierung zu finden, ohne damit der Komplexität des biographischen Gewordenseins Rechnung zu tragen. Die Beschreibung von Subjektivierung bleibt damit recht spekulativ und die Lebensgeschichte wird wiederum stark in Anschluss an kondensiertes theoretisches Wissen über die angenommene Unterwerfung als Frau, Migrant, psychisch Kranker, etc. interpretiert. In dieser Hinsicht setzt die Dekonstruktion der biographischen Darstellung meiner Ansicht nach ebenfalls eine(n) Herren*in der Wahrheit voraus, wie Foucault dies bezogen auf die Rekonstruktion eines (klassischen) Subjekts in der Biographieforschung beschrieben hat.

Dementsprechend stellt sich die Offenheit der rekonstruktiv arbeitenden qualitativen Biographieforschung auch als Stärke heraus, indem die theoretisch angeleitete Dekonstruktion durch eigensinnige Momente auch irritiert werden kann. Das biographische Gewordensein schließt außerdem, wie bereits festgestellt, auch unwiderruflich die Geschehnisse der Vergangenheit ein, was vergangene Erfahrungen der Anrufungen inkludiert. Erzählungen können in diesem Sinne recht dichte Beschreibungen solcher Situationen liefern und die Subjektwerdung in ihrer Prozesshaftigkeit greifbar machen (Kleiner, 2015, S.168).

3.5.2. Eigene Verortung, Umsetzung und Resümee

Gerade die Frage, wie die (vermeintlich) individuellen Geschichten im Verbund mit kollektiven Narrativen erzählbar und hörbar werden und wie sich vergangene zu gegenwärtigen Positionierungen verhalten, stellt ein wesentliches Erkenntnisinteresse dieser Arbeit dar. In diesem Sinne interessiert mich auch weniger stark ein ganz bestimmter Diskurs, auch wenn Diskurse zur Traumatisierung, PTBS, Resilienz und dem posttraumatischen Wachstum relevant sind und diese in Kapitel 2 kurz umrissen wurden. Dass eine Bezugnahme zum Diskurs des posttraumatischen Wachstums erfolgt, war dementsprechend weder unbedingt erwartbar noch notwendig, um eine entsprechende Analyse durchzuführen. Die Analyse ist eher allgemein an Subjektivierungs- und vor allem an Artikulationsprozessen, sowie der (Re-)Konstruktion von Kohärenz und Sinn durch die Erzähler*innen im Kontext von Trauma und Ermächtigung interessiert. Wie wird die eigene Version des ermächtigten Selbst performativ hergestellt bzw. dargestellt und (wie) wird die Ermächtigung lebensweltlich möglich?

Ermächtigung kann diesbezüglich einerseits generell als Widerständigkeit gegenüber bestimmten, zum Beispiel pathologisierenden Anrufungen untersucht werden, andererseits aber auch als Positionierung im Kontext eines bestimmten Alternativ- oder Gegendiskurses (vgl. Pertl, 2016). Im Sinne der Subjektivierungstheorie Butlers erfolgt Handlungsmacht zudem paradoxe Weise aus Unterwerfung. Ein besonderes Augenmerk meiner Arbeit liegt dementsprechend darauf, wie Ermächtigung einerseits mit Widerstand und Resignifizierung und andererseits mit der Einnahme und Identifizierung mit bestimmten Subjektpositionen einhergeht. Das Verhältnis von Einnahme und Ablehnung bestimmter Positionen, auch im Zeitverlauf eines längeren Trauma- und Ermächtigungsprozesses, erscheint dabei besonders beachtenswert. Darüber hinaus sollte Ermächtigung (mit Blick auf die formulierte Kritik an Butlers Theorie) aber auch in Relation zu den lebensweltlichen Problemen der erzählenden Akteure im sozialen Raum begriffen werden und nicht nur als Antwort auf Diskurse und subjektivierende Anrufungen.

Zusammenfassend werde ich die Verbindung von Biographieforschung und Diskurs- und Subjekttheorie umsetzen, indem ich die Darstellung der Erzähler*innen mit Blick auf ihre diskursiven und sozialen Herstellungsbedingungen dekonstruiere und zudem nach den Effekten der Darstellung für die Handlungsmacht frage. Damit orientiere ich mich im Prinzip an der reflexiven Biographieforschung von Rose (2012a), Kleiner (2015) und Pertl (2016) mit ihrem Fokus auf Artikulation, Intersektionalität und Handlungsmacht. Die Rekonstruktion des gelebten Lebens wird in den Hintergrund gerückt, allerdings nicht komplett abgelehnt und insbesondere nach damaligen Positionierungen und Handlungsmöglichkeiten gefragt. Die genaue methodische Umsetzung und konkrete Auswertungsschritte werden im Methodenteil dieser Arbeit dargestellt. Obwohl dort verschiedenste Betrachtungsebenen eröffnet werden, soll damit nicht der Anspruch

einer umfassenden Analyse erfüllt werden, sondern dem Prinzip der Offenheit entsprechend eher die Möglichkeit für verschiedene Betrachtungsweisen und Interpretationen offen gehalten werden.

Die Forschungsfrage nach der Herstellung des ermächtigten Selbst bezieht sich hierbei am stärksten auf die diskursive Ebene, während die Frage nach den Vorbedingungen und Effekten der (dargestellten) Ermächtigung stärker auf den sozialen Raum und die lebensweltliche Realität der Erzählerinnen abzielt. Theoretisch wird neben dem Konzept des sozialen Raums und der Positionierung im methodischen Teil zudem Intersektionalität als Perspektive eingebunden, um Positionierungen in ihrer Komplexität angemessen betrachten zu können, auch hier in Anschluss an das Vorgehen von Spies (2010). Im Hintergrund des gesamten Forschungsprozesses steht der zum Beispiel von Reh (2003) formulierte Anspruch einer kritisch-reflexiven Biographieforschung, die eigene Forschungsaktivität und die damit einhergehende (Re-)Produktion des untersuchten Gegenstandes zu reflektieren.²⁶ Mit dem Leitmotiv der Wiener Kulturpsychologie „Beobachtungen auf der eigenen Spur“ (Slunecko, 2017) gesprochen, bedeutet dies die Dekonstruktion von 'Common-Sense' und akademischem Wissen auf Basis der persönlichen Irritation und der lebensweltlichen Erscheinung. Insbesondere für die hermeneutische Praxis bedeutet es außerdem den Einbezug des Interpreten durch die Rekonstruktion der eigenen Erkenntnisspur und die Reflexion der eigenen Positioniertheit relativ zum Gegenstand bzw. zur Positioniertheit der untersuchten Subjekte. Solche Verortungen ergänzen die wissenschaftlich fabrizierten Denkgebäude sozusagen mit einer Umwelt und machen Interpretationen nachvollziehbarer.

Der Gefahr der Reproduktion eines selbstidentischen Subjekts bzw. Individuums wird neben der theoretischen Reflexion auch durch die umfassende Kontextualisierung der 'individuellen' Biographie der Interviewpartner*innen begegnet. Diese Kontextualisierung und vielschichtige Betrachtung soll nicht zuletzt diskursiven Engführungen und individualistisch konzipierten Subjekten des post-traumatischen Wachstums entgegen gesetzt werden, wie sie zum Beispiel von Seiten der Positiven Psychologie verbreitet werden, aber eben auch entgegen populär angeeigneter postmoderner Theorien und psychopathologischer Determinierung (vgl. Kapitel 2).

²⁶ Kritisch-reflexiv bedeutet für Fuchs (2017, S. 314), „dass auch empirische Ergebnisse unvermeidlich immer vor einem spezifisch historisch sozialen Kontext gelesen und gedeutet werden, d.h. stets in einem sozialen und damit sinnhaften Wissensfeld von Deutungszusammenhängen überformt sind“.

4. Methoden

Nachdem im vorangehenden Kapitel ein theoretischer Rahmen erarbeitet wurde, der es ermöglichen soll, die Konzepte „Diskurs“, „Subjekt“ und „Biographie“ wirksam miteinander zu verschränken, folgt in diesem Kapitel nun eine Darstellung der angewandten Erhebungs- und Auswertungsmethoden.

Im ersten Abschnitt des Kapitels wird die Wahl dieser Methoden im Forschungsprozess begründet und dargelegt, inwiefern die Forschungsfragen durch Anlegung dieser Methoden an das Material beantwortet und umgesetzt werden können. Außerdem wird in Zuge dessen die Bestimmung des Forschungsfeldes nachgezeichnet. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels wird dann das narrative Interview als die angewandte Erhebungsmethode vorgestellt und in Zuge dessen mit dem Feldzugang, der Transkription und Anonymisierung auch der weitere Forschungsprozess dargelegt. Mit Blick auf die Themen Traumatisierung und Empowerment folgt zudem eine kurze Reflexion zum ethischen Problem der Retraumatisierung, dem Umgang mit traumatischen Inhalten, der Vulnerabilität der Interviewten und sich ergebenden Machtgefällen im Interview-Setting gehen. Im dritten Teil dieses Kapitels werden schließlich, in Anschluss an das Konzept des kritisch-reflexiven Interviews, die angewandten Auswertungsmethoden und -schritte konkretisiert, sowie heuristische Fragen präsentiert, die an das Material getragen wurden.

4.1. Methodische Umsetzung

Am Anfang dieser Arbeit stand das Interesse, das Phänomen des posttraumatischen Wachstums empirisch zu untersuchen und dabei individuelle Narrative zu betrachten, in denen Personen erzählen, wie sie in Folge einer traumatischen Erfahrung neuen Lebenssinn und eine neue Lebensqualität erreicht haben. Das eigentliche Forschungsinteresse bezieht sich jedoch - in Anschluss an die Überlegungen zur kritisch-reflexiven Biographieforschung in Kapitel 3.5 - in erster Linie nicht auf die Rekonstruktion solcher Biographien, dem damaligen subjektiven Erleben und psychologischer Phänomene, die 'hinter' diesen Erfahrungen stehen. Vielmehr werden die biographischen Interviews zunächst nach Subjektivierungsprozessen befragt und wie sich die erzählerische Selbstdarstellung innerhalb der präsentierten Ermächtigungsnarrative vollzieht.

4.1.1. Bestimmung des Forschungsfelds und der Erhebungsmethode

Als zu untersuchendes Material wurden daher biographische Texte und die darin enthaltenen narrativen Selbstdarstellungen spezifiziert. Solche Texte und Selbstdarstellungen können im Rahmen von biographischen Interviews gefunden und gleichzeitig hervorgerufen werden, weshalb das narrative Interview nach Schütze (1983) zur Erhebung verwendet wurde, einerseits aufgrund seiner guten methodischen Ausarbeitung, der Flexibilität der Anwendung und

der Vertrautheit des Forschers mit diesem Instrument.

Um das Forschungsfeld zu bestimmen, in dem das Material erhoben werden soll, muss zusätzlich überlegt werden, welche Personengruppe interviewt werden soll. Da nach den Selbstdarstellungen und Positionierungen im Kontext des Phänomens 'posttraumatisches Wachstum' gefragt wird, waren meinen Überlegungen nach solche Narrative interessant, die von den Interview-Partner*innen unter diesem Label vorgetragen werden. Entscheidend ist also, dass die Interview-Partner*innen sich mit diesem Konzept identifizieren und nicht, dass ein Trauma bzw. ein Wachstumsprozess 'tatsächlich' stattgefunden hätte.

Allerdings wurde im Forschungsprozess schnell klar, dass die Fokussierung auf den Spezialdiskurs des posttraumatischen Wachstums nicht zielführend sei und wohl zu wenige Antworten des Feldes generieren würde. Zwar ist es möglich, Artikulations- und Subjektivierungsprozesse in Anschluss an einen ganz bestimmten Spezialdiskurs zu untersuchen (vgl. z. B. Rose, 2012a und Pertl, 2016). Allerdings konnte ich im Fall des posttraumatischen Wachstums weit weniger sicher sein, dass dieser Diskurs auch wirklich aufgegriffen wird. Zudem hatte sich mein Interesse inzwischen auf die Darstellung von posttraumatischen Ermächtigungsnarrativen im Allgemeinen bzw. deren Bedingungen und Implikationen erweitert. Die Frage war also nicht länger, inwiefern ein bestimmter Spezialdiskurs aufgegriffen wird, sondern welche verschiedensten Diskurse aufgegriffen werden, um ein ermächtigtes Selbst zu präsentieren. Daher ist das Forschungsfeld auch nicht an den erwähnten Spezialdiskurs gebunden, sondern beinhaltet, etwas weiter gefasst, Narrative von Menschen, die erzählen, wie sie vor dem Hintergrund traumatischer Erlebnisse oder einer einschneidenden Lebenskrise zu neuem Lebenssinn oder persönlichen Weiterentwicklung gefunden haben. Der Feldzugang wird noch genauer in Kapitel 4.4.1 und der Kontaktaufbau mit den jeweiligen Interviewpartnerinnen in Kapitel 5 beschrieben.

4.1.2. Methodische Umsetzung der Forschungsfragen

Nachdem im letzten Abschnitt genauer nachgezeichnet wurde, wie das Erkenntnisinteresse die Bestimmung der Erhebungsmethode und des Forschungsfeldes rechtfertigte, wird in diesem Kapitel noch einmal betrachtet, wie die Forschungsfragen in der Anwendung des methodisch-theoretischen Rahmens beantwortet werden können.

Die erste Forschungsfrage bezieht sich darauf, welche Selbstdarstellungen in den Erzählungen vorliegen und wie diese im Interview produziert werden. In diesem Teil steht die Dekonstruktion dieser Selbstdarstellungen im Vordergrund, wobei die sprachliche Gestaltung, sowie diskursive Wahrheiten und Machtverhältnisse zum Themenkomplex Trauma-Empowerment in den Blick kommen sollen, die solchen Darstellungen zugrunde liegen. Hierfür

scheint es zunächst lohnend, sich zu fragen, was von den Interviewpartner*innen denn überhaupt in welcher Weise als positives 'Wachstum' präsentiert wird, da dies womöglich auch Rückschlüsse darüber zulässt, was im kulturellen Kontext beziehungsweise in den jeweiligen sozialen Feldern als erstrebenswert gilt. Auf der anderen Seite muss auch betrachtet werden, was als krank, gestört, hilflos und schwach dargestellt wird – der Gegenpol zur Ermächtigung, ohne den diese wohl nicht gelten kann. In der Auswertung sollten daher relevante Diskurse identifiziert werden, auf die die Interviewpartnerinnen Bezug nehmen und außerdem entsprechende Selbstdarstellungen, die sich auf ein gewachsenes, ermächtigtes Selbst beziehen. Hierbei ist auch die Identifizierung von Subjektpositionen zentral, im Sinne allgemein anerkannter Identitäten, auf welche diese Selbstdarstellungen implizit oder explizit Bezug nehmen.

Laut Reckwitz (2021, S.190) kommt bei der Analyse solcher Subjektpositionen insbesondere „Differenzmustern“ eine wichtige Rolle zu, welche häufig binär organisiert sind, da hier Momente der Identifikation und Abgrenzung sichtbar werden. Dabei ist nicht nur die explizite Abgrenzung gegen das nicht wünschenswerte 'Andere' von Bedeutung, sondern gerade auch das Schweigen über das Andere (Hall, 2004a, S.74). Dieser Aspekt kann unter Anderem über die Prioritäten, die die Interviewten in ihren Erzählungen setzen, untersucht werden. Während manche Themen der Erzählung in einem thematischen Feld zentral positioniert werden, werden andere trotz thematischer Nähe eher ko-präsent bleiben (vgl. Fischer-Rosenthal & Rosenthal, 1997; Gurwitsch, 1974). Weiterhin kann bei der Auswertung von Lebensgeschichten auch die Prozesshaftigkeit von Subjektivierungsprozessen betrachtet werden, indem neben aktuellen auch verworfene, gescheiterte oder früher angenommene Identitäten identifiziert werden können (vgl. Kleiner, 2015).

Da im untersuchten Forschungsfeld grundsätzlich ein Kontrast zwischen einem Selbst vor bzw. in der traumatischen Erfahrung und nach dieser zu erwarten ist, da dies bereits in der Erzählaufforderung enthalten ist und dem artikulierten Forschungsinteresse entspricht, werden derartige Positionierungen und Abgrenzungen in der Analyse priorisiert. Letztlich sollten in diesem Rahmen die Logik und die Mittel der Darstellung identifizierbar werden, nach der eine traumatische Erfahrung in eine sinnhafte überführbar wird.

Der zweite Teil der Forschungsfrage bezieht sich auf die Vorbedingungen für die als „Artikulation“ (vgl. Kapitel 3.4.) gefasste Identifizierung mit Diskursen und die folgende Subjektwerdung. Wodurch wird es möglich, als eine 'ermächtigte Person' zu sprechen? Diese Frage ist wichtig, um zu betrachten, inwiefern 'Empowerment' für verschiedene Personen überhaupt möglich wird, und begegnet damit auch der Kritik, dass diskursive Vorlagen für ein solches Empowerment womöglich nicht immer für alle Personen gleichermaßen einlösbar erscheinen.

Diese Frage kann dadurch bearbeitet werden, dass einerseits 'Sprechgebote' identifiziert

werden, die von Außen an den/die Einzelne*(n) herangetragen werden²⁷ und andererseits auch 'Sprechverbote'. Letztere sind jedoch nicht (nur) aktiv restriktiv zu verstehen sind, sondern kontextuell als mangelnde Resonanz und Hörbarkeit für von der Norm abweichende und „nicht lebbare“ (Butler, 1995, S.23) Seinsformen, Körper und Erfahrungen. Gefragt wird, *was wie warum* gesagt werden kann und was nicht, wobei bezüglich dem Ungesagten insbesondere 'traumatische' Inhalte relevant erscheinen, auch in Anknüpfung an die Idee des Trauma-'Silencings' (vgl. z. B. Delker, Salton, & McLean, 2020). Sowohl Sprechgebote als auch Sprechverbote werden folglich den Vorbedingungen der Selbstdarstellung zugerechnet, indem sie diese ermöglichen beziehungsweise limitieren.

Allerdings sollten unter solche ermöglichen und limitierenden Vorbedingungen nicht nur diskursive Elemente gefasst werden, sondern auch relevante Strukturverhältnisse sowie die individuelle Ausstattung mit verschiedenen (auch ökonomisch-materiellen) Ressourcen. Bourdieu (1990) spricht hierbei von den „objektiven Bedingungen des sozialen Raums“, welche die biographische Darstellung bedingen und in der klassischen Biographieforschung oft vernachlässigt würden. In der Auswertung kann dieser Aspekt dadurch umgesetzt werden, dass untersucht wird, inwiefern Diskriminierungsverhältnisse und die damit zusammenhängende Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten die im ersten Schritt herausgearbeiteten Ermächtigungsprozesse limitieren oder überhaupt erst möglich machen.

Drittens wurde nach den Effekten gefragt, die sich durch die jeweils vorliegende Art der Identifizierung als ermächtigte Person ergeben. Welche Handlungsspielräume eröffnen sich durch die Vernähung mit bestimmten Subjektpositionen und welche Festschreibungen ergeben sich andererseits? Diese Frage kann wiederum dadurch bearbeitet werden, dass explorierend über die Folgen der Subjektivierungsprozesse für den/die Einzelne(n) nachgedacht wird (vgl. Rose, 2012a). Konkrete Anhaltspunkte liefern Schilderungen, die sich auf Zukunftsziele, Fremdwahrnehmungen und Handlungen der Interviewten beziehen und dabei auch Kontraste bzw. Verlaufskurven innerhalb der Erzählung abbilden. Handlungsfähigkeit wird dabei dann angenommen, wenn eine Differenz zwischen Anrufungen und Identifizierung sichtbar wird (Rose, 2012b, S.121).

Nachdem in diesem Kapitel die Umsetzbarkeit der Forschungsfrage behandelt wurde, wird im nächsten Kapitel die Erhebungsmethode und der weitere Forschungsprozess dargestellt, bevor im abschließenden Kapitel 4.5 konkrete Auswertungsschritte und das angewandte Methodeninventar dargestellt werden.

²⁷ Zum Beispiel in Form von Diskursen, die die Betroffenen anrufen, sich in einer bestimmten Art und Weise - zum Beispiel einer Wachstumserzählung entsprechend - zu präsentieren.

4.2. Erhebungsmethode: Das narrativ-biographische Interview

Im theoretischen Teil dieser Arbeit wurde bereits kritisch darauf eingegangen, dass die Biographieforschung selbst einen Diskurs darstellt, welcher den vernünftigen und reflektierten Menschen als mit einer Biographie ausgestattet her(aus)stellt. Im Falle von Menschen, welche traumatische Erfahrungen machen mussten, ist diese scheinbar natürliche Ausstattung mit einer (Normal-)Biographie allerdings oft nicht gegeben. Eine von mir betreute, vielfach traumatisierte Klientin fand zum Beispiel eines Tages unter ihren Habseligkeiten Unterlagen, die darauf hinwiesen, dass sie einmal verheiratet gewesen sei, woran sie sich jedoch nicht erinnern konnte. Um als normaler Mensch angesehen zu werden, muss der/die Einzelne jedoch eine halbwegs kohärente Lebensgeschichte vorweisen und ist ansonsten dazu angehalten, fragmentierte Erfahrungen zu einem größeren Sinn zusammen zu puzzeln, wofür unter Anderem auch die Institution der Psychotherapie Hilfestellung leistet. Die Normalbiographie des jeweiligen kulturellen Raumes dient außerdem stets als implizite Kontrastfolie zur Erzählung, die nicht einfach so von den Erzähler*innen umgangen werden kann.

Da ich aber eben jene Prozesse untersuchen will, in denen der bzw. die Einzelne solche inkohärenten Erfahrungen zu einem sinnvollen Ganzen artikuliert, ist auch die Anwendung des biographischen Interviews naheliegend, um eben diese, obwohl zum Teil kritisch zu betrachtenden, Prozesse der Subjektivierung zu provozieren bzw. hervorzuholen. In Folge werde ich die Methode des biographisch-narrativen Interviews nach Fritz-Schütze (1983) darstellen, welche für die Erhebung zum Einsatz kam.

Dieses sehr gut etablierte Instrument der Sozialforschung läuft in drei Phasen ab, der Eröffnungsphase, dem Nachfrageteil und der Bilanzierung. Im ersten Teil soll durch die Erzählaufforderung bzw. die Eingangsfrage von Seiten des Interviewenden eine Stehgreiferzählung provoziert werden, welche im weiteren Verlauf nicht durch Nachfragen unterbrochen werden sollte, damit die Erzählenden sich in ihrem Erzählfluss an ihrem eigenen Relevanzsystem orientieren können. Aufgrund der dadurch ermöglichten Offenlegung von teils latenten Orientierungen wird dieser Phase in der Auswertung meist der größte Wert beigemessen. Im Idealfall ist die 'Erzählung' in diesem Teil die vorherrschende Textsorte, welche von Schütze von der 'Beschreibung' und der 'Argumentation' unterschieden wird.

Die Eingangsfrage selbst sollte außerdem möglichst offen gestellt sein und zum Beispiel einfach nur dazu auffordern, die Lebensgeschichte oder einen bestimmten Lebensabschnitt zu erzählen. In Anbetracht der zuvor artikulierten Kritik an der biographischen Methode und dem Forschungsinteresse schien es mir aber passender, direkter nach dem Thema zu fragen, da hiermit auch eine Erzählung provoziert wird, die nahe am Thema ist – welches sowieso schon in der Kontaktaufnahme kommuniziert wurde – und trotzdem noch genug Freiraum bei der eigenen

Ausgestaltung durch die Interviewten ermöglicht. Auch die Nachfragen in diesem Teil wurden bei Verständnisschwierigkeiten nicht zu stark ausgespart, um den Interviewten das Gefühl eines ehrlichen Interesses zu vermitteln. Die Stehgreiferzählung endet schließlich mit einer sogenannten Coda von Seiten der Interviewten, also wenn diese signalisieren, dass sie ihre Erzählung nun abgeschlossen haben.

Im Nachfrageteil können nun von dem/der Interviewenden solche Nachfragen gestellt werden, die während des Interviews den Erzählfluss zu stark behindert hätten. Dafür ist es hilfreich, sich während des ersten Teils Notizen zu machen. Schütze fordert die Interviewenden an dieser Stelle dazu auf, auf sogenannte „Erzählzapfen“ zu achten, womit angedeutete, aber nicht weiter ausgestaltete Passagen der Erzählungen gemeint sind (Schütze, 1983). Bezuglich der Dekonstruktion von Selbstdarstellungen war es dabei außerdem meiner Meinung nach hilfreich, einerseits auf anscheinend vermiedene und ausgesparte Inhalte abzuzielen und andererseits wichtige, für das Forschungsinteresse relevante Themenfelder, die schon angesprochen wurden, durch Nachfragen noch weiter zu vertiefen. Insgesamt folgt die Vorgehensweise im Nachfrageteil jedoch keiner strikten Regelung, welche in der Interviewsituation auch nicht durchzuhalten wäre. Von Seiten der Erzählenden kann es in diesem Teil womöglich vermehrt zu Argumentationen kommen, es ist aber auch möglich, dass sich eine zweite längere Stehgreiferzählung ergibt, wie es in einem der durchgeführten Interviews auch geschehen ist. Für den Interviewenden war es meiner Ansicht nach angesichts des Vorliegens traumatischer Erfahrungen bei diesem Forschungsprojekt vor allem wichtig, eine authentisch-verständnisvolle „Atmosphäre relativer Sicherheit“ zu sorgen (Levine, 2010, S.104) und das einerseits aus ethischen Gründen, aber auch um eine gut ausgearbeitete Erzählung zu ermöglichen. Dies beinhaltet, dass bei Verständnisproblemen ehrlich nachgefragt wird, ohne Verständnis zu 'heucheln'.

Im letzten Teil des Interviews können sogenannte „exmanente“ Nachfragen gestellt werden, welche vom Interviewenden vor Beginn des Interviews anhand des Forschungsinteresses und theoretischer Überlegungen formuliert wurden (Mey & Mruck, 2010, S.71-72). Oftmals wurden diese teilweise schon in den vorherigen Phasen beantwortet, woraufhin es an dem/der Interviewenden liegt, jeweils abzuschätzen, ob es sich lohnt, hier noch mehr in die Tiefe zu gehen. Für Schütze ist dieser Teil tendenziell am wenigsten interessant, da er am ehesten zur Textsorte der Argumentation führt, das heißt, dass die Interviewten Begründungen und Eigentheorien liefern, sich rechtfertigen, bewerten und abstrahieren. Es werden also eher die expliziten, als die impliziten Orientierungen offenbar. Für mein Forschungsinteresse sind jedoch gerade auch diese – mehr oder weniger - 'expliziten' Eigentheorien, Selbstdarstellungen und Argumentationen interessant, weshalb ich in der Erhebung und Auswertung keine der beiden Formen priorisiere. Da in Anschluss an die Überlegungen von Reh (2003) und Rose (2012b) Biographien außerdem

als Konstrukte gesehen werden, die im Interview situativ hervorgebracht werden, ist das ganze Interview inklusive Kontaktaufbau als eine Form von Interaktion zwischen Interviewer*in und Interviewten als Forschungsgegenstand von Bedeutung.²⁸ Daher ist auch die ursprünglich von Schütze propagierte Zurückhaltung von Seiten des Interviewenden weniger relevant, da die Vorstellung, eine 'reine Probe' der Subjektivität der Erzähler*innen aus dem Transkript rekonstruieren zu können, sowieso als unmöglich zurück gewiesen wird. Insbesondere Selbst-Positionierungen der Interviewten können oftmals nur im Interaktionskontext sinnvoll interpretiert werden, da immer gefragt werden muss, gegenüber wem eine bestimmte Identität vertreten wird und welche Erwartungen auf den bzw. die Interviewer*in gelegt werden, zum Beispiel als 'Experte im Bereich Psychologie'. Um das Interview als interaktive Situation besser erfassen zu können, wurde daher auch direkt im Anschluss ein Gedankenprotokoll angefertigt.

4.3. Reflexionen bezüglich des Umgangs mit Traumata im Interview

Wie im letzten Kapitel dargelegt, ist nicht nur das produzierte Transkript für die Analyse relevant, sondern die gesamte, kontextuell eingebettete Interviewsituation als eine Interaktion zwischen Interviewenden und Interviewten. Dies betrifft methodisch jedoch nicht nur die Analyse, sondern auch die Gestaltung und Haltung in der Erhebungssituation. Angesichts des sehr wahrscheinlichen Vorkommens traumatischer Erinnerungen empfand ich es für die Gestaltung dieser Interaktion als wichtig, auch den Umgang mit solchen traumatischen Inhalten unter ethischen und forschungspraktischen Gesichtspunkten zu reflektieren.

Zunächst werde ich hierfür die Frage bearbeiten, inwiefern es überhaupt ethisch vertretbar ist, in Forschungsinterviews eine Retraumatisierung der Interviewpartner*innen zu riskieren und inwiefern Nachfragen zu potentiell traumatischen Erinnerungen gestellt werden können. Diese Reflexion berührt auch das Interesse meiner Arbeit an der Erzählbarkeit von traumatischen Erinnerungen. Anschließend werde ich mich der Frage zuwenden, wie traumatisches Wiedererleben, Spuren von Traumata und Dissoziationen in der Interviewsituation erkannt werden können. Zuletzt wird reflektiert, wie mit solchen Situationen umgegangen werden kann.

Die Umsetzung dieser ethischen Reflexion erfordert die Einbindung von gegenstandstheoretischen Wissen über 'Trauma' und 'Dissoziation'. Dies steht im Spannungsverhältnis zum Anliegen, solche Wissensbestände auch kritisch zu dekonstruieren. Für mich bilden diese also weniger wissenschaftliche 'Wahrheiten', sondern für das Anliegen dieses Kapitels notwendige Orientierungspunkte. Der Versuch eines Überblicks über die historischen und diskursiven Kontexte dieser Themengebiete erfolgte in Kapitel 2 dieser Arbeit.

²⁸ Eine überzeugende Argumentation, warum letztlich *alle* Daten, also auch quantitative, dialogisch zustande kommen, wurde kürzlich von Benetka und Slunecko (2021) geliefert.

4.3.1. Retraumatisierung, traumatisches Wiedererleben und Dissoziation

Zur Beantwortung der Frage, ob eine Retraumatisierung in den Interviews riskiert werden kann, sollte zuerst geklärt werden, was unter Retraumatisierung überhaupt zu verstehen ist. Maercker (2009, S.16) stellt fest, dass der Begriff der Retraumatisierung primär in Bezug auf Psychotherapie, juristische und polizeiliche Strafverfolgung und mediale Darstellung gebraucht wird. Gemeint sind Vorgehensweisen, die „Patienten [sic!] nur emotional belasten und keine nachhaltigen Erleichterungen verschaffen. In ihrer schlimmsten Form können sie, bedingt durch die mangelnden emotionalen Stabilisierungsmöglichkeiten des Traumatisierten, zu einer lang anhaltenden Verschlechterung führen“ (Maercker & Rosner, 2006, zitiert nach Maercker, 2009, S.16). Im Grunde geht es also darum, dass das Trauma durch eine Konfrontation mit selbigem 're-aktualisiert' wird, sodass es sich für die Betroffenen anfühlt, als ob sie es erneut durchleben müssten. Die Gefahr dafür besteht vor allem deshalb, weil bereits unauffällige Reize ('Trigger') ein unkontrolliertes Wiedererleben auslösen können, beziehungsweise zu einer Abwehrreaktion führen, die das Wiedererleben abwendet, z. B. durch Dissoziation (Maercker, 2009).

Unter Dissoziation wiederum versteht man eine Form der Spaltung des Selbst²⁹, zum Beispiel in Form von Depersonalisation oder Derealisierung. Auf diese Art könne ein unversehrter Anteil des Selbst neben dem traumatisch geschädigten weiter bestehen (Loch, 2008). Diese Spaltung sei aber nicht horizontal zu verstehen, zwischen Bewusstsein und Unterbewusstsein, die in Konflikt stehen, sondern vertikal, innerhalb des Bewusstseins. Anstatt der Verdrängung wäre hier eher der Begriff der Verleugnung zutreffend (Gurevich, 2012, S. 1079; Kohut, 1987, 1996). Nach Ansicht von Gurevich (2012, S. 1080) würde diese Verleugnung im Gegensatz zur Verdrängung nicht der Wahrung des innerpsychischen Zusammenhalts dienen, sondern eben selbst eine *Auflösung* einer inneren Verbindung darstellen, die dazu diene, mit dem 'Anderen', der die Traumatisierung nicht (er)kennt, in Einklang zu bleiben. Durch das Verbergen der innerpsychischen Wunde könne die äußere Beziehung und Bindung aufrechterhalten werden. Paradoxe Weise kann die akute, kurzfristige Dissoziation für anwesende 'Andere' eher wie ein 'Wegdriften' wirken, während sie langfristig - entsprechend der zuvor besprochenen Theorie - eigentlich die Aufrechterhaltung der Assoziation nach außen ermöglichen würde.

Andere Autor*innen sehen die Dissoziation eher als eine Überlebensstrategie, die im Moment des Traumas funktional war, in der Folgezeit jedoch nur bedingt als Abwehrmechanismus zu sehen ist (Hantke, 1999).

²⁹ Die umfassende Definition des ICD-11 spricht anstatt vom 'Selbst' von verschiedenen psychischen Funktionen; genauer von der „unwillkürliche[n] Unterbrechung oder Diskontinuität der normalen Integration eines oder mehrerer der folgenden Bereiche: Identität, Empfindungen, Wahrnehmungen, Affekte, Gedanken, Erinnerungen, Kontrolle über Körperbewegungen oder Verhalten. Leichte Formen der Dissoziation seien als normal und alltäglich anzusehen, bei erheblicher Beeinträchtigung spricht man von einer dissoziativen Störung (WHO, 2022).

4.3.2. Ethische Vertretbarkeit

Ob die Dissoziation nun eine 'Funktion' hat oder nicht, nach gängiger Meinung ist die Provokation einer Retraumatisierung nicht wünschenswert. Im therapeutischen Diskurs würde diese 'Binsenweisheit' sogar zu der Ansicht führen, dass eine 'zu frühe' Konfrontation mit traumatischer Erinnerungen unprofessionell sei und Klient*innen davon abgehalten werden müssten, selbst wenn diese selbst ein Redebedürfnis äußern würden (Nitsch, 2014, S.175f). In Anbetracht dessen besitzt die ethische Reflexion auch eine gewisse Relevanz für mein Interesse an der 'Erzählbarkeit' von traumatischen Erfahrungen, da diese Erzählbarkeit in Anschluss an solche Spezial-Diskurse (nicht nur) im therapeutischen Raum eingeschränkt sein kann.

Nach Loch (2008) spielt Retraumatisierung, neben den genannten institutionellen Kontexten, sowie im Alltag, auch in der (Biographie-)Forschung eine Rolle. Denn neben z. B. polizeilicher und therapeutischer Befragung kann auch das wissenschaftliche Nachfragen zu einem sehr intensiven Erinnern und zu einer Reaktualisierung des Traumas führen. Fraglich ist dabei auch, inwiefern in einem solchen Fall eine angemessene Unterstützung durch die Forscher*innen geleistet werden kann. Kann es in Anbetracht dieser Risiken nun also vertretbar sein, Interviews mit potentiell stark traumatisierten Personen zu führen, beziehungsweise Nachfragen zu schwierigen bis traumatischen Erfahrungen zu stellen?

Ulrike Loch (2008) bemerkt zwar bezüglich der ethischen Vertretbarkeit, dass der Schutz der Betroffenen und der Schutz vor Retraumatisierung immer über dem Forschungsinteresse stehen müssten und traumatisches Wiedererleben nicht vorsätzlich provoziert werden dürfe. Allerdings seien Nachfragen zu bereits thematisierten, schwierigen oder traumatischen Erfahrungen nicht grundsätzlich schlecht oder falsch, wofür sie mehrere Gründe aufführt.

Zunächst stellt sie fest, dass das Auftreten von traumatischen Inhalten in biographischen Interviews sowieso nie ganz ausgeschlossen werden kann, auch wenn das Thema ein ganz anderes ist. Würde man das Aufkommen traumatischer Erinnerung konsequent vermeiden wollen, dürfte man demnach also überhaupt keine Forschungsinterviews führen. Dies würde jedoch nicht nur den Opfern bzw. Erzähler*innen als Zurückweisung und Desinteresse an ihrer Geschichte vorkommen, sondern, schlimmer noch das gesellschaftliche Schweigegebot bezüglich traumatischer (Gewalt-)Erfahrungen reproduzieren und unterstützen (Loch, 2008, S.10).

Anstatt solch einer Bevormundung sei es stattdessen wichtig, sich an den Bedürfnissen und Möglichkeiten der Interview-Partner*innen zu orientieren. Denn meist könne man darauf vertrauen, dass schwierige und traumatische Erfahrungen nur so weit erzählt werden, „als es das eigene Abwehrsystem gestattet“ (Loch, 2008, S.3). Außerdem lasse sich aus empirischen Erfahrungen ableiten, „dass die Bereitschaft zum Interview tendenziell von dem Bedürfnis getragen wird, schwierige oder tabuisierte Bereiche der Lebensgeschichte zu thematisieren“

(Loch, 2008, S.3). Letzteres betrifft natürlich vor allem solche Interviews, die explizit auf derartige Themen abzielen, wie es auch bei meinem Projekt der Fall war - auch wenn hier der Aspekt der Ermächtigung neben traumatischen Inhalten zentral war.

Obwohl man sich als Forscher*in also in einem gewissen Rahmen von den Bedürfnissen der Interviewten zu erzählen bzw. zu schweigen leiten lassen kann, sollte auch bedacht werden, dass diesbezüglich starke Ambivalenzen bestehen können. Das Bedürfnis zu Erzählen wird oftmals von einem internalisierten Widerstand gehemmt, dessen Ursprung zum Beispiel durch eine weiter bestehende Bindung an traumatisierende Personen ('Täter*innen') oder Lebensumstände zu erklären ist, oder aber durch eine stark internalisierte Geheimhaltung, die in der Vergangenheit erzwungen wurde. Andererseits kann solcher Widerstand aber auch durch Erfahrungen von Stigmatisierung oder Überforderung von Seiten der Gesprächspartner*innen erklärt werden (Loch, 2008).

Aufgrund der zuletzt genannten Probleme sei es auch häufig zu beobachten, dass die Erzähler*innen ganz spezifische Rückfragen stellen, um die persönliche und politische Haltung des Gegenübers zu solchen Themen zunächst abzutasten und auch, um zu klären, inwiefern das Erzählte für die Zuhörer*innen überhaupt auszuhalten sei (Loch, 2008, S.3; Loch, 2002). Dies deckt sich auch mit der Beobachtung von Levine (2010, S.69f), dass es für die Erzählenden sogar zu einer Verschlimmerung der traumatischen (insbesondere leiblich-verkörperten) Ohnmachtsgefühle kommen könne, wenn die zuhörende Person ihrerseits nonverbale Signale aussendet (bzw. spiegelt), die auf Überforderung und Ohnmachtsgefühle schließen lassen. Rückfragen dieser Art ließen sich auch in allen von mir geführten Interviews in unterschiedlicher Form beobachten und werden in den Fallanalysen mit dargestellt. Diese Rückfragen zeugen jedoch nicht nur von der Ambivalenz bezüglich des Willens zu erzählen, sondern auch von der Fähigkeit der Betroffenen, ihre Erzählung an verschiedene soziale Kontexte anzupassen (Loch, 2008).³⁰

Trotz dieser Kompetenzen der Betroffenen, die traumatischen Erzählungen anzupassen und zu regulieren, sollte aber auch der Interviewende sich an die bzw. den Erzähler*in anpassen, damit das Risiko der Retraumatisierung kalkulierbar bleibt. Wichtig sei es, unterscheiden zu können, wann Nachfragen in Ordnung sind und wann sie besser zu vermeiden sind. Außerdem sollte der/die Interviewende* erkennen können, wenn sich Dissoziationen bzw. eine Überflutung durch traumatische Erinnerungen anbahnen. Diese Aspekte des Umgangs mit traumatischer Erinnerung in Interviews werden in den beiden folgenden Kapiteln weiter ausgeführt.

Ein letzter Punkt, der für die Vertretbarkeit von Nachfragen spricht, ist das therapeutische Potential der Forschungsinteraktion. Dieses Potential hängt eng mit den zuvor besprochenen

³⁰ Auch Dissoziationen und Verleugnungen können demnach Spuren dieser Anpassungsleistungen in der Vergangenheit darstellen (Loch, 2008).

Aspekten zusammen: Über das Erzählen traumatischer Erfahrungen können diese eventuell auch integriert werden, indem die Beziehung zum Anderen auch unter Einschluss des Traumas gelingt. Dies kann insbesondere in der Überschreitung gesellschaftlicher Schweigegebote gelingen.

4.3.3. Erkennen von Dissoziationen und traumatischem Wiedererleben

Damit abgewogen werden kann, inwiefern eine Nachfrage in Ordnung ist, muss zunächst einmal eine traumatisch besetzte Erinnerung auch als solche erkannt werden. Nicht nur für den Umgang mit Dissoziationen und traumatischem Wiedererleben im Interview müssen diese Zustände für den Interviewenden erkennbar sein, sondern auch für die spätere Auswertung stellt dies eine hilfreiche Kompetenz dar. Allerdings besteht meiner Meinung nach hierbei ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Transkript und Interventionsituations, da viele der anschließend genannten Anhaltspunkte eher parasprachlich oder atmosphärisch spürbar werden.

Dissoziationen können sich außerdem sehr unterschiedlich und subtil äußern. Typisch sind jedoch zum Beispiel Änderungen in der sprachlichen Darstellung und Körpersprache, welche auch recht abrupt auftreten können. Von außen beobachtbare Änderungen umfassen zum Beispiel körperliche Erstarrung oder auch eine eingeschränkte Mimik mit starren, ausdruckslosen Augen, sowie generell verlangsamte Reaktionen. Auf der sprachlichen Ebene kann ein Abflachen der Stimme, insbesondere bei der Schilderung eines eigentlich emotional sehrbrisanten Ereignisses einen Hinweis auf Dissoziation liefern (vgl. Maercker, 2009).

Loch (2008) verweist in ihren Fallbeispielen auch auf entsprechende Inkohärenzen bei der sprachlichen Darstellung. Konkret schildert sie eine Situation, in der die Erzählerin immer wieder an sehr unpassenden Stellen auflachte, bei ansonsten emotional flacher und distanzierter Darstellung. Zusätzlich wechselte die Erzählerin in der traumatisch belasteten Erzählung in eine Außenperspektive auf das Geschehen, projizierte ihre Emotionen auf äußere Objekte in der Situation und übernahm schließlich auch die Perspektive der Täterin. Für Gurevich (2012, S. 2080f) ist dies ein typisches Merkmal der traumatisch bedingten Spaltung, in der die Opfer die Täter*innen-Perspektive einnehmen, indem sie die von außen eindringende Kraft auf die Psyche gewissermaßen 'einverleiben', wobei er sich auf Ferenczi's (1984) „Identifikation mit dem Aggressor“ bezieht. Dieser unbewusste Abwehrmechanismus diene dazu, die erlebte Angst, Passivität und Hilflosigkeit während des Erlebens abzuwehren (Fernando, 2012).³¹

Daneben kann es beim traumatischen Erinnern auch zu intensiver (Todes-)Angst, Wut und Traurigkeit kommen, wobei auch mehrere, teils widersprüchliche Emotionen den Erzählenden überfluten können. Die gezeigten Emotionen können dabei einen Zustand abbilden, der der damaligen Reaktion im Trauma entsprach (Helsel, 2015).

³¹ In Folge dieser peri-traumatischen Abwehr kann die Identifikation mit dem Aggressor jedoch lebenslang relevant bleiben und auch den Grundstein für transgenerationale Traumatisierung legen (Moré, 2013).

Weitere Hinweise auf traumatische Belastung, die sozusagen mehr auf der Makroebene der Erzählung angesiedelt sind, umfassen auffällige Lücken, Sprünge und Auslassungen in einer sonst kohärenten Erzählung, abrupte Themenwechsel oder ein Wechsel vom direkten zum indirekten Erzählen, wie in einem weiteren Fallbeispiel beschrieben (Loch, 2008). Horsdal (2012, S.92f) spricht in diesem Zusammenhang auch vom „narrativen Zusammenbruch“, bei dem die zeitliche und inhaltliche Kohärenz beim Erzählen verloren geht. Die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart könne in diesem Fall nicht mehr geschlagen werden, was sich einerseits in einem Unvermögen, Vergangenes zu erzählen, äußern kann und andererseits in einem Unvermögen, im aktuellen Moment präsent zu sein.

In diesem Kapitel wurden nun einige Anhaltspunkte für das Erkennen von Dissoziationen und traumatischer Erinnerungen geliefert, eine umfassende Beschreibung dieser Phänomene würde jedoch den Rahmen dieses Kapitels sprengen. Festzustellen ist jedoch, dass vor der Durchführung bereits eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema stattgefunden hat.

4.3.4. Umgang mit Dissoziationen und traumatischem Wiedererleben

Nachdem die Identifikation von kritischen Situationen besprochen wurde, wird nun noch die Frage behandelt, wie mit solchen Situationen umgegangen werden kann und wie Erzähler*innen gegebenenfalls stabilisiert werden können. Hierfür werden modifizierte Techniken aus der professionellen therapeutischen Praxis nutzbar gemacht (Loch, 2008, S. 2).

Das Risiko der Retraumatisierung besteht, wie bereits erwähnt, vor allem dann, wenn die Vergangenheit so intensiv wiedererlebt wird, als ob sie erneut zur Gegenwart geworden wäre (Loch, 2008, S.9). Nach Fernando (2012, S.1070) ist es für die Traumatisierung generell konstitutiv, dass das traumatische Ereignis nicht als Vergangenheit abgespeichert werden kann, sondern als ständige Gegenwart und bedrohliche Zukunft gleichermaßen wirkt. Auf psychischer Ebene seien die „Erinnerungen an das Trauma noch nicht in ihrem ganzen Umfang [...] konstruiert worden, und damit hat sich das Trauma auf dieser Ebene tatsächlich noch nicht ereignet. Das Trauma ist [...] in jedem Augenblick und in aller Zukunft gerade dabei, sich zu ereignen.“ (Fernando, S. 1065f)

Aus diesem Grund ist es bei einer Überflutung durch traumatische Erinnerungen in erster Linie wichtig, einen Bezug zur zeitlichen und räumlichen Gegenwart herzustellen und die grundsätzliche Differenz zwischen der Gegenwart des Erzählens und der erzählten Vergangenheit herzustellen. Diese Unterstützung bei der Orientierung an der Gegenwart kann zum Beispiel durch Hinweise auf die (erwachsene) Erzählperspektive, die aktuelle Lebenssituation oder räumliche Gegebenheiten geleistet werden. Vorsicht geboten ist allerdings dann, wenn die aktuelle Lebenssituation der/des Erzählenden* von dieser bzw. diesem als sehr aussichtslos und

hoffnungslos wahrgenommen wird. In diesem Fall sollten Nachfragen zu traumatischen Themen im Forschungsinterview auch eher vermieden werden (Loch, 2008).

Ein weiterer grundsätzlicher Aspekt, der den genannten Gegenwartsbezug erleichtert und zu einem Gefühl der Sicherheit beiträgt, ist die Durchführung des Interviews an einem für die Erzählenden angenehmen und sicherem Ort. Der äußere sichere Ort begünstigt dann auch die innere Integration. Empfehlenswert ist es in vielen Fällen, die Interviews in der Wohnstätte der Erzähler*innen durchzuführen, insofern diese keinen Bezug zu den traumatischen Belastungen hat. Auch sonst sollte sich der Interviewende größte Mühe geben, für eine geborgene und verständnisvolle Atmosphäre zu sorgen (Loch, 2008).

Der/die Interviewende sollte außerdem niemals gegen den Widerstand der Betroffenen arbeiten. Auch wenn der Widerstand nicht offensichtlich ist, kann sich die Ambivalenz von Erzählen und Schweigen in der Forschungssituation reproduzieren. Weitere Nachfragen und Detaillierungsaufforderungen sind vor allem dann zu vermeiden, „wenn ein Thema bzw. eine Situation von der/dem Interviewten im Gesprächsverlauf immer wieder angeboten, dann aber trotz Erzählaufforderung nicht ausgeführt wird.“ (Loch, 2008, S.3)

Zuletzt sollte der Interviewende sich auch seiner eigenen Grenzen bewusst sein, um authentliches Mitgefühl ebenso wie 'Containment' liefern zu können. Unterstützt werden kann das Erzählen durch Techniken des aktiven Zuhörens nach Rogers (1972). Nachfragen können dabei wie bereits erwähnt auch einen positiven Wert für den Integrationsprozess der Erzählenden haben, da sie dabei helfen können, das Erlebte zu strukturieren. Zu vermeiden sind jedoch insbesondere persönliche Bewertungen und Detailfragen, die für das Verständnis nicht wichtig und primär belastend sind (Loch, 2008).

In den von mir geführten Interviews kam es meiner Einschätzung nach letztendlich zu keinen akuten Dissoziationen oder unkontrolliertem Wiedererleben. Grundsätzlich sind Abwehrstrategien wie Dissoziationen auch nicht grundsätzlich negativ zu bewerten, da es zum Teil gerade diese Strategien sind, die ein Erzählen überhaupt ermöglichen. Wichtig ist allerdings, dass diese für die Erzählenden kontrollierbar bleiben (Loch, 2008).

4.4. Weiterer Forschungsprozess: Feldzugang, Erhebung und Aufbereitung

Nachdem im letzten Abschnitt eine Reflexion bezüglich des Umgangs mit der Sensibilität der Interviewpartner*innen erfolgte, wird nun darauf aufbauend der weitere Forschungsprozess beschrieben und wie sich dieser im Kontext des Feldes und des Themas vollzog. Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich zunächst den Feldzugang und dabei auftretende Schwierigkeiten und Auffälligkeiten darstellen. Im zweiten Abschnitt wird beschrieben, wie die Interviews gestaltet wurden und wie die zuvor beschriebene Reflexion dabei Eingang fand. Im letzten Teil werde ich

darlegen, wie die Interviews nach der Erhebung durch Transkription und Anonymisierung für die Auswertung aufbereitet wurden. Der konkrete jeweilige Kontaktaufbau, sowie die situativen Gegebenheiten während der einzelnen Interviews ist allerdings nicht Teil dieser Darstellung des Forschungsprozesses und wird der Auswertung zugerechnet.

4.4.1. Feldzugang

Das Feld wurde bereits dahingehend bestimmt, als dass für mich hauptsächlich die Identifikation der Interviewten mit den Themen 'Trauma' und 'Empowerment' maßgeblich war. In Folge fokussierte ich mich beim Feldzugang zunächst auf Online-Foren und Gruppen, die sich um die Selbsthilfe und den Austausch bezüglich des Themas 'Trauma' drehten. Zwei weitere anvisierte Gruppen legten ihren Fokus auf Ermächtigung und spirituelle Erleuchtung, Positive Psychologie und Resilienz, da diese jedoch sehr klein, nicht lokal organisiert und wenig aktiv waren, konnte dort leider kein Zugang eröffnet werden.

Bereits beim Feldzugang wurde die Sensibilität der Themenfelder offenkundig: Bei den Social-Media Gruppen zu 'Trauma' bzw. 'PTBS' musste ich zunächst einmal feststellen, dass ich dabei bin, in einen geschützten Raum einzudringen, der von den Mitgliedern als solcher auch verteidigt wird. Dies äußerte sich darin, dass man in den meisten Gruppen zunächst Beitrittsanfragen stellen musste, für die man auch Fragen zur eigenen Person beantworten musste, zum Beispiel, ob man sich als Betroffene*r sieht. Bei manchen Gruppen gab es auch Erklärungen, dass nur Betroffene als Mitglieder erwünscht seien und explizit keine Therapeut*innen, Forscher*innen oder sonstige Professionelle. Anscheinend gab es in der Vergangenheit bereits viele Postings mit Links zu Fragebögen, Vorträgen oder Therapieangeboten, die nicht dem primären Zweck des Austauschs und der Selbsthilfe zuzuordnen waren.

Bei den von mir gestellten Anfragen tat ich mein Interesse an individuellen Biographien und Perspektiven kund, was dann von den Administrator*innen anscheinend besser aufgenommen wurde, wenn auch nach wie vor mit Vorsicht. Auch bei mir selbst stellte sich eine gewisse Skepsis ein, da ich mich inzwischen selbst als Eindringling fühlte. Insbesondere die Frage nach positiven Traumafolgen unter all den negativen und leidvollen Postings kam mir deplatziert vor und schien ein wenig zu reproduzieren, was ich selbst eigentlich am PTW-Diskurs kritisierte.

Letztlich führte das Schreiben in diese Gruppen auch zu keinen richtigen Erfolgen beim Feldzugang, da es wie gesagt einerseits Widerstand gab und andererseits die wenigen Rückmeldungen an der örtlichen Distanz scheiterten. Denn Online-Interviews schloss ich von vornherein aus, da mir dabei weder die Umsetzung der ethischen Reflexion, noch die fachliche Qualität gewährleistet erschien. Außerdem hatten die Gruppen einen sehr 'negativen' Fokus, 'Erfolgsgeschichten' waren recht selten und das Thema der Ermächtigung schien hier weniger

relevant zu sein. Meinen Feldbeobachtungen zufolge ging es meist darum, aus einer aktuellen Krise heraus Beistand und den Kontakt nach Außen zu erhalten, etwas loszuwerden oder Ratschläge zu einem aktuellen Konflikt oder (z. B. rechtlichen) Problem einzuholen.

Diskussionen zwischen den Mitgliedern betrafen außerdem oftmals die Umsetzung und das Ausmaß von sogenannten 'Trigger-Warnungen', die vor jedem Posting eingefordert wurden. Das Thema des Postings soll dabei so maskiert werden, dass es dem bzw. der Leser*in nicht sofort ins Auge springt und zu keiner Aktualisierung der traumatischen Belastung führt. So kann ein Posting zum Beispiel beginnen mit: 'Triggerwarnung: T*d' (unmaskiert: Tod). Oder mit: 'Eventuell Triggerwarnung: Kinderwunsch von Partnerin'. Manchmal betrafen Diskussionen auch die Frage, inwiefern die Sensibilität einer Person gerechtfertigt sei. In Einzelfällen konnte es im Rahmen dessen zu einer Kaskade von gegenseitigen Trigger-Vorwürfen und sonstigen Anschuldigungen kommen, bis das betreffende Posting von den Administrator*innen gelöscht wurde.

Obwohl solche Interaktionen eher die Ausnahme waren, verdeutlichte es für mich noch einmal, dass die Sensibilität in diesen geschützten Räume den Feldzugang eher erschwert. Daher wandte ich mich schließlich themenunspezifischen und lokal gebundenen Social Media Gruppen zu, nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnis, dass Traumatisierung potentiell überall anzutreffen und eben kein Spezialphänomen am 'Rande der Gesellschaft' ist.

Je nachdem wie die anvisierten Gruppen gesellschaftlich verortet schienen, wandelte ich Postings und Flyer leicht ab. Zum Beispiel wurde in Online-Gruppen zu psychischen Erkrankungen kein 'gender-sensibler' Sprachgebrauch angewandt, weshalb ich dies in meinem Aufruf ebenfalls nicht tat, während ich diesen in Studierenden-Gruppen sehr wohl umsetzte. In den auf Trauma fokussierten Gruppen betonte ich zudem, dass die Frage nach positiven Traumafolgen in keiner Weise die Erlebnisse all jener Betroffenen relativieren soll, die diese bei sich nicht finden können. Grundsätzlich gab ich an, nach Interviewpartner*innen zu suchen, „die gerne ihre Geschichte mit mir teilen würden, wie sie sich im Anschluss an eine (Lebens-)Krise oder ein einschneidendes bzw. traumatisches Ereignis letztlich in irgendeiner Weise persönlich weiter entwickeln konnten oder zu neuem Sinn gefunden haben.“ Dabei könnte frei erzählt werden und vor dem Interview sei ein kurzes Telefonat geplant um alles Weitere zu klären.

Im angehängten Flyer informierte ich jeweils kurz über meine Person, das Thema, das Ziel der Studie (ausgegeben als Verständnis der individuellen Perspektive und Geschichte), die Anforderungen an die Teilnehmer*innen (über 18 Jahre alt), ungefähren Zeitaufwand und Modalitäten des Interviews, sowie zur über die Audioaufnahme und Anonymisierung. Diese Vorgehensweise führte zum Erfolg und ich konnte über den Zugang der unspezifischen, lokalen Gruppen schließlich drei Interviews führen.

4.4.2. Abriss und Gestaltung der Interviews

Die drei durchgeführten Interviews unterschieden sich alle recht stark, was angesichts des eher offen gestellten Aufrufs auch nicht verwunderlich scheint. Das erste Interview führte ich mit einer Frau Ende Zwanzig mit dem Pseudonym 'Andrea' in deren Wohnung durch, es hatte eine Länge von circa zwei Stunden und drehte sich (augenscheinlich) um die Themen (früh)kindliche Traumatisierung, Vernachlässigung, Resilienz und Empowerment, insbesondere im Kontext einer Ausbildung zur Psychoanalytikerin. Das zweite Interview wurde ebenfalls in der Wohnung der Interviewten (Pseudonym: 'Mara') durchgeführt und dauerte mit zwei Stunden und zwanzig Minuten Aufnahmezeit etwas länger. Dort erzählte sie mir von einer traumatischen Gehirnverletzung, infolge derer sie im Ausland und später in Österreich hospitalisiert wurde und zunächst an Sprach- und Gedächtnisverlust litt. Im Rahmen des erfolgreichen Genesungsprozesses habe sie eine neue Wertschätzung für ihr Leben erlangt, die Beziehung zu ihren Eltern verbessert und zudem spirituelle Erleuchtung bzw. einen Ausweg aus der Normalbiographie gefunden.

Das dritte Interview führte ich mit 'Isabel' auf deren Vorschlag hin in meiner eigenen Wohnung durch, da sich dies aufgrund der etwas längeren Anfahrt für beide Parteien als praktikabel herausstellte. Bezuglich der erwähnten Herstellung eines sicheren äußeren Rahmens war diese letztere Entscheidung theoretisch nicht ideal, da die Initiative allerdings von der Interviewpartnerin ausging, orientierte ich mich wiederum an deren Bedürfnissen. In ihrem Interview erzählte Isabel hauptsächlich davon, wie sie zu Gott gefunden habe und politisch aktiv geworden sei, zum Beispiel als Impf- und Abtreibungsgegnerin. Potentiell traumatische, belastende Inhalte wurden hingegen sehr wenig bis gar nicht thematisiert. Mit circa 100 Minuten war dieses Interview das kürzeste.

Vor dem eigentlichen Beginn der Interviews gab es in allen Fällen eine circa zehn bis zwanzig minütige formlose Unterhaltung, um etwas vertraut zu werden und den Interviewten Gelegenheit zu geben, Fragen zu stellen und sich abzusichern. Die Überleitung zum Interview vollzog sich dann über eine neuerliche Aufklärung über die Modalitäten des Interviews, insbesondere auch über Anonymisierung und Tonaufnahme. Weiterhin bestärkte ich noch einmal mein Interesse an den subjektiven Erlebnissen meines Gegenübers und versicherte, dass über nichts geredet werden müsse, worüber man nicht reden wollen würde.

Nach dem Start der Tonaufnahme folgte dann eine jeweils leicht abgewandelte, da frei vorgetragene Erzählaufforderung, die jedoch in allen Fällen ungefähr so aussah:

I: Ja also dann würd ich dich jetzt einfach bitten dass du eben (1) deine Lebensgeschichte mir erzählst, [...] U:nd ähm; auch mit diesem Thema vielleicht im Hintergrund (.) wie auch schwierige Phasen in deinem Leben, oder halt Erlebnisse oder Zwischenfälle oder sowas, irgendwie, halt da rein gespielt (.) haben

wie du jetzt heute (.) der bist der du °bist° sag ich mal [...] u:nd (1) genau; alles was für dich interessant ist, hab ich ja schon gemeint ist für mich auch interessant, (1) und prinzipiell kannst du @gerne@ mit der Geburt beginnen

Diese Erzählaufforderung wurde von allen Interviewten ratifiziert. Die Erzählaufforderung ist trotz der zuvor vorgebrachten Kritik an der biographischen Methode an dieser orientiert. Provoziert wird dadurch die Konstruktion einer mehr oder weniger in sich abgeschlossenen und kausal argumentierten Lebensgeschichte. Auch die Aufforderung zur Präsentation einer biographischen Identität ist enthalten. Mir ist also bewusst, dass ich durchaus Anteil an der Hervorbringung eben jenes Untersuchungsobjekts hatte, welches ich in der Auswertung dekonstruieren will. Meine Argumentation für dieses Vorgehen ist jene, dass diese Anrufungen in unserer Kultur bereits existieren (vgl. z. B. Lucius-Hoene & Deppermann, 2002) und der Interview-Aufruf bei meinen Gesprächspartnern wohl bereits auf eine gewisse Resonanz stieß und daher auch nichts entstehen lässt, was sozusagen nicht bereits entstehen will.

Eher ungewohnt für die Interviewten ist meiner Erfahrung nach allerdings die gesamtbiographische Perspektive und die Anregung, die Erzählung gerne schon mit Geburt oder früher Kindheit zu beginnen. Dies kann teilweise auch dem primären Darstellungsinteresse der Interviewten zuwider laufen, welches unter Umständen hauptsächlich einen bestimmten Lebensabschnitt betrifft. Meine Argumentation für den Erhalt dieser Anregung in meiner Erzählaufforderung ist, dass durch die entstehenden „Zugzwänge“ des Erzählens (Kallmeyer & Schütze, 1977, zitiert nach Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.35f) womöglich doch auch Aspekte offenkundig werden, die das primäre Darstellungsinteresse kontrastieren, indem Erlebnisse von den Erzähler*innen zwar in einen gesamtbiographischen Zusammenhang gestellt werden sollen, dabei aber eben auch das Scheitern an dieser Anforderung sichtbar werden kann. Der Aufruf zur Vollständigkeit steht so gesehen meiner Meinung nach immer auch in einem Spannungsverhältnis zum mehr oder weniger impliziten Aufruf zur Kohärenz.

Während die Interviews also auf diese Art und Weise eingeleitet bzw. angeleitet wurden, endeten die Interviews mit den exmanenten Nachfragen und einer kurzen informellen Nachbesprechung. Dabei ging es zum Beispiel darum, wie es für die Interviewten war, ihre Geschichte zu erzählen und darum, aus der Vergangenheit des Erzählens wieder gut in die Gegenwart zu finden. Diesen Nachbesprechungen zufolge waren die Erzählerinnen nach den Interviews zwar teilweise aufgewühlt, jedoch gefasst und nicht überwältigt. Auf eine Aufklärung über die genauen Hintergründe des Forschungsvorhabens wurde weitestgehend verzichtet. Zwar wäre es interessant gewesen, weitere Positionierungen gegenüber der Forschungsperspektive zu generieren, doch schien mir die Gefahr, dass die Personen das Gefühl haben könnten, ihre subjektive Perspektive werde ihnen abgesprochen, also zu hoch und potentiell schädlich.

4.4.3. Aufbereitung der Interviews, Transkription und Anonymisierung

Nachdem die Interviews, wie bereits erwähnt, mittels eines Tonaufnahmegeräts festgehalten wurden, wurde anhand dieser Aufnahme ein Transkript erstellt, wobei eine Anonymisierung sensibler persönlicher Daten vorgenommen wurde. Direkt nach Abschluss der jeweiligen Treffen wurde von mir außerdem ein Gedächtnisprotokoll erstellt, um die Eindrücke aus der Interviewsituation und der damit einhergehenden Interaktion festzuhalten.

Die Transkription erfolgte anhand des Systems „Talk in qualitative Research“, kurz „TiQ“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009, S.164). In Textform gebracht werden dabei nicht nur gesprochene Wörter und Sätze, sondern auch paraverbale Inhalte, zum Beispiel Auflachen, lautes oder leises Sprechen, Seufzen, und so weiter. Transkribiert wird also möglichst die gesprochene Sprache, inklusive Umgangssprache und Dialekten. Trotzdem geht bei der Transkription einiges an Information verloren und es handelt sich bei einem Transkript keinesfalls um ein perfektes Abbild der Interviewsituation, sondern um das Ergebnis einer Konstruktionsleistung (vgl. Schuller, 1994). Denn es kann beim Transkribieren unbemerkt auch bereits zur interpretativen Einfärbungen kommen; generell ist der Arbeitsschritt des Transkribierens im ohnehin zirkulären, qualitativen Forschungsprozess auch nicht strikt von der Auswertungsphase zu trennen, da sich dabei unweigerlich bereits erste Ideen, Interpretationen und Meinungen bilden.

Die Anonymisierung erfolgte in erster Linie über die Maskierung aller Klarnamen über die von mir gewählte Pseudonyme, die Ausnahme bilden die Namen prominenter Persönlichkeiten. Des weiteren wurden Ortsnamen, Zeitangaben und sonstige Inhalte, über die man eventuell auf die Identität der Interviewten schließen könnte, maskiert. Noch bevor die Interviews auf diese Weise für die Auswertung vorbereitet wurden, entschied ich, den Fall 'Andrea' in den weiteren Schritten priorisiert zu behandeln und die Fälle 'Mara' und 'Isabel' nur dann zu transkribieren und weiter zu bearbeiten, wenn sich dafür im weiteren Forschungsprozess genug Zeitressourcen hätten mobilisieren lassen. Denn auch diese Fälle wären zwar - gerade im Kontrast zu den anderen beiden Fällen - sehr interessant gewesen, doch empfand ich, dass die beiden anderen Interviews insgesamt näher am Forschungsinteresse waren.

Gleichermaßen waren es auch forschungsökonomische Limitationen, die mich davon abhielten, noch weitere Interviews zu führen und auszuwerten. Theoretisch interessant wäre zum Beispiel auch die Interviewführung mit heterosexuellen 'Cis'-Männern gewesen, um zu sehen, wie in dieser Gruppe Ermächtigung interpretiert und gelebt wird und welche Subjektivierungsprozesse dabei womöglich im Hintergrund stehen. Auch bezüglich der Erzählbarkeit traumatischer Erfahrung und der kulturellen (Nicht-)Akzeptanz von Männern als Opfer traumatischer (insbesondere sexueller) Gewalt, hätte dies wertvoll sein können (vgl. Nitsch, 2014).

4.5. Das kritisch-reflexive Interview: Auswertungsmethoden

Das kritisch-reflexive Interview, wie es Rose (2012b) vorgeschlagen hat, stellt wie bereits erwähnt, keine eigene Methode dar, sondern ist eher als eine reflektierte Art und Weise, Interviews zu lesen und zu interpretieren anzusehen. Mir dient es als Schirm, unter dem ich verschiedene Techniken summiere, dabei jedoch die strikte, radikal-konstruktivistische Forderung von Rose, sich einzig und allein auf die Darstellung der Erzähler*innen zu fokussieren, für mein Erkenntnisinteresse eher hinderlich bzw. restriktiv befindet und daher nicht anwende.

Im Kapitel zur methodischen Umsetzung wurde außerdem bereits dargelegt, inwiefern die Forschungsfragen methodisch umsetzbar sind. Diese Überlegungen werden nun um konkrete Auswertungsschritte und Methoden ergänzt, die an die Theorien zu Subjektivierungs- und Artikulationsprozessen in narrativen Interviews und im Kern an jenen methodischen Rahmen anknüpfen, der von Daniela Pertl (2016) zur Umsetzung dieser theoretischen Perspektive erarbeitet wurde. Demnach werde ich das methodische Konzept der narrativen Identität von Deppermann und Lucius-Hoene (2002) nutzen, um die Selbstdarstellungen der Interviewten im Interview empirisch zu verstehen.

Darüber hinaus ist es die Positionierungsanalyse von Bamberg (1997a), welche gewisse Überschneidungen mit der narrativen Identität aufweist, jedoch besser an den theoretischen Rahmen anschließt. Denn diese blickt weniger mikroperspektivisch auf die narrative Identität, sondern versteht das sich positionierende Subjekt stärker als bereits von seiner Umwelt positioniert. Die Bedingungen der Identität bzw. Selbstpositionierung werden, dem theoretischen Rahmen entsprechend, also stärker auf der symbolisch-diskursiven Makroebene gesucht.

Positionierungsaktivitäten der Erzähler*innen bzw. Berichte über die ihnen sozial zugewiesenen Positionen werden darüber hinaus intersektional reflektiert, einerseits, um der individuellen Komplexität und Verwobenheit gerecht zu werden und andererseits, um die Relevanz bestimmter diskriminierender Strukturkategorien (Class, 'Race', Gender, etc.) zu würdigen und dementsprechend relevante, machtvolle Diskurse identifizieren zu können. Zuletzt wird die Diskriminierung noch um die gegenläufige Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten und deren Bedeutung für die soziale Anerkennung von eingenommenen Positionen ergänzt.

Dabei wurden die konkreten heuristischen Fragen, die an das Material herangetragen werden, sowie der genauen Ablauf der Auswertung, an mein eigenes Forschungsprojekt angepasst und die Methode außerdem durch inzwischen neu erschienene Literatur ergänzt. Die Auswertung gliedert sich, ebenso wie die Ergebnisdarstellung, in eine grobstrukturelle Analyse und eine Feinanalyse. Die von mir aufgeworfenen Forschungsfragen werden in diesen Schritten teils parallel bearbeitet und dann in der Zusammenfassung noch einmal getrennt dargestellt.

4.5.1. Grobstrukturelle Analyse

Wie oft bei der Auswertung von 'offenen' Interviews, bestand der erste Analyseschritt in der Sequenzierung und grobstrukturellen Analyse des gesamten transkribierten Textes. Dieser Schritt wurde nicht zuletzt deshalb als nützlich erachtet, weil er einen Überblick bzw. Gesamteindruck verschafft, welcher wiederum zur Identifizierung solcher Themenfelder und Textstellen hilfreich ist, in die genauer 'hinein gezoomt' wird. Nach Abschluss der Feinanalysen wird dann außerdem auf die grobstrukturelle Analyse zurück gegriffen, um in der Verbindung beider Perspektiven zu einer abschließenden Betrachtung des Falls zu gelangen (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 317).

Sequenzierung bedeutet, dass der Interviewtext in Abschnitte unterteilt wird, was sich entweder über wechselnde Themenfelder, Zeitsprünge oder Änderungen in der Textsorte begründet.³² Die Sequenzierung nach Themenfeldern kann für meine Forschungsfrage nach den thematischen Inhalten der Ermächtigung und Traumatisierung den Weg bereiten, während die Analyse der zeitlichen Strukturierung und der Textsorten helfen kann zu verstehen, welche Modi des Erzählens bezüglich verschiedener Themen und Lebensabschnitte vorherrschen und ob zum Beispiel eine eher chronologische oder eher thematische Strukturierung in der Erzählung vorherrschend ist (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 133).

Mit Blick auf den ersten Teil der Forschungsfrage, die sich auf die Art und den Inhalt der Selbstdarstellung bezieht, wird im Rahmen dieses Auswertungsschrittes aber vor allem ein Überblick über das „primäre Darstellungsinteresse“ (Pertl, 2016, S.349) der Erzähler*innen angestrebt, womit auch die Motivation zur Teilnahme am Interview gemeint ist. Dabei geht es zunächst vor Allem darum, einen ersten Eindruck vom vorliegenden biographischen Konstrukt zu bekommen, welcher später anhand der Feinanalyse von Interviewpassagen weiter plausibilisiert oder umgedeutet werden kann.

Die Rekonstruktion des Darstellungsinteresses erfolgt dadurch, dass die einzelnen Segmente inhaltlich betitelt werden, aber auch dadurch, dass betrachtet wird, wie sich die einzelnen Segmente (argumentativ) aufeinander beziehen. Relevant sind dabei auch nicht nur die besonders stark präsenten Inhalte, sondern auch auffällige Lücken und Auslassungen in der Lebensgeschichte, insbesondere wenn diese thematisch naheliegend wären. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass 'Auffälligkeiten' wiederum auf eine Vorstellung von einer Normalbiographie rekurrieren können und dass Auslassungen bzw. Prioritätensetzungen auch primär der Interviewsituation und der spezifischen Frage nach Ermächtigungserzählungen geschuldet sein könnten (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2002).

³² Schütze (1983) nennt dabei die Textsorten des Erzählens, Beschreibens und der Argumentation, wobei er aufgrund der angenommenen Homologie von Erzähltem und Erlebtem die Erzählpassagen bevorzugt.

Bezüglich des inhaltlichen Überblicks soll in diesem Schritt auch die „Haupterzähllinie“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.318) bezüglich der Erfahrungen von Ermächtigung und Trauma abgeschätzt werden: Was sind aus der Perspektive der Erzähler*innen traumatische Erfahrungen und was sind zentrale ermächtigende Erfahrungen? Bezüglich der Beziehung der einzelnen Segmente aufeinander kann in diesem Schritt auch bereits eine Annäherung an die Frage erfolgen, wie sich diese Erfahrungen aufeinander beziehen und dementsprechend die Verlaufskurve der Biographie bzw. deren Darstellung skizziert werden. Es geht auch hier nicht darum, die tatsächliche Verlaufskurve des gelebten Lebens zu rekonstruieren, sondern die Verlaufskurve der Darstellung, beziehungsweise um die Identifikation von „narrativen Modellen der (Lebens)Zeiterfahrung“ (Brockmeier, 2000). Modelle der Zeiterfahrung sind „kulturell geformte, von normativen Vorstellungen, Evaluationen und Mustern der Erfahrungsbildung geprägte temporale Ordnungsstrukturen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.58) und können sich innerhalb von autobiographischen narrativen Darstellungen stark vermischen. Ein Beispiel für solch ein Modell ist das der *Spirale*, bei dem sich Erfahrungen, genau wie beim *zyklischen* Modell, immer nach dem gleichen Muster zu wiederholen scheinen, jedoch in einer Aufwärts- bzw. Abwärtsbewegung, die mit persönlichen Gewinnen oder Verlusten verbunden ist. Während diese Darstellungsweise womöglich mit dem posttraumatischen Wachstum assoziiert werden kann, erinnert das *fragmentarische* Modell an traumatische Zeiterfahrung. Allerdings könne das fragmentarische Modell auch ein Ausdruck postmoderner Formenvielfalt sein, um „jeder Kategorisierung und Bewertung der Erfahrung zu entgehen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.58). Außerdem genannt werden das normativ geprägte lineare Modell, das zirkuläre, welches immer wieder auf die Gegenwart rekurriert, und zuletzt das statische Modell, in dem der Eindruck von Stillstand bzw. Zeitlosigkeit entsteht (vgl. Brockmeier, 2000).

4.5.2. Feinanalyse

Nachdem im Rahmen der grobstrukturellen Analyse die Sequenzierung und eine erste makroperspektivische Analyse der Sequenzen erfolgte, werden in der Feinanalyse einzelne Segmente der Erzählung in der Reihenfolge ihres Auftretens im Detail untersucht. Die Auswahl der Segmente orientiert sich hierbei nicht wie bei Schütze an der von ihm bevorzugten Textsorte des Erzählens und einer vorgeblichen Nähe an damaligen Erleben, sondern am theoretischen Rahmen der Arbeit und den heuristischen Fragen, die am Ende dieses Kapitels präsentiert werden. Um die heuristischen Fragen besser nachvollziehen zu können, werden zunächst die Konzepte der Narrativen Identität, der Positionierung, der Intersektionalität und der Kapitalsorten vorgestellt, welche den methodischen Rahmen darstellen, innerhalb derer die heuristischen Fragen skizziert wurden.

Narrative Identität. Nach Pertl (2016) kann das Konzept der narrativen Identität und insbesondere jenes der Positionierung methodisch dafür genutzt werden, um auf den Punkt des temporären und notwendig mangelhaften Vernähens (Hall, 2004a, S.173) des Individuums mit bestimmten Subjektpositionen einzugehen, welche sich wiederum aus diskursiven Praktiken ableiten lassen. Die im Interview produzierten Selbstdarstellungen und Identitätskonstruktionen können demnach als „Artikulationen“ (Hall, 2004a) verstanden und als solche dekonstruiert werden, wodurch der Blick, dem Forschungsinteresse entsprechend, über die individuelle Identität hinaus auf Diskurse und Subjektpositionen möglich wird. Letztere bieten nach Hall nämlich überhaupt erst die Möglichkeit zur Artikulation, womit sozusagen eine temporäre, kontext- (und publikums-) abhängige Stabilisierung im Spannungsfeld von Idiosynkrasie und sozialer Anerkennung möglich wird. Der Unterschied zu Butlers Verständnis von Subjektivierung besteht dabei darin, dass eine Anrufung nicht zwingend zur Subjektivierung führt, sondern dass die Akteure zwischen verfügbaren Positionen – freilich nicht bewusst – 'auswählen' und individuell in diese investieren, also auch mit einer gewissen Handlungsmacht ausgestattet sind.

Lucius-Hoene und Deppermann (2002) sprechen anstatt von Diskursen und Subjektpositionen einerseits von kulturellen, politischen und weltanschaulichen Deutungsmustern, die der autobiographischen Erzählung Kohärenz verleihen und diese, z. B. moralisch, bewertbar machen. Insbesondere psychologische und soziologische Theorien könnten in dieser Art starken Eingang in die Erzählung finden und ein Vokabular für die Artikulation bereit stellen (Lucius-Hoene & Deppermann, S. 130f). Über die Nutzung dieser kulturellen Muster bindet sich der bzw. die Erzählende „bewusst oder unbewusst in die Denk-, Bewertungs- und Darstellungstradition seines kulturellen Hintergrunds“ ein. Durch den „Verweisungscharakter“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.132) dieser Muster würden sich zusätzliche Möglichkeiten der Interpretation impliziter Bedeutungen eröffnen, wobei bei der Interpretation die eigene Verortung reflektiert werden müsse, um den Erzähler*innen keine impliziten 'kulturellen Verweise' fälschlicherweise zu unterstellen.

Weiterhin ist die Nutzung solcher kulturellen Deutungsmuster aus Sicht der Autor*innen als Praxis der „individuellen Auswahl aus und Abwandlung von kulturellen Mustern“ zu sehen, welche die narrative Identitätskonstruktion im situativ-diskursiven Zusammenhang „zwar [ge]bahnt und unterstützt, aber nicht determiniert“ und nicht „bausteinartig eingesetzt, sondern ganz spezifisch vom Erzähler [sic!] für seine Lebensgeschichte ausgedeutet und angepasst“ wird (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.132). Auch hier wird die Passung zur bisher erarbeiteten theoretischen Perspektive deutlich, die die Erzähler*innen zwar einerseits als durch Diskurse und Subjektivierungen beeinflusst sieht, ihnen andererseits aber auch eine aktive Rolle bei der Aneignung und Umdeutung dieser zuschreibt.

Positionierungsanalyse. Die Positionierungsanalyse (Bamberg, 1997a) beruht auf der Positionierungstheorie von Harré und Davies (1990) und wurde von Lucius-Hoene und Deppermann (2002) in ihre Methodik zur Rekonstruktion narrativer Identität eingebunden, wobei diese sich jedoch stärker an diskurspsychologischen Denkweisen orientiert als die in ihrer Gesamtheit eher mikroanalytische Perspektive von Deppermann auf Identität als lokale Praxis (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S.6f). Die Ursprünge dieser Methode gehen über Hollway (1984) direkt auf Foucaults Subjektivierungstheorie zurück, nach deren Verständnis Diskurse den Sprechenden divergierende Subjektpositionen zuweisen, wodurch aus Individuen Subjekte werden (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S.3). Im Gegensatz zu einer statisch verstandenen 'Identität' betont die Positionierungstheorie die Unabgeschlossenheit der Positionierungs- bzw. Subjektivierungsprozesse und betont neben interaktiven Aushandlungsprozessen zwischen Akteuren stärker die Kraft des Diskurses bzw. der moralischen Ordnung.

Dadurch erscheint sie auch für die Fragestellung dieser Arbeit besonders gut geeignet zu sein. Aus der eher interaktionistischen Perspektive von Lucius-Hoene und Deppermann (2002, S.196, 199) spiegeln Positionierungen wieder, wie die Interviewsituation von beiden Interaktionsteilnehmern ausgehandelt und verstanden wird und sind außerdem sprachliche Handlungen, die dazu dienen, sich selbst und anderen im sozialen Raum Positionen und Identitäten zuzuweisen. Positionierungsaktivitäten können dabei inhaltlich *persönliche Attribute und Motive* betreffen, *soziale Rollen* zuweisen bzw. *Ansprüche* geltend machen oder aber auf eine *moralische Ordnung* Bezug nehmen.

Grundsätzlich können Positionierungen sowohl *implizit* als auch *explizit*, sowohl *intentional* als auch *unbewusst* vollzogen werden, dabei mit unterschiedlichsten sprachlichen Mitteln hergestellt und in ihrem kommunikativen Effekt nicht zuletzt durch *Emotionen* intensiviert werden. Weiterhin können auch *Handlungsbeschreibungen* relevant sein, wenn diese indirekt auf Selbst- oder Fremdpositionierungen hinweisen. So kann zum Beispiel die Beschreibung einer erfolgreich und kompetent ausgeführten Handlung auf das Recht verweisen, aus einer Expertenposition heraus zu sprechen (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 196-212).

Selbstpositionierung geschieht außerdem *relational*, indem sie immer auch über Abgrenzung und Distanzierung zu einem Anderen stattfinden kann, wodurch Selbst- und Fremdpositionierungen - ebenso wie damalige und aktuelle Positionierungen - immer als miteinander verwoben anzusehen sind. Wenn eine Person zum Beispiel Lob ausspricht, positioniert sie sich damit gleichzeitig als jemand, „der den Anspruch erheben kann, Lob auszuteilen“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 196).

Ebenen der Positionierungsanalyse. Bamberg (1997a, S. 337) unterscheidet in seiner Positionierungstheorie außerdem zwischen drei Ebenen, auf denen diese Aktivitäten untersucht

werden können. Auf der ersten Ebene wird analysiert, wie die Akteure sich *in Relation zu anderen Akteuren in der Geschichte* positionieren. Gemeint sind damit im engeren Sinne retrospektive Bezüge zu Positionierungen, die Akteure sich in der Vergangenheit zugewiesen haben. Berichte über solche damaligen Positionierungsaktivitäten stellen sich zwar als narrative Konstruktion heraus und sind wiederum als Positionierungen des erzählenden Ichs zu sehen, können jedoch durchaus auch Aufschluss über früher stattfindende Positionierungen durch Dritte geben. Wird zum Beispiel berichtet, dass das damalige Ich durch eine Psychiaterin als hoffnungsloser Fall abgeschrieben wurde, was das damalige Ich dazu motiviert hätte, sich erst recht aus einer schwierigen Situation heraus zu kämpfen, so zeigen sich hier einerseits Hinweise auf damalige Selbst- und Fremdpositionierungen, andererseits wird dabei aber auch eine retrospektive Positionierung und Linearisierung der Ereignisse vorgenommen, wodurch der Bezug zur aktuellen Identität offenkundig wird. Diese doppelte Zeitperspektive muss bei der Analyse von narrativen Interviews stets bedacht werden (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 202).

Auf der zweiten Ebene wird untersucht, wie sich die Erzähler*innen *in Relation zum Publikum*, also der/dem Forschenden als Zuhörer*in, interaktiv positionieren. Auf dieser Ebene kann bereits überlegt werden, welche (womöglich für den Diskurs typischen) Arten der Selbsterzählung gegenüber dem Publikum aufgegriffen werden und welche Funktionen diese erfüllen (Bamberg, 1997a, S. 337). Handelt es sich zum Beispiel um ein Geständnis bezüglich eines tabuisierten Themas, um eine Abweisung bzw. Zuweisung von Schuld oder um die Vermittlung von Expertise? Man kann in diesem Sinne auch versuchen, ein bzw. mehrere *Genres* zu identifizieren, welchen die Erzählung zuzuordnen ist (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S.11). Die Erzähler*innen können mit Positionierungen in Relation zum Publikum jedoch auch auf Zuschreibungen reagieren, die so gar nicht direkt stattgefunden haben, sondern nur befürchtet bzw. angenommen werden (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S.210).³³

Auf der dritten Ebene findet sich schließlich die Positionierung der erzählenden Akteure *in Relation zu dominanten Diskursen*, die auch als „master narratives“ bezeichnet werden (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S. 6; Bamberg, 1997a, S. 337). Diese translokalen Strukturen dienen einerseits als Referenzrahmen für persönliche Positionierungen und Selbstverständnisse über das einzelne Kommunikationsereignis hinaus, andererseits kann die Positionierung in einem Diskurs auch bereits das Ziel der mehr oder weniger öffentlichkeitswirksamen Positionierung gegenüber eines Publikums sein. Zuletzt beschränkt bzw. ermöglicht der diskursiv abgesteckte Bereich anerkannter Subjektpositionen notwendigerweise

³³ Es ist zu beachten, dass die bzw. der Interviewer*in als Projektionsfläche innerhalb der Interaktion, welche das Interview darstellt, keine „beliebige und gesichtslose Instanz“ (Lucius-Hoene & Deppermann, 2002, S. 84) darstellt, sondern über wahrgenommene Strukturkategorien wie Alter, Geschlecht, Herkunft, soziale und institutionelle Zugehörigkeit, sowie über das Aussehen und viele weitere Faktoren, einen speziellen Ort in der Vorstellungswelt des bzw. der Erzählenden* zugewiesen bekommt.

die „lokale Positionierung“ (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S. 8), womit wir wieder bei der Frage sind, inwiefern sich subjektivierende Praktiken in der autobiographischen Praxis nachweisen und theoretisch miteinander verbinden lassen. Während die diskurstheoretische Perspektive, wie sie bei Davies und Harré (1990) zu finden ist, fragt, wie Diskurse lokale Praxen determinieren, fragen konversations- und narrationsanalytisch geprägte Autor*innen eher danach, wie lokale Praxen Makrokategorien bestimmen bzw. aktualisieren, „indem sie sie kontextuell relevant machen“ (Spitzmüller, Flubacher & Bendl, 2017, S.6).

Iterativität. Georgakopoulou (2013) empfiehlt, zur Überbrückung dieser nach wie vor herausfordernden theoretischen Kluft, die Positionierungspraxis in lokalen sozialen Netzwerken zu betrachten. Durch die Nutzung des Konzepts der *Iterativität* soll der Fokus dabei darauf gelenkt werden, wie die erzählerische Praxis in ihrer lokal kontextbedingten Abwandlung bzw. Wiederholung auf diskursiv informierte Praktiken schließen lässt und gleichwohl kontextübergreifend für die Aufrechterhaltung eines kohärenten Selbstempfindens genutzt wird. Es wird also versucht, von der einzelnen Erzählung auf übergeordnete Typen von Erzählungen und verschiedene soziale Situationen und Umgebungen zu schließen, in denen diese auftreten.

Dieser Ansatz wurde allerdings primär für multi-methodisch angelegte ethnographische Feld- und Interaktionsstudien konzipiert, in denen solche Wiederholungen und Abwandlungen direkt beobachtbar sind (Georgakopoulou, 2013). Doch auch im einzelnen Interview lassen sich meiner Meinung nach in begrenztem Maße Hinweise darauf finden, wie vorgetragene Positionierungen in anderen sozialen Kontexten iterieren (können). In Bezug auf das Thema der Traumatisierung ist es unter Anderem durchaus denkbar, dass die Erzähler*innen das Interview als eine Möglichkeit der Artikulation darstellen, welche von ihren sonstigen Möglichkeiten sich zu artikulieren, in spezifischer Weise abweicht. Es können von ihnen jedoch auch Parallelen zu anderen Praktiken des Erzählens gezogen werden, wie zum Beispiel zur Interaktion im Rahmen von Psychotherapien.

Dadurch, dass ähnliche Geschichten in solchen verschiedenen Kontexten artikuliert werden, können die Erzähler*innen letztlich die Herausforderung bewältigen, sich im Angesicht von – womöglich traumatischen – Umbrüchen und Veränderungen als kohärent und kontinuierlich zu begreifen. Die Analyse sollte nach Georgakopoulou (2013) gerade auf solche Herausforderungen abzielen, denen sich Erzähler*innen ausgesetzt sehen. Dazu nennt sie auch das Dilemma, sich einerseits als einzigartig und andererseits auch als sozial konform zu positionieren, sowie das Spannungsverhältnis zwischen *Sich-Positionieren* und *Positioniert-Werden*. Inwieweit können Erzähler*innen (im Sinne von *Agency*) handlungsmächtig Positionen für sich selbst erschaffen und inwiefern werden sie von Dritten positioniert? Welche Positionen sind im sozialen Netzwerk verfügbar und was wird dahingegen zum Schweigen gebracht ('silenced')?

Intersektionalität. Durch die Positionierungsanalyse kann bereits in weiten Teilen untersucht werden, welche Inhalte von den Erzähler*innen als posttraumatisches Wachstum deklariert werden und wie diese in die Konstruktion einer kohärenten Geschichte eingebunden werden. Weiterhin kann betrachtet werden, inwiefern die Selbstdarstellung durch diskursive und soziale Faktoren beeinflusst wird. Lokale soziale Netzwerke der Erzähler*innen, dominante Diskurse und in Anschluss an diese verfügbare (Subjekt-)Positionen und Angebote oder auch Sprechverbote und Tabus ermöglichen und limitieren demnach die eigene Darstellung und Positionierung im sozialen Raum. Letztere Faktoren, welche ich unter 'Vorbedingungen der Artikulation' fasse, will ich nun noch um die Strukturkategorien wie 'Klasse', 'Race' und 'Gender' bzw. um eine generell intersektionale Perspektive erweitern. Die genannten Strukturkategorien liefern Anhaltspunkte bezüglich der für die Positionierungsaktivitäten der Erzähler*innen besonders relevanten Diskurse bzw. Machtstrukturen.

Gleichzeitig stellen Strukturaspekte aber vor Allem auch die Grundlage für das bereits besprochene *Positioniert-Werden* der Akteure dar, also wie diese in ihrer Erzählung, Imagination und Gegenwart durch Dritte positioniert werden. Diese strukturelle Dimension genauer zu betrachten, kann einerseits zu einem besseren Verständnis dessen führen, was individuell als traumatisch bzw. ermächtigend verstanden wird, und andererseits auch einen Kontrast jenseits dieser Darstellung bieten. Über die intersektionale Perspektive soll außerdem das Zusammenspiel von verschiedenen Strukturkategorien besser verständlich werden und aufgezeigt werden, dass Positionierungen gerade vor dem Hintergrund individueller Verwobenheit und Widersprüchlichkeit zu betrachten ist. Zunächst einmal muss dafür jedoch ausgeführt werden, was unter Intersektionalität zu verstehen ist und inwiefern das Konzept theoretisch, methodisch und thematisch anschlussfähig und relevant ist.

Definition von Intersektionalität. Der Begriff Intersektionalität soll metaphorisch beschreiben, wie sich verschiedene Kategorien sozialer Benachteiligung und Diskriminierung überkreuzen bzw. miteinander verwoben sind (Dierckx, Wagner & Jakob, 2018). Historisch betrachtet hat der Diskurs über Intersektionalität seinen Ursprung im Kontext feministischer Debatten in den 1970er und 1980er Jahren in den USA. Schwarze Feminist*innen kritisierten den „Ethnozentrismus des vorherrschenden Feminismus, sowie dessen Ignoranz gegenüber Rassismus und Klassenherrschaft einerseits, aber auch das Desinteresse gegenüber der Geschlechterfrage in kapitalismus- und rassismuskritischen Bewegungen andererseits“ (Riegel, 2014). Aus diesem Anliegen heraus wurde die mittlerweile als 'klassisch' bezeichnete intersektionale Trias von *Class*, 'Race' and *Gender* begründet, die inzwischen jedoch auch um eine Vielzahl weiterer Dimensionen sozialer Benachteiligung erweitert wurde, unter diesen zum Beispiel Alter, Körper, psychische Gesundheit und Sexualität (Dierckx, Wagner & Jakob, 2018).

Methodische Vielfalt und Einbindung. Bei Intersektionalität als Forschungsansatz steht die Analyse sozialer Differenz- und Zugehörigkeitsordnungen, gesellschaftlicher Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse, sowie deren Effekte im Vordergrund. Intersektionalität bietet jedoch nach wie vor keine einheitliche Forschungsperspektive. So kann zum Beispiel zwischen anti-kategorial, poststrukturalistisch bzw. dekonstruktivistisch gelagerten Zugängen auf der einen Seiten und inter- oder intra-kategorialen, strukturalistischen Ansätzen auf der anderen Seite unterschieden werden (Dierckx, Wagner & Jakob 2018; Riegel, 2014). Den meisten Ansätzen gemeinsam ist jedoch, dass sie einer Zentrierung auf einzelne Kategorien, sowie einem additiven Verständnis unabhängiger Kategorien ablehnend gegenüber stehen, während gerade der explizite Fokus auf die Interdependenz von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen als zentrale Stärke des Ansatzes gesehen wird. Intersektionalität ist zudem nicht nur als ein reines Analyseinstrument zu sehen, sondern auch als Reflexionsinstrument (Riegel, 2014).

Auch für das vorliegende Forschungsprojekt soll das Konzept der Intersektionalität der Reflexion dienen und einerseits den Blick sensibilisierend auf machtvolle Strukturkategorien lenken, die im gelebten Leben der Erzähler*innen relevant waren und andererseits betrachten, wie sich auf solche Kategorien und Machtstrukturen in der Erzählung auf der personalen Ebene reflexiv bezogen wird. Strukturkategorien werden bezüglich des individuellen Trauma- bzw. Ermächtigungsprozesses also sowohl kategorial, im Sinne faktischer Strukturen der Unterdrückung, in denen Gewalt und Macht ausgeübt wird, als auch Kategorie-kritisch, im Sinne ko-aktiver Konstruktionen der Differenz und Grenzziehung verstanden (vgl. dazu den Ansatz von Demmer, 2018).

Intersektionalität und Traumatisierung. Bezuglich der strukturellen Komponente habe ich bereits an früherer Stelle darauf verwiesen, dass Traumatisierung innerhalb und nicht außerhalb von diskriminierenden Strukturen erlitten wird, insbesondere, wenn es sich um sogenannte *man made disasters* handelt. Über die Betrachtung dieser Strukturen und der darin auftretenden Positionierungen durch Dritte, wird der Analyse der Verlaufskurve damit eine weitere Komponente hinzugefügt, die sich auf die Rekonstruktion des gelebten Lebens bezieht und dabei auch als Kontrastfolie für die Darstellung und die beteiligten Subjektivierungsprozesse dient. Darüber hinaus ist Diskriminierung – nicht zuletzt als 'psychisch krank' – natürlich auch als eine Folge von Traumatisierung anzunehmen. Wenn jedoch davon die Rede ist, dass intersektionale Diskriminierung eine Relevanz für Trauma- und Ermächtigungsprozesse hat, darf nicht davon ausgegangen werden, dass es sich hier um kausale Zusammenhänge handelt.³⁴ Abseits

³⁴ Ob die Artikulation des bzw. der Ermächtigungsprozess an sich 'gelungen' ist oder ob eine Traumatisierung erlitten wurde, kann nicht zwingend auf Diskriminierung oder Privilegien bzw. die Ausstattung mit Ressourcen reduziert werden und soll so auch nicht gefragt bzw. bewertet werden. Ebenso wenig sollte Diskriminierung in generalisierter Art und Weise als lineare, monokausale Folge der Traumatisierung gesehen werden.

von dem Denken in derartigen 'Effekten' können und sollten die Zusammenhänge zwischen Traumatisierung und struktureller Diskriminierung aber grundsätzlich beachtet werden, ebenso wie die Frage nach den Folgen des dargestellten Ermächtigungsprozesses für diskriminierendes Positioniert-Werden und auch für die eigene Positionierungspraxis.

Bezüglich dieser zuletzt genannten möglichen Änderungen in der eigenen (diskriminierenden) Positionierungspraxis kann insbesondere gefragt werden, inwiefern es im Zuge der dargestellten Ermächtigung eher zu mehr oder zu weniger Grenzziehung, Normalisierung und diskriminierender Selbst- und Fremd-Kategorisierung kommt. Andererseits kann im Sinne des kategorialen intersektionalen Denkens in faktischen Strukturen der Unterdrückung gefragt werden, inwiefern die Präsentation des ermächtigten Selbst die 'tatsächlich' erlittene Diskriminierung in Form der Positionierung durch Andere beeinflusst. Die Antworten auf diese beiden Fragen könnten sich voneinander unterscheiden.

Intersektionalität und Biographieforschung. Die individuelle Verwobenheit der Akteure soll also nicht kausal, sondern kontextuell betrachtet werden, womit bereits ein wichtiger Schnittpunkt zwischen Intersektionalitäts- und Biographieforschung genannt ist. Denn auch die Biographieforschung weist seit jeher auf die Komplexität sozialer Konstellationen hin, indem sie Einblicke in individuelle Lebenswege eröffnet (Dierckx, Wagner & Jakob, 2018, S.8). Über die Verbindung der beiden Perspektiven könnte nicht nur der Wandel sozialer Benachteiligung über den Lebensweg betrachtet werden, sondern eben auch die bereits erwähnte „Bedeutung intersektionaler Diskriminierung an riskanten biografischen Übergängen“ (Dierckx, Wagner & Jakob, 2018, S.9). Bei der Analyse der *erzählten Lebensgeschichte* soll der Fokus jedoch auf die zuvor erwähnte individuelle biographische Verwobenheit in diskriminierende Konstellationen gelegt werden, da diese für die Selbstpositionierungen bzw. Artikulationen der Erzähler*innen eine wichtige Rolle spielen sollte. Es ist nämlich anzunehmen, dass es für die Erzähler*innen wichtig ist, gerade in ihrer Einzigartigkeit anerkannt zu werden, dabei das eigene Relevanzsystem zu wahren, ohne aber dabei das Verständnis des Gegenübers zu verlieren.

Artikulation und intersektionale Strukturkategorien. Kategorien der Diskriminierung können bei der Artikulation traumatischer Erfahrung folglich einerseits hilfreich sein, indem sie in Kombination mit entsprechenden *master narratives* mehr oder weniger 'befestigte' Sprechpositionen bieten und in Anschluss an Diskriminierungsdiskurse auf die Relevanz der Machtgefüge für das Erlittene hinweisen und eine Individualisierung des Leids abwenden. Andererseits können sie als Kategorien womöglich auch 'hinderlich' bei der Selbstartikulation, da simplifizierend und subjektivierend sein. Darüber hinaus sind auf Strukturkategorien fokussierte Trauma-Ermächtigungsnarrative nicht immer für alle Personen gleichermaßen zugänglich. So sind zum Beispiel Ermächtigungsnarrative, die auf sexuelle Gewalt und den Einsatz gegen

entsprechende Unterdrückung beziehen, oftmals auf weiße Frauen zugeschnitten, während PoC³⁵ und Trans*-Frauen, sowie Überlebende von sexuellem Missbrauch in der Kindheit - auch in entsprechenden Institutionen - weniger Gehör finden (Delker, Salton & McLean, 2020). Die individuelle (intersektionale) Komplexität sehe ich diesen Überlegungen entsprechend als eine Herausforderung und Vorbedingung für jegliche Artikulations- und Transformationsprozesse und vermute in ihr auch eine wichtige Begründung für solche Prozesse begleitende, Komplexität reduzierende Normierungsprozesse – welche jedoch auch als eine Folge gescheiterter Artikulation zu sehen sein könnten.

Bezüglich der individuellen Komplexität und Verwobenheit kann außerdem im reflexiven Bezug auf Strukturkategorien, deutlich werden, dass die Erzähler*innen manche Kategorien und Erfahrungen als besonders schwerwiegend bzw. diskriminierend werten, während andere in der Erzählung eher ko-präsent bleiben, obwohl sie die eigene Person ebenfalls betreffen. Als Beispiel für solch eine Hierarchisierung bzgl. Strukturkategorien kann der Konflikt zwischen bürgerlichen und proletarischen Frauen innerhalb der ersten Frauenbewegung während der Industrialisierung herangezogen werden: Während bürgerliche Frauen hauptsächlich auf ihr Frausein als Quelle der Unterdrückung referierten, fühlten sich proletarische Frauen primär in ihrer Klassenzugehörigkeit unterdrückt und bewerteten diesen Unterdrückungsmechanismus als schwerwiegender (Dierckx, Wagner & Jakob, 2018, S.21). Bezüglich der Traumatisierung ist anzunehmen, dass es für die Erzähler*innen wichtig ist, abzugrenzen, welche Formen des Leidens und der Diskriminierung dem ganz persönlichen Trauma zuzurechnen sind und welche nicht. Zuletzt ist zu bedenken, dass für manche Akteure die Anerkennung als einer diskriminierten Gruppe zugehörend besonders wichtig sein könnte, während für andere gerade die Überschreitung solcher Kategorien und Zuordnungen subjektiv relevanter sein könnte.

Methodische Umsetzung der intersektionalen Perspektive. Die eigentliche Umsetzung der intersektionalen Perspektive in der Auswertung geschieht, entsprechend des Vorschlags von Winker und Degele (2009), zunächst über den intersektionalen Analyserahmen, der als „theoretische Hintergrundfolie“ (Riegel, 2014, S.177) fungiert und außerdem über heuristische Fragen, welche die Feinanalyse von Textpassagen anleiten. Dabei sollte nicht nur auf das Zusammenspiel verschiedener Formen der Diskriminierung fokussiert werden, sondern auch auf jenes der daran beteiligten „verschiedenen sozialen Referenzebenen“ (Riegel, 2014, S.177). Während die Mikroebene des Subjekts und dessen Identitätskonstruktionen über die bereits vorgestellte Analyse von Positionierungsaktivitäten mit bearbeitet werden kann, wurde die Makroebene nun noch um reflexives Wissen um Diskriminierungs- und Herrschaftsverhältnisse ergänzt. Laut Dierckx, Wagner und Jakob (2018, S.28) ist es jedoch gerade die Mesoebene, welche

³⁵ People of Color.

in intersektionalen Analysen oft vernachlässigt oder sogar gänzlich ignoriert wird. Auf dieser Ebene sollten diskriminierende soziale, kollektive und institutionalisierte Praxen (bzw. Praktiken) betrachtet werden (Riegel, 2014). Dies kann womöglich über die Betrachtung der Iterativität von intersektionalen Positionierungspraxen geschehen, wobei dieses Vorgehen eher experimentell bleibt und sich in der Auswertung bewähren muss. Im Idealfall wird es dadurch möglich, die Dialektik von Selbst- und Fremdwahrnehmung, sowie von Geprägt-Sein und Mitgestalten in den Blick zu bekommen (Riegel, 2014, S. 177; Dierckx, Wagner & Jakob, 2018, S. 34).

Kapitalsorten, soziale Felder und soziale Anerkennung. Um die Ermöglichung bzw. Erreichung der zuletzt genannten Handlungsfähigkeit, Selbstbestimmung und -ermächtigung (im Gegensatz zum *Geprägt-sein* und *Definiert-werden*) besser untersuchen zu können, will ich zuletzt auch noch die individuelle Ausstattung mit Ressourcen und Privilegien – sozusagen als Gegenstück zur intersektionalen Diskriminierung – in den Analyserahmen mit einbeziehen. Denn wie im theoretischen Teil der Arbeit bereits erläutert, bestimmt die Ausstattung mit diesen ebenfalls die Positionierung im *sozialen Raum* (vgl. Bourdieu, 2016) und den Handlungsspielraum der Akteure. Die Verbindung zwischen der Struktur – und der Identitätsebene, bzw. zwischen den individuellen Denk- und Handlungsmuster und den entsprechenden gesellschaftlichen Milieus und Strukturen, erinnerte prinzipiell bereits an die populäre Habitustheorie von Bourdieu (Winker & Degele, 2009, S. 23). Allerdings hat der Blick auf die Strukturebene bisher hauptsächlich symbolisch-diskursive, gesellschaftlich konstruierte Aspekte fokussiert. Mit dem Einbezug von Bourdieu’s Theorie der Kapitalsorten können – neben symbolischen, kulturellen und sozialen Faktoren – auch noch stärker ökonomische und materielle Ressourcen als Vorbedingungen, Durchsetzungsweisen und Folgen (der Artikulation) des posttraumatischen Wachstums untersucht werden. Bourdieu’s Kapitalbegriff hat diesbezüglich den Vorteil, dass er verschiedene Kapitalsorten nicht nur einfach nebeneinander stellt und in naiver Weise zum Beispiel über soziales Kapital als unabhängige Größe von ökonomischen Kapitalien spricht. Stattdessen ist es gerade die Verflochtenheit und Abhängigkeit der Kapitalsorten untereinander, sowie die Einsicht, dass kulturelles, soziales und symbolisches Kapital immer auch auf ökonomisches Kapital referieren (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S.129).

Zusammenspiel der Kapitalsorten. Für Bourdieu ist das ökonomische Kapital das dominierende³⁶ und liegt allen anderen Kapitalsorten zugrunde, während die anderen Kapitalsorten dessen dominierende Rolle zu verschleiern versuchen.³⁷ Soziales und kulturelles

³⁶ Bourdieu tätigt diese Aussage in einer gewissermaßen ahistorischen Sichtweise und äußert sich wenig über kulturelle Szenarien, in denen das ökonomische Kapital einen anderen Stellenwert haben könnte (vgl. Fuchs-Heinritz & König, 2014).

³⁷ Damit wendet sich Bourdieu gegen die Annahme, dass die symbolischen Interaktionen die entscheidende Kraft des sozialen Austauschs sind und gegen die Verkenntung der Bedeutung des ökonomischen Kapitals. Zugleich lehnt er jedoch auch einen Ökonomismus ab, der

Kapital sind seiner Ansicht nach, zum Teil über den Umweg des symbolischen Kapitals, in ökonomische Ressourcen konvertibel und umgekehrt, wobei eben dieser Konvertierbarkeit Grenzen gesetzt sind, die ihrerseits immer wieder neu ausgehandelt werden müssen und in verschiedenen sozialen Feldern differieren. So ist zum Beispiel das kulturelle Kapital in Form der kulturellen Fähigkeiten des bzw. der Einzelnen, in symbolisches Kapital in Form eines Bildungstitels umwandelbar, welches dann wiederum über Erwerbsarbeit in ökonomisches Kapital zurückgeführt werden kann. Das kulturelle Kapital selbst sei jedoch nur bedingt käuflich und erfordert persönliche Bemühung, gleichzeitig sei es aber auch die am besten verschleierte Form der erblichen Übertragung innerhalb der Familie. Neben dem Bildungsstand umfasst das kulturelle Kapital außerdem Handlungswissen, welches über die Befolgung kultureller Normen und sozialer Regeln ebenfalls zu Anerkennung führt und zum Beispiel dabei helfen kann, eine Wohnung oder einen Kredit zu bekommen (Fuchs-Heinritz & König, 2014).

Unter dem sozialen Kapital versteht Bourdieu schließlich solche Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe und der Eingebundenheit in ein Netz aus sozialen Beziehungen beruhen (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S.133). Gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung erhöhen die Chance, im Bedarfsfall Unterstützung zu erhalten, sich durchzusetzen und Zugang zu weiteren Ressourcen und anderen Kapitalsorten zu erlangen. Im Sinne dieser Gegenseitigkeit muss das soziale Kapital auch stetig durch zeitintensive und aufwändige Beziehungsarbeit aufrecht erhalten werden. So gesehen lassen sich auch (und vielleicht gerade) besonders selbstlos wirkende soziale Handlungen wieder in Relation zu ökonomischem (sowie kulturellem und symbolischem) Kapital stellen.

Das symbolische Kapital besteht schließlich aus den Chancen, Anerkennung und Prestige zu gewinnen, und stellt gleichzeitig die Macht dar, kulturelle und soziale Anerkennung auch durchsetzen zu können. Es ist also eine Form, in der die anderen Kapitalsorten auftreten und in der sie sozial verwertbar, da leichter – wenn auch je nach sozialem Feld unterschiedlich – (an)erkennbar werden. Darunter fallen zum Beispiel Statussymbole und Titel, welche auf ökonomischen Reichtum oder soziale und kulturelle Stellung hinweisen (Bourdieu, 2016).

Diskriminierung, soziale Anerkennung und Daseinsberechtigung. Eine Brücke zu diskriminierenden Strukturen lässt sich schlagen, wenn beachtet wird, dass Bourdieu die Diskriminierung und Stigmatisierung von gesellschaftlichen Randgruppen auch als eine Aberkennung von symbolischem Kapital versteht, durch welche diesen sogar ihr Lebenswert bzw. ihre Daseinsberechtigung im sozialen System aberkannt werde (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 137). Denn neben anderen Kapitalsorten würde das symbolische Kapital, beziehungsweise die damit verbundene soziale Anerkennung, genau diese soziale Daseinsberechtigung erreichen.

„hinter allen sozialen Energieformen nur das ökonomische Kapital wirksam sieht“ (Fuchs-Heinritz & König, 2014, S. 129).

Insbesondere seit dem Niedergang der Religion als sinnstiftende Kraft würden Menschen ihren Lebenssinn weniger im Jenseits und mehr bei anderen Menschen suchen. Da mich unter anderem interessiert, welchen neuen Lebenssinn die Erzähler*innen im Rahmen ihres posttraumatischen Wachstums artikulieren, scheint die Betrachtung dieser Kapitalsorte besonders interessant.

Darüber hinaus bemerkt Pertl (2016, S.361), dass das symbolische Kapital der Sprecher*innen ausschlaggebend dafür ist, ob hervorgebrachte Artikulationen und subversive Selbstpositionierungen auf verschiedenen Ebenen auch anerkannt werden. Die als kulturelles Kapital verstandene Fähigkeit, sich in einem bestimmten sozialen Raum verständlich und überzeugend zu artikulieren, hat mit Blick auf die Artikulation eine Doppelfunktion: Einerseits ermöglicht sie die akkurate sprachliche Kommunikation inneren Erlebens, andererseits wirkt sie auch als symbolisches Kapital und bewegt die Zuhörer eher dazu, das Geäußerte anzunehmen.³⁸

Narrative Kompetenz. In der Biographieforschung wird diese Fähigkeit meistens als *narrative Kompetenz* bezeichnet, wobei diese Fähigkeit in der Theorie mehr oder weniger normativ betrachtet wird und dementsprechend unklar bleibt, woher sie kommt (vgl. Straub, 2000). Lucius-Hoene und Deppermann (2002, S.50) verstehen narrative Kompetenz als vom rhetorischen Geschick abhängig, aber auch von rahmenden Macht- und Rollenverhältnissen. Es sei zu beachten, dass unterschiedliche soziale Kontexte unterschiedliche Identitätskonstruktionen erforderlich machen bzw. erzwingen würden, wodurch auch die narrative Kompetenz situativ variieren kann. Grundsätzlich würden Identitätsansprüche durch sprachliche, kognitive, instrumentelle und materielle Mittel sozial durchsetzbar (Lucius-Hoene und Deppermann, S.51).³⁹

4.5.3 Multidimensionale Strukturierung der Methoden

Bevor im nächsten Teil der Arbeit die Auswertungsergebnisse dargestellt werden, sollen die Methodik zunächst noch einmal bezüglich der verschiedenen Analyseebenen und Forschungsfragen strukturiert werden. Anschließend werden zudem noch davon abgeleitete heuristische Fragen vorgestellt, die an das Material herangetragen werden. Kerner (2009a,b; zitiert nach Richter, 2018) schlägt zur Strukturierung multidimensionaler, intersektionaler Studien folgende Matrix vor:

³⁸ Richter (2018, S.91) kritisiert diesbezüglich auch Butlers Theorie der Subjektwerdung, da diese lediglich Anerkennung und nicht-Anerkennung kennt. Die hierarchische Ordnung des sozial Anerkannten bliebe dabei allerdings unterbelichtet.

³⁹ Die Frage nach dem Ursprung der narrativen Kompetenz beantworten sie einerseits mit dem Hinweis auf die Sozialisation und andererseits – etwas vage – mit individuellen emotionalen und kognitiven Möglichkeiten und Erfahrungshorizonten. Auch der Körper selbst habe schließlich Anteil an der Möglichkeit zur 'kompetenten' Artikulation und Kontinuitätserfahrung (Lucius-Hoene und Deppermann, S.51).

Tabelle 1.: Intersektionale Strukturmatrix

	Analyseebenen	Analysegegenstand
Strukturelle Dimension	Symbolisch-diskursive Ebene (<i>Makroebene</i>)	Intersektion von Subjektpositionen, Pluralisierung von Normen
	Institutionell-ökonomische Ebene (<i>Mesoebene / Mikroebene</i>) <i>Ressourcenausstattung, Anerkennung und Grenzziehung</i>	Verflechtung von Herrschaftsverhältnissen und Achsen der Differenz
Personale Dimension	Interaktive Ebene (<i>Mesoebene / Mikroebene</i>) <i>Interaktive, iterative Positionierung zum Publikum</i>	Ko-Konstitution und simultane Erzeugung und Kopplung von Kategorien sozialer Differenzierung
	Ebene der Subjektivierung (<i>Mikroebene</i>)	(Narrative) Identitätskonstruktionen

Ein Großteil dieser Ebenen kann durch die Positionierungsanalyse bearbeitet werden. Den Hauptansatzpunkt bildet die Ebene der Subjektivierung, da sich beim Interviewmaterial alle Beobachtungen nur indirekt über den Weg der narrativen Identitätskonstruktion tätigen lassen. Dies entspricht der ersten Ebene der Positionierungsanalyse, wobei sowohl damalige Positionierungen als auch reflexive Positionierungen zu diesen betrachtet werden. Diese Positionierung relational zu Positionierungen entspricht dem, was Butler meint, wenn sie davon spricht, dass der Prozess der Subjektivierung doppelt-relational sei: Die Subjekte, welche entlang unterschiedlicher Achsen gesellschaftlicher Ungleichheit zueinander ins Verhältnis gesetzt bzw. positioniert werden, setzen sich selbst ins Verhältnis bzw. positionieren sich relativ zu dieser Positionierung (Richter, 2018, S.91).

Die interaktive Ebene im obigen Modell entspricht der zweiten Ebene der Positionierungsanalyse, nämlich der Positionierung relational zum Publikum. Darunter fällt einerseits die interaktive Darstellung in der Interviewsituation und andererseits auch die iterierende Darstellung in anderen sozialen Feldern und Situationen. In diesem Bereich der Ko-Konstitution kann man versuchen, Darstellungs-Praktiken und -Genres zu identifizieren.

Die dritte Ebene der Positionierungsanalyse, welche sich auf die Positionierung und das Positioniert-Werden relativ zu dominanten Diskursen bezieht, ist zwar im Interview einerseits notwendigerweise ebenfalls an die personale Ebene der Subjektivierung und der narrativen Identität angebunden. Es sollte jedoch auch die Abstraktion vom Einzelfall auf die symbolische und diskursive gesellschaftliche Ordnungsstruktur auf der Makroebene möglich werden.

Die institutionell-ökonomische Ebene soll schließlich über die verschiedenen Kapitalsorten untersucht werden. Auch das Prinzip der Anerkennung eingenommener (Subjekt-)Positionen kann über den Einbezug von Kapitalsorten von einem alleinigen Fokus auf diskursive Faktoren zur Berücksichtigung von real-gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen weiter geführt werden.

Strukturierung in Bezug auf die Forschungsfragen. Während die verschiedenen Methoden nun in Anschluss an die aufgezeigte multidimensionale Struktur geordnet wurden, will ich zuletzt auch noch eine Ordnung anhand der verschiedenen Teile der Forschungsfrage vornehmen, nach deren Logik schließlich auch die Ergebnisse präsentiert werden. Letztere habe ich zuvor unterteilt in die Frage nach der Herstellung, nach der Ermöglichung und der Erreichung der Wachstumsgeschichte.

Mit der Herstellung frage ich zunächst nach den *modi operandi* der Darstellung eines in Zuge von Traumatisierung ermächtigten Selbst (vgl. Pertl, 2016). Unter Herstellung bzw. Umsetzung verstehe ich das 'Wie' der Darstellung mit sprachlichen Mitteln und damit verbunden auch das persönliche und diskursive 'Was' des Wachstums und des Traumas. Unter diesen Aspekt fallen vor allem jene Methoden, die an der Subjektivierung ansetzen: Die Positionierung gegenüber der Geschichte, gegenüber dem früheren Selbst, dessen Meinungen, Einstellungen und dessen Positioniert-Werden. Zudem aber auch die interaktive Ebene der Darstellung im Rahmen des Interviews und gegenüber sonstigem Publikum. Und schließlich die Positionierung relativ zu Diskursen und deren verwobener Einfluss auf die Erzählung und Selbstdarstellung.

Die zweite Frage nach der Ermöglichung meint die Vorbedingung dieser (narrativen) Herstellung eines gewachsenen Selbst und damit vor allem strukturelle und persönliche Aspekte, die dieser Herstellung vorausgehen und ihre Bahnung limitieren bzw. ermöglichen. Während sich die Frage nach der 'Herstellung' hauptsächlich mit der narrativen Darstellung beschäftigt, zielt diese Frage auch auf das gelebte Leben und auf Faktoren, die die gelebte Ermächtigung und damit auch deren Darstellung bedingen. Unter diesen Punkt fasse ich vor allem die Frage nach der Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten, nach strukturellen Diskriminierungsverhältnissen und nach relevanten gesellschaftlichen Institutionen. Weiterhin zähle ich aber auch dem Interview vorangegangene Interaktionen in anderen sozialen Feldern dazu, sowie 'kulturelle Milieus' diskursiver Wahrheiten und verfügbare Subjektpositionen, welche Ermächtigung und Traumatisierung mitbedingen.

Die dritte Forschungsfrage nach der Erreichung, also dem 'Wozu' der Ermächtigung bzw. deren Darstellung fragt nach den von den Erzähler*innen imaginierten und auch realen, greifbaren (Er-)Folgen der Ermächtigungsgeschichte. Über diese kann einerseits in theoretischer Weise nachgedacht werden, zum Beispiel in Bezug auf intersektionale Diskriminierungsverhältnisse, andererseits können aber auch die praktischen Handlungsbeschreibungen einbezogen werden, um Effekte auf den Handlungsspielraum und die Agency zu betrachten. Handlungsspielräume eröffnen und schließen sich einerseits in Anschluss an Positionierungen im sozialen Raum und andererseits in Anschluss an die Anhäufung verschiedener Kapitalsorten. Letztere Anhäufung kann so gesehen selbst nicht nur der Ermöglichung dienen, sondern auch als

Erreichung der Ermächtigungsgeschichte betrachtet werden. Zuletzt kann auch die wirksame Positionierung innerhalb eines öffentlichen Diskurses bzw. die Einnahme einer sozialen Rolle und Funktion als Erreichung betrachtet werden.

Heuristische Fragen. Im Anschluss finden sich die aus den zusammengetragenen methodischen Ansätzen abgeleiteten heuristischen Forschungsfragen:

- Welche persönlichen Positionierungen, Beschreibungen, Attribute, Motive und sozialen Rollen werden genannt? Wie wird sich gegenüber vergangenen Positionen positioniert? Wie zu Diskursen und 'klassischen' Strukturkategorien (class, 'race', gender, body, etc.)?
- Welche Subjektpositionen und welche damit verbundenen Selbstbeschreibungen und Differenzkategorien werden von den Erzähler*innen *wie* aufgegriffen? Woher kommen diese und von welcher Seite werden sie angefochten? Welche Positionen sind im sozialen Netzwerk verfügbar? Was wird dort *gesilenced*?
- Welche interaktiven Positionierungen relativ zum Interviewenden gibt es? Wie iterieren Darstellungen über verschiedene soziale Kontexte, Gruppen bzw. Felder hinweg?
- Welche intersektionale Positionierung liegt *strukturell* vor und welche individuelle, *reflexive* Positionierung gegenüber diesem Geflecht? Welche Aspekte werden mit Trauma bzw. Ermächtigung verbunden und welche nicht?
- Welche ('klassischen') Strukturkategorien werden relevant und welche bleiben kopräsent? Ist es den Akteuren wichtig, sich in Kategorien zu positionieren oder sie zu überschreiten? Welche Rolle spielt die individuelle Verwobenheit für die Artikulation?
- Inwiefern ist die Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten ein ermöglichernder bzw. limitierender Faktor im Ermächtigungs- bzw. Traumaprozess? Inwiefern kann die soziale Anerkennung als ermächtigte Person über (symbolisches) Kapital durchgesetzt werden?
- Was 'erreichen' die Akteure durch ihre Positionierungen und Narrative? Wie wird Kohärenz im Angesicht einschneidender Umbrüche und Veränderungen durchgesetzt?
- Inwiefern kann im Rahmen der Ermächtigung Handlungsmacht gewonnen werden? Welche Handlungsspielräume öffnen sich und welche schließen sich?
- Inwiefern geht die Ermächtigung mit einer veränderten Positionierungspraxis einher? Inwiefern mit verändertem Positioniert-Werden? Welcher (neue) Lebenssinn im Sinne einer sozialen Daseinsberechtigung wird im Trauma gefunden?

5. Empirie: Dekonstruktion einer narrativen Darstellung posttraumatischen Wachstums

Im Zuge der Masterarbeit wurden insgesamt drei Interviews geführt und transkribiert, die sich zur Auswertung geeignet hätten. Aufgrund der ohnehin bereits strapazierten Ressourcen, die im Rahmen einer Masterarbeit zur Verfügung stehen, war es allerdings leider nur möglich eines von drei geplanten Interviews auszuwerten. In Anbetracht der qualitativen Forschungslogik und der methodischen Komplexität der Arbeit erschien es sinnvoll, lieber ein einziges Interview in größerer Tiefe zu analysieren, anstatt mehrere Interviews nur oberflächlich zu bearbeiten.

Die Darstellung der Ergebnisse umfasst die Beschreibung von Kontaktaufbau und Interviewsituation, um dann über die Grobstruktur des Interviews zur Feinanalyse zu kommen. Das ausgewählte Interview mit 'Andrea' war zugleich das erste, das geführt wurde, und eignete sich vor allem aufgrund der guten Passung zum methodischen und theoretischen Rahmen. Thematisch befasste es sich zudem relativ explizit mit Trauma, Resilienz und posttraumatischem Wachstum. An dieser Stelle soll noch darauf hingewiesen werden, dass es in Folge um potentiell belastende Themen wie körperliche und psychische Gewalt, Vernachlässigung, Suizid und Sucht gehen wird. Außerdem werden die Darstellungen der Erzählerin im Sinne des methodischen Rahmens zum Teil *dekonstruiert*, was allerdings nicht bedeuten soll, dass diesen Äußerungen ihr subjektiver Wert bzw. ihre subjektive Wahrheit abgesprochen werden soll.

5.1. Kontaktaufbau

Andrea⁴⁰ kontaktiert mich über eine kurze Textnachricht auf mein Handy, in der sie knapp ihr Interesse an der Teilnahme darlegt. Wir vereinbaren zunächst eine Vorbesprechung am Telefon, auch um offene Fragen ihrerseits zu klären, Vertrauen aufzubauen und gegebenenfalls einen Termin auszumachen. Am Telefon wirkt Andrea ruhig und zurückhaltend und hört aufmerksam zu, während ich noch einmal die wichtigsten Informationen über die Teilnahme darlege. Die Frage, ob sie noch etwas wissen wolle, verneint sie, es sei eigentlich alles klar. Sie erzählt jedoch, dass sie ebenfalls Psychologie studieren würde und meinen digitalen Flyer in einem sozialen Netzwerk erst selbst gesehen habe und dann von einem Studienkollegen, der etwas vertraut mit ihrer Geschichte ist, noch einmal darauf hingewiesen wurde. Sie deutet an, eine sehr belastete und traumatische Kindheit gehabt zu haben und es ihr inzwischen aber ziemlich gut gehen würde. Daraufhin bekräftige ich noch einmal, dass im Interview über nichts gesprochen werden müsse, wenn sie dies nicht wolle bzw. wenn es zu belastend für sie sei. Damit würde sie schon klar kommen, antwortet sie, sie habe auch schon viel Therapie gemacht. Tatsächlich wäre es für sie oft eher das Problem, dass ihre Geschichte für die Zuhörenden mitunter zu heftig sei. Ob ich dies denn aushalten könne, kehrt sie die Frage um. Ich versichere ihr daraufhin, dass sie sich

40 Name maskiert; Andrea = aus dem Griechischen 'Die Tapfere'.

darüber keine Sorgen machen solle, auch da ich schon einige Erfahrungen mit schwer belasteten Klient*innen gesammelt habe. Der sichere Rahmen des Interviews scheint in Folge für beide Parteien zufriedenstellend abgesichert.

Im methodischen Teil der Arbeit bin ich bereits darauf eingegangen, dass es für traumatisierte Menschen wichtig sein kann, abzuklären, wie gut das Gegenüber die Erzählung des Traumas aushalten und abfangen kann. Denn die Widerspiegelung von Überwältigung und Hilflosigkeit kann das damalige Erleben wieder aktualisieren und zur Retraumatisierung führen. Natürlich können auch Bewertungen anderer Art, also allzu neutrale, verständnislose oder spezifisch wertende, eine Bedrohung für die psychische Integrität der Erzähler*innen darstellen. Daher sind solche Fragen, die mitunter z. B. auch auf die politische Orientierung des Gegenübers oder die Meinung zu bestimmten Themen abzielen, häufig Teil des Kontaktaufbaus. Dass die Erzähler*innen zunächst vorsichtig abschätzen wollen, inwieweit sie sich verletzbar machen können, ist daher nachvollziehbar. Im Fall von Andrea fällt auf, dass sie die Frage nach der Erträglichkeit sehr direkt formuliert, was sie einerseits selbst mit negativen Erfahrungen begründet und für mich auch mit Blick auf ihre langjährige Therapieerfahrung verständlich wird. Im Sinne der Positionierungsanalyse könnte man hier auch schon andenken, dass Andrea sich damit als jemand 'Starkes' positioniert, der schon viel erlebt hat, in Vergleich zu ihren Mitmenschen hart ist, jedoch gleichzeitig auch verletzbarer. Zumindest hinterlässt das Telefonat schon damals diesen Eindruck bei mir. Das Gespräch endet damit, dass Andrea ihr Interesse noch einmal bekräftigt und wir einen Termin für das Interview ausmachen. Wir einigen uns zudem darauf, dass das Interview in ihrer Wohnung stattfinden soll.

5.2. Interviewsituation

Einige Tage später klingele ich etwas nervös an Andreas Wohnungstür. Die Tür öffnet sich und Andrea, die ebenfalls etwas angespannt, aber auch entschlossen und selbstbewusst wirkt, begrüßt mich und bittet mich hinein. In der Wohnung versuche ich ein lockeres Gespräch anzufangen, erkundige mich nach der Wohngemeinschaft und dergleichen, doch Andrea scheint bereits in Gedanken auf das bevorstehende Interview fokussiert zu sein. Das Gespräch ist zwar freundlich, bleibt aber eher distanziert und etwas unbeholfen. Andrea führt mich direkt in ihr Zimmer, wo das Interview stattfinden soll und holt noch zwei Gläser und Wasser aus der Küche, während ich einen Moment habe, um mich etwas umzusehen. Das Zimmer ist sehr ordentlich und wirkt auf mich eher minimalistisch, abgesehen von vielen Fotografien von Freundinnen und Freunden, die an der Wand über dem Bett hängen. Auf dem Nachttisch neben dem Bett habe ich beim Hineingehen eine Ausgabe von Viktor Frankls „...trotzdem Ja zum Leben sagen“ bemerkt.

Dieses Buch war mir bereits ein wenig von der Beschäftigung mit dem Thema des

posttraumatischen Wachstum bekannt. Es gilt als ein Klassiker der von Frankl begründeten Logotherapie und Existenzanalyse und behandelt unter anderem das Thema der persönlichen Entfaltung im Angesicht bzw. trotz massiver Traumata aus einer existentialistischen bzw. humanistischen Perspektive. Andrea scheint sich also ebenfalls bereits explizit mit dem Thema beschäftigt zu haben, was mich umso gespannter auf das bevorstehende Interview werden lässt. Als Andrea zurück kommt, setzt sie sich gegenüber von mir auf ihren Schreibtischsessel, während ich, mit einem Notizblock ausgerüstet, ein gutes Stück niedriger auf einem Küchenstuhl sitze. Auf einen kleinen Tisch zwischen uns stellt sie das Wasser und ich lege zudem noch ein Aufnahmegerät dazu und kläre sie noch einmal über die Bedingungen und Modalitäten des Interviews auf. Im Gegensatz zu den vorigen, von mir präferierten, lockeren und selbstironischen Versuchen, Sympathie aufzubauen und Nervosität abzubauen, scheint sie dieses Angebot der Professionalität besser anzunehmen, was ich halb bewusst bemerke und meine Haltung dementsprechend nachjustiere.

Als die Erzählaufforderung dann nochmal offiziell fürs Tonband fällt, bestätigt Andrea diese nach kurzem Zögern und steigt dann sehr direkt und schnell in ihre Familiengeschichte ein. Je länger das Interview läuft, desto entspannter und vertrauensvoller scheint für mich die Atmosphäre zu werden und auch die Erzählungen werden zunehmend detaillierter und persönlicher, während sie am Anfang eher berichtend und 'professionell' erscheinen. Meine Verständnisfragen beantwortet Andrea bereitwillig, diese haben aus meiner Perspektive auch während der Eingangserzählung einen positiven Effekt auf das Interview, indem sie meinen Willen zum Verstehen vermitteln, obwohl sie natürlich mitunter auch den Redefluss unterbrechen.

Gegen Ende des zweistündigen, sehr dichten Interviews stelle ich noch einige vorbereitete Fragen, wobei ich feststellen muss, dass die meisten davon bereits beantwortet wurden, weshalb dieser Teil recht kurz ausfällt. Als Letztes frage ich Andrea, wie das Interview für sie war, woraufhin sie die Gelegenheit nutzt, ihre Motivation zur Teilnahme noch einmal explizit darzulegen. Nach Ende des Interviews habe ich das Gefühl, dass Andrea recht schnell von einer persönlichen auf eine professionelle Ebene zurück wechselt, womöglich um nach der Offenlegung ihrer Vulnerabilitäten wieder Distanz herzustellen. Die Angelegenheit des Interviews scheint für Andrea dann auch genau so schnell erledigt zu sein, wie sie begonnen hat. Sie hat mit der Teilnahme am Interview ihren Teil geleistet und geht nun wieder weiter. Dies werde ich im nächsten Kapitel noch genauer ausführen, wenn es darum geht, welche Motivation Andrea für das Interview hatte und welches Darstellungsinteresse sie hauptsächlich verfolgte. Zuletzt will ich noch anmerken, dass es sich bei diesen Beschreibungen natürlich um eine retrospektive und subjektive Konstruktion meinerseits handelt, die ich allerdings für wichtig halte, um einen Kontext für die folgende Analyse zu liefern und die 'Figur' Andrea greifbarer zu machen.

5.3. Grobstrukturelle Analyse und thematische Feldanalyse

Im ersten Auswertungsschritt wurde das Interview segmentiert und dann untersucht, wie diese Segmente aufeinander bezogen sind, um zentrale Themen und Darstellungsinteressen in den Blick zu bekommen. Um zunächst einen Eindruck vom Verlauf der Eingangserzählung – bzw. der Biographie – zu geben, werden in Folge zunächst Kurzbeschreibungen der Segmente aufgelistet:

1. Frühe Kindheit: Suizid des Vaters und Heroinabhängigkeit der Eltern
2. Schwierige Verhältnisse und Stabilisierung der Familie durch Stiefvater
3. Selbstpositionierung als sehr schwieriges, auffälliges, aber auch selbstständiges Kind
4. Mit zehn Jahren: Umzug als negativer Einschnitt, Sucht und Überforderung der Eltern
5. Zunehmende Schulprobleme: Schulpsychologin, Aggressionen und Selbstverletzungen
6. Pubertät: Zunehmende Differenzen und Konflikte mit Stiefvater
7. Mit 13: erster Freund, dann „von Beziehung zu Beziehung“
8. Mit 17: erste Depression und Psychiatrieaufenthalt
9. Erneut in der Kinder- und Jugendpsychiatrie: Medikamente und überforderte Therapeutin
10. Mit 18: suizidale Phase und Erwachsenen-Psychiatrie; wenig Besserung
11. Schulabbruch und Behandlungsabbruch durch Therapeutin; Klinik-Empfehlungen
12. Bewerbung für Spezialklinik, Warteliste und Behandlung → erste Besserung seit Jahren; sehr beeindruckt durch Psychoanalytikerin → Entschluss, Psychotherapeutin zu werden
13. Entschluss, Abitur nachzuholen, Ablehnung → freiwilliges soziales Jahr → Abendschule
14. Wohnsituation: Erster Auszug mit 15, süchtige und gewalttätige Partner → mit 19 Frauenhaus
15. Ab 13/14: Gewalt durch Stiefvater, Hilfesuche bei Jugendamt und Polizei ohne Erfolg
16. Erwerbstätigkeiten neben der Abendschule, meist mehrere Jobs parallel
17. Weiterer Psychiatrieaufenthalt, diesmal danach ambulante Therapie (bis heute)
18. Abitur mit sehr gutem Erfolg → Beginn eines Psychologiestudiums
19. Verzögerung des Studiums durch einsetzende Haut- und Gelenkerkrankungen
20. Zunächst kein Stipendium trotz sehr guter Leistungen, im Studium dann selbst organisiert
21. Bessere Lebensumstände: Stabilere Beziehungen und Freundschaften
22. Verzögerter Abschluss des Studiums, Umzug nach Y-Stadt
23. Bessere Lebensumstände 2: Kontaktabbruch zu Eltern & Begründung

An dieser Abfolge kann man bereits erkennen, dass Andrea der biographischen Erzählaufforderung gegenüber sehr folgsam bleibt und abgesehen von wenigen Rückgriffen chronologisch erzählt. Oft sind Interviewpartner*innen in gewisser Weise hin und hergerissen zwischen ihrem Darstellungsinteresse das Thema betreffend und der offenen Erzählaufforderung die gesamte Biographie betreffend. Im Fall von Andrea sind diese beiden Punkte allerdings relativ deckungsgleich, da die traumatischen Erfahrungen sich über ihre gesamte Kindheit und Jugend erstrecken und danach scheinbar nahtlos in eine Ermächtigungsgeschichte übergehen.

Weiterhin fällt auf, dass Andrea über weite Teile der Eingangserzählung vorwiegend beim Erzählen bleibt und vergleichsweise selten zu längeren Argumentationen übergeht. Lediglich die letzten drei Segmente resümieren und schließen die Erzählung argumentativ. Die erzählenden Passagen sind allerdings selten szenisch bzw. episodisch, sondern meist eher protokollierend bzw. berichtend. Bevor jedoch weitere, womöglich voreilige Aussagen zu Darstellungsinteresse und Verlaufskurve gemacht werden, muss die Struktur der Eingangserzählung noch detaillierter betrachtet werden. Im Sinne des Vorschlags von Rose (2012b), Biographien als Inszenierungen zu lesen, erfolgt die grobe Untergliederung der Darstellung des posttraumatischen Wachstums hier zunächst in drei *Akten*: Exposition, Krankheitsgeschichte und 'Herauskämpfen'.

Erster Akt. Andrea beginnt ihre Erzählung mit einer Beschreibung der sehr schwierigen familiären Verhältnisse bei ihrer Geburt und in den Jahren danach. Schon im ersten Satz berichtet sie sehr direkt und in schneller Abfolge vom Suizid ihres leiblichen Vaters und von der Heroinabhängigkeit ihrer Eltern (1). Dieser recht offensive Einstieg könnte der Intensität, aber auch der diskursiven Tabuisierung dieser Ereignisse geschuldet sein: Wie sie bereits andeutete, sei es wohl nicht immer für alle ihre Mitmenschen leicht mit ihrer Geschichte umzugehen. Weiterhin ist es denkbar, dass sie sich auch gleich klar und deutlich positionieren will, als jemand, der es in seiner Kindheit sehr schwierig gehabt hat, indem sie sozusagen die Fakten ihrer Lebensgeschichte für sich sprechen lassen will. Eine weitere Interpretation dieser Darstellungsart wäre es, dass das Erzählen dieses Abschnittes belastend ist und sie ihn daher schnell und eher faktisch-berichtend durchgehen bzw. 'abhaken' will, um schneller zur positiven Bilanz zu kommen.

Im zweiten Segment (2) wird die Darstellung der prekären Kindheit noch einmal intensiviert, um dann den Stiefvater als stabilisierende und fürsorgliche Figur einzuführen, woraufhin einige „relativ schöne“ Jahre folgen. Im nächsten Segment (3) wird diese Darstellung wiederum relativiert, denn sie sei trotzdem ein sehr auffälliges Kind gewesen. Interessant ist hier der plötzliche Bezug auf sich selbst als auffällig und nicht auf trotzdem bestehende soziale Missstände, wobei dieser Wechsel in etwa mit Andreas ersten Erinnerungen einhergehen dürfte. Dadurch wird auch zum ersten Mal eine explizite Identitätsarbeit und Selbstpositionierung eingeleitet.

Zweiter Akt. Nach dieser Exposition wird im folgenden Abschnitt ein Wendepunkt dargestellt: Mit dem Umzug, dem Verlust des sozialen Netzes und einer parallelen Verschlechterung der familiären Verhältnisse (4) beginnt die Beschreibung einer Lebensphase, in der sich viele Belastungen und Probleme aufschichten und sich Andreas psychisches Befinden zunehmend verschlechtert. In den folgenden Segmenten wird diese Erzähllinie über beginnende Schulprobleme (5), Konflikte mit dem Stiefvater (6), problematische Partnerschaften (7) und Depressionen (8) entwickelt und gipfelt – bzw. findet ihren Tiefpunkt – schließlich in einer Reihe von Psychiatrieaufenthalten (8, 9, 10), suizidalen Phasen und schließlich dem Abbruch der Schule (11). Die gesamte Phase wird von ihr als von zunehmender Hilflosigkeit geprägt dargestellt: Weder von Seiten ihrer Familie noch von institutioneller Seite erfährt sie Unterstützung. Nachdem – in Folge von Fremdaggressionen und Selbstverletzungen – Gespräche bei der Schulpsychologin ohne wirkliche Folgen bleiben (5), stellt sie die Hilfsangebote in der Psychiatrie als ineffektiv und unspezifisch dar (10). Die Überforderung ihrer Therapeutin (9) führt schließlich sogar zum Behandlungsabbruch durch diese, auch da Andrea sich nicht glaubhaft von suizidalen Ideen distanzieren kann (11). Während der Stiefvater zu Beginn noch sehr positiv positioniert wurde, wird er jetzt als Belastung dargestellt und Andrea grenzt sich zunehmend schärfer von ihm ab, auch aufgrund seiner rassistischen Einstellung (6). Während er zuerst als Retter der Familie auftritt, erscheint er nun selbst überfordert und der Mutter in die Alkoholsucht zu folgen. Die Mutter selbst wird nach ihrer Beschreibung im ersten Abschnitt nun fast gar nicht mehr erwähnt und im gesamten Interview nur ein einziges Mal als handelnde Person eingeführt. Andrea meint dazu selbst an einer Stelle:

A: Ich weiß nicht ich hatte nicht wirklich irgendwelche Interaktionen mit ihr; ähm (.) weil sie einfach °nicht wirklich (.) verfügbar war so emotional;°

Andrea zeichnet mit diesen Positionierungen ein Bild von den sozialen Kontexten und insbesondere von den Beziehungen, die sie in dieser Zeit prägen und die Verschlechterung ihrer psychischen Verfassung bedingen. Zunächst beschreibt sie den Umzug selbst und den Verlust des sozialen Netzes als sehr einschneidend (4) und danach den zunehmenden Alkoholkonsum beider Eltern und die Überforderung dieser (4). Außerdem wäre sie regelmäßig von ihren Eltern massiv entwertet worden. Auf der anderen Seite positioniert sie sich auch zunehmend selbst. Die Darstellung im betreffenden zweiten großen Abschnitt können diesbezüglich auch als Andreas psychiatrische 'Karriere' bzw. Krankheitsgeschichte gelesen werden, wozu zum Beispiel der Erhalt von Diagnosen (mittelgradige Depression und emotional-instabile Persönlichkeitsstörung), aber auch retrospektive Selbstpositionierungen gehören:

Ich glaub ich hatte damals auch irgendwie sehr (.) °sehr borderliniges Verhalten so mit dem selbstverletzenden Verhalten° und (.) äh mir irgendwie Anerkennung durch Andere zu suchen

Eine der schwierigsten Phase dieses größeren Lebens- bzw. Darstellungsabschnitts scheint schließlich die Zeit in der Erwachsenenpsychiatrie zu sein. Diese beschreibt Andrea als „ganz schön hart“ und „prägend“, doch bleiben die Psychiatrieaufenthalte ohne episodische Erzählungen und Konkretisierungen. Von Andrea selbst gestaltet sich ein eher passives Bild in dieser Zeit. Eine der wenigen Handlungen, die sie beschreibt, ist die Ablehnung von Medikamenten in der Kinder- und-Jugend-Psychiatrie (8) und die Selbsteinweisung (10), womit sie gleichzeitig aber auch immer wieder ihre Eigenständigkeit – bzw. ihr Auf-sich-allein-gestellt-sein aufzeigt.

Dritter Akt. Der nächste Abschnitt (12) markiert dann einen zweiten Wendepunkt in Andreas Lebensgeschichte: Während ihre Hilflosigkeit durch den Behandlungsabbruch seitens ihre Therapeutin zunächst scheinbar vollkommen wird, wirft diese ihr gleichzeitig einen letzten Rettungssanker zu, indem sie ihr zwei spezielle Kliniken empfiehlt. Andrea bewirbt sich bei derjenigen von beiden, die psychoanalytisch arbeitet und nach neun Monaten Wartezeit (welche nicht weiter beschrieben werden) erfährt sie dort zum ersten Mal eine Unterstützung, die sie als passend und wirksam erlebt. Dieser Wendepunkt betrifft jedoch nicht nur Andreas Befindlichkeit, sondern auch ihre Zukunftsperspektive: Die dort behandelnde Psychoanalytikerin habe sie dermaßen beeindruckt, dass sie nun den Entschluss fasst, selbst Psychotherapeutin zu werden.

Mit dieser Entscheidung wandelt sich auch die Darstellung von Handlungsfähigkeit in der Erzählung. Zwar beschreibt sich Andrea auch in ihrer Kindheit und Jugend als sehr selbstständig, doch erscheint diese Unabhängigkeit nicht als positive Handlungsfähigkeit, sondern eher als belastende Notwendigkeit bzw. als Verhalten, welches sie auf ihre Umwelt und Psychodynamik zurück führt. Diese zwingende bzw. erzwungene Selbstfürsorge führt Andrea dann in einer protokollarisch dargestellten Abfolge von Ereignissen über die verschiedenen biographischen - und psychiatrischen - Stationen zum erwähnten Wendepunkt. Ab diesem schildert Andrea zwar immer noch viele Hindernisse, doch erzählt sie nun zunehmend von sich selbst als aktiver Person mit bestimmten Zielen im Leben und außerdem sehr klaren Werten und Vorstellungen. Insgesamt werden die Erzählungen in diesem Abschnitt detaillierter und lebendiger, was wohl nicht nur mit größerer Handlungsmacht, sondern auch mit der größeren Nähe zu Andreas Gegenwart (bzw. zur Andrea der Gegenwart) zu tun hat.

Auf den ersten Blick scheinen die Darstellungen dieses dritten und letzten großen Abschnitts nun alle auf das Ziel hinaus zu laufen, Stück für Stück aus den alten Lebensumständen heraus zu kommen und Psychotherapeutin zu werden. Allerdings werden dabei gerade nicht nur

Fortschritte, sondern vor allem auch weiter bestehende Hindernisse und Rückschläge dargestellt, die jedoch alle nacheinander bewältigt werden. In diesem Kontext verlässt Andrea außerdem die chronologische Darstellung und kommt auf ihre Jugendzeit zurück: Nachdem sie zunächst von ihrem Entschluss berichtet, ihr Abitur nachzuholen und dies auch über Umwege und Hindernisse schafft (13), kommt sie auf ihre damalige Wohnsituation zu sprechen (14). Nach dem Aufenthalt in der psychoanalytischen Klinik sei sie wieder zu ihrem damaligen Freund gezogen. Dieser sei allerdings - wie auch sonst viele ihrer damaligen Freunde (es ist nicht ganz klar ob ausschließlich Beziehungspartner gemeint sind) - gewalttätig und drogensüchtig gewesen. Nachdem sie auf ihrer damaligen Arbeit mit einem 'blauen Auge' erscheint, wird ihr dort geholfen, in ein Frauenhaus zu gehen. Von dort habe sie sich dann die erste eigene Wohnung gesucht.

Von diesem Punkt aus geht Andrea ein Stück zurück: Schon mit fünfzehn sei sie das erste mal von zuhause ausgezogen und habe eine Zeit lang bei ihrem damaligen Freund und dessen Eltern gewohnt. Generell habe sie es in ihrer Pubertät nie lange daheim ausgehalten, sei zunächst oft bei Freundinnen gewesen und habe dann immer wieder bei wechselnden Partnern gelebt. Der Aufenthalt in der psychoanalytischen Klinik stellt also auch insofern einen Wendepunkt dar, als dass Andrea sich danach ihre erste eigene Wohnung sucht und sich so von ihrem belastenden Elternhaus distanziert.

Dies wird noch dadurch unterstrichen, dass Andrea ausgehend von dem Thema der Gewalt in Partnerschaften im nächsten Abschnitt auf Gewalterfahrungen im Elternhaus zu sprechen kommt: Seit sie dreizehn oder vierzehn alt war, sei es vorgekommen, dass ihr stark alkoholisierte Stiefvater sie geschlagen habe (15). Hilfegesuche bei Polizei und Jugendamt seien wiederum ohne Folgen geblieben. Nach diesem kurzen Einschub geht Andrea wieder chronologisch vor und beginnt von ihren Jobs zu erzählen, von denen sie meistens mehrere parallel hatte (16). Während dieser Zeit, in der sie das Abitur nachholte, sei es dann im Kontext einer Trennung auch noch einmal zu einem Klinikaufenthalt gekommen, da sie beim letzten Mal den Fehler gemacht habe, sich im Anschluss keine ambulante Therapie zu suchen (17).

Mit der Notwendigkeit neben der Schule zu arbeiten, der Wohnsituation und dem neuerlichen Klinikaufenthalt, beschreibt Andrea Hindernisse auf ihrem Weg zur Ausbildung, die sie jedoch alle aktiv lösen kann und die sie auch weiter bringen. Sich nach der Psychiatrie keine ambulante therapeutische Hilfe zu holen, beschreibt sie zum Beispiel als Fehler, den sie nicht noch einmal begeht. Seitdem sei sie auch durchgängig in Therapie. Diese effektive Unterstützung und die gleichzeitige Emanzipation vom Elternhaus mündet in der Dramaturgie der Erzählung in zunehmender Handlungsfähigkeit Andreas. Ihre schon zu Beginn der Erzählung beschriebene große Eigenständigkeit kann sie nun durch die langfristige therapeutische Zuwendung für sich nutzbar machen.

Dadurch gelingt ihr dann auch der Abschluss des Abiturs mit sehr guten Noten (18). Dieser Darstellungszusammenhang und die Bedeutung für Andrea zeigt sich auch dadurch, dass Andrea parallel zu ihrem Ausbildungsweg davon erzählt, welche Therapeut*innen-Wechsel sie in der jeweiligen Zeit gemacht habe. Mit dem gelungenen Abschluss schneidet Andrea außerdem auch ein neues Themenfeld an, welches ihr sehr wichtig zu sein scheint: Sehr gute Leistungen und Erfolge in der Schule und an der Universität, sowie soziales und ehrenamtliches Engagement. Zum einen scheint es ihr wichtig, dass ihre Leistung und ihr Wert diesbezüglich anerkannt werden und so weist sie mehrmals indirekt darauf hin, ihren Bachelor an einer Eliteuniversität gemacht zu haben. Zu dieser Darstellungsweise drängen sich natürlich gleich mehrere Hypothesen auf, die auf Andreas Selbstwert bzw. ihre Entwertung in der Familie als „dumm“ und ähnliches abzielen, aber auch auf ihren Willen, sich von dem „asozial“ empfundenen Herkunfts米尔ieu zu distanzieren. Die genaue Betrachtung diesbezüglich wird im nächsten Kapitel in der Feinanalyse erfolgen. Zum anderen wird die Verzögerung ihres Studiums, von Andrea sehr negativ als Rückschlag bewertet und sie kommt öfters darauf zurück.

Der Hintergrund für dieser Verzögerung des Studienabschlusses um ein Jahr ist eine starke Schuppenflechte, wegen der sich Andrea in eine Hautklinik begeben muss. Dort wird ihr dann auch eine chronische Arthritis diagnostiziert und sie muss immunsupprimierende Medikamente nehmen, die sie zunächst nicht gut verträgt (19). Im nächsten Abschnitt (20) geht sie dann auf einen weiteren Hindernis auf ihrem Ausbildungsweg ein: Ein Stipendium, das ihr aufgrund ihrer Leistungen eigentlich zugekommen wäre, wird ihr vom Schulleiter verweigert. Schließlich kann sie sich jedoch (auch für die folgende Studienzeit) selbst ein anderes Stipendium organisieren, was sie als wichtige Entlastung beschreibt. Das Muster von verweigerter Unterstützung und eigenmächtiger Bewältigung scheint sich in der Erzählung hier fortzusetzen. Allerdings beschreibt Andrea es so, dass ihr das Stipendium schließlich „durch Zufall“ auf einer Stipendien-Messe zugekommen sei – obwohl natürlich anzunehmen ist, dass sie keineswegs zufällig auf dieser Veranstaltung war.

Nachdem Andrea auf diese Art und Weise eine Beschreibung geliefert hat, wie sie sich aus ihrer schwierigen Situation Stück für Stück heraus gekämpft hat, leitet sie nun das Ende ihrer Geschichte ein, indem sie ihre Entwicklung resümiert und ihre aktuelle Situation beschreibt. Dabei legt sie den Fokus zunächst auf ihre partnerschaftlichen Beziehungen, die über die Jahre immer stabiler, liebevoller und unproblematischer geworden seien. Dies würde auch ihre Freundschaften betreffen, da sie früher oft mit „sehr schwierigen Personen“ befreundet gewesen wäre (21).

Anschließend geht sie noch einmal auf ihren Bachelorabschluss ein, der aufgrund ihrer körperlichen Erkrankung, sowie wegen paralleler beruflicher und ehrenamtlicher Tätigkeiten nur gut und nicht sehr gut geworden wäre, was unter anderem ein Grund dafür war, dass sie nun zum

Studium nach Österreich gezogen sei, da man ohne sehr guten Bachelorabschluss in Deutschland keinen Masterstudienplatz bekommt (22). Diesen Rückschlag relativiert Andrea anschließend, indem sie auf ihre Intention, Psychoanalytikerin zu werden, und indirekt auf den historischen Bezug Österreichs zur Psychoanalyse hinweist. Außerdem wäre sie mit dem Studium und auch privat recht glücklich, einerseits da sie nun endlich genug Kapazitäten und finanzielle Absicherung habe, um ihr Leben „so ein bisschen zu genießen“ (23) und andererseits:

A: weil ähm ich dann vor zwei Jahrn ähm mich (.) endgültig dazu durchgerungen habe den Kontakt zu meinen Eltern abzubrechen? // Mhm // ä:hm (.) genau. (.) Weil ich äh °einfach° gemerkt habe dass da einfach nich wirklich irgendwas für mich ahm zu holen is, sondern immer wieder; ganz starke Entwertung kam und ich hab das Gefühl hatte je erfolgreicher ich bin desto mehr Neid is dort, und dest- also bei meinen Eltern und desto desto größer muss die Entwertung dann auch sein;

In Anschluss gibt Andrea noch eine Belegerzählung für diese Argumentation: Als sie mit ihrem Ex-Freund zusammen kam, sei sie sehr glücklich gewesen. Als sie jedoch ihren Eltern schließlich davon erzählt, meinen diese nur, der würde „schon merken“, wie sie wirklich ist, und dann würden sie sich wieder trennen. Diese Art der Kommunikation der Eltern bewertet Andrea als typisch. Seit dem Kontaktabbrech gehe es ihr „eigentlich tatsächlich besser“. Mit dieser Pointe schließt Andrea ihre Erzählung und es scheint vorerst alles gesagt zu sein.

Diese letzten resümierenden Abschnitte sind interessant, da hier ein direkter Bezug zum Thema 'posttraumatisches Wachstum' eröffnet wird, indem Andrea beschreibt, inwiefern und warum ihr Leben nun glücklicher und besser sei. Als ich sie in Anschluss an die Erzählcoda frage, ob ihr noch etwas einfallen würde oder ob sie noch etwas zu ergänzen habe, meint sie, dass sie gerne noch generell erklären würde, was „das Ganze“ mit ihr gemacht habe. In Folge geht sie noch einmal direkt auf ihre Eigentheorien ein, nachdem sie sich mit solchen in der eigentlichen Erzählung eher zurück gehalten hat. Diese Eigentheorien werden in der Feinanalyse noch genauer analysiert.

Haupterzähllinie, Darstellungsinteresse und Verlaufskurve. Zusammenfassend kann man Andreas Erzählung in drei größere Abschnitte bzw. 'Akte' untergliedern: Zunächst die Exposition der traumatischen Kindheit und der schwierigen Familienverhältnisse, wodurch dem 'Publikum' zunächst der Hintergrund und Kontext für die folgenden Erzählungen aufgezeigt wird. Vor allem die Mutter wird als die Ursache für die belastete Kindheit dargestellt, während der Stiefvater zunächst eine (relative) Verbesserung herbeiführen kann.

Mit dem Umzug beginnt dann der zweite Akt von Andreas Lebenserzählung, in dem dargestellt wird, wie sich die äußeren Umstände und damit auch Andreas inneres Befinden zunehmend verschlechtern. Der Vater scheint an der Mutter zu 'scheitern' und wird nun selbst

alkoholabhängig und gewalttätig. Stück für Stück spitzt sich die Situation immer weiter zu, bis Andrea sich selbst wegen Suizidalität in die Erwachsenen-Psychiatrie einweist, was sie ebenfalls als sehr einschneidend darstellt. Nachdem im ersten Akt die Vernachlässigung Andreas in der Familie aufgezeigt wurde, wird hier zunehmend auch in anderen Kontexten ihre Hilflosigkeit und das Versagen der Institutionen Schule, Polizei und Psychiatrie thematisiert.

Der dritte 'Akt' beginnt dann mit einem weiteren – diesmal jedoch positiven – Wendepunkt. Ausgehend von diesem wird dann der beschwerliche Weg beschrieben, „sich aus sonem Leben irgendwie heraus zu kämpfen“. Dabei spielt das bereits zuvor etablierte Thema der mangelnden Unterstützung weiterhin eine Rolle, andererseits thematisiert Andrea aber auch die neu gewonnene Unterstützung, die ihr die Bewältigung diverser Hindernisse ermöglicht. Dabei ist es ihr allerdings auch wichtig, ihre eigenen Leistungen und Qualitäten zu würdigen und insbesondere ihre schulischen und studentischen Leistungen streicht sie heraus. Im Gegensatz zu den ersten Abschnitten wird von Andrea außerdem ihre Resilienz gegenüber weiter bestehenden Krisen und Hindernissen dargestellt, welche sie aktiv bewältigt und die sie nicht von ihrem Kurs abbringen können. Der 'Fortschritt' in dieser Erzählung wird neben der faktischen Unterstützung durch die Psychoanalyse vor allem durch den neuen Lebenssinn getragen, den Andrea nun darin gefunden hat, selbst Psychoanalytikerin zu werden und anderen Menschen mit ähnlichen Schicksalen zu helfen.

Ihr Darstellungsinteresse diesbezüglich wird in der Erzählung selbst zunächst nur indirekt greifbar und sie scheint ihre Lebensgeschichte für sich sprechen zu lassen und erst in Anschluss geht sie direkt auf ihre Eigentheorien und Motivationen für das Interview ein. Obwohl es so scheint, dass es ihre Darstellung darauf abzielt, das Positive ihrer Geschichte heraus zu arbeiten, wird auch immer wieder die Belastung deutlich und die Segmentierung wurde durch tiefe Seufzer erleichtert, die meistens den Wechsel von einer Episode zur nächsten markierten.

Die Verlaufskurve der Lebensgeschichte bzw. das Modell der Erfahrung von Lebenszeit, in dem sich die Geschichte entfaltet, entspricht zunächst einer Abwärtsspirale, die Andreas Traumaprozess und dessen Folgen vermitteln, gefolgt von einer Aufwärtsspirale, welche ihren Wachstums- und Ermächtigungsprozess abbildet. Entgegen dieser eher linearen Erzählline fällt auf, dass Andrea bestimmte belastende Erfahrungen bzw. Erinnerungen, wie die Gewalt in der Familie und in Partnerschaften erst im Rahmen der Wachstumserzählung und nicht bei der Beschreibung der Abwärtsspirale aufgreift. Was außerdem in ihrer Darstellung 'fehlt', ist eine Beschreibung der familiären Hintergründe, die die Situation der Mutter und den Suizid ihres leiblichen Vaters kontextualisieren würden. Diese werden zu Beginn einfach als drogenabhängig und vernachlässigend eingeführt. Diese Darstellungsweise kann natürlich auch darauf zurück zu führen sein, dass Andrea hierzu selbst keine vollständigen Informationen hat.

5.4. Feinanalyse

Dieser umfangreichste Teil der Auswertung beschäftigt sich detailliert mit Andreas Positionierungen und Artikulationsprozessen, sowohl in der Vergangenheit der Erzählung, als auch aus der Gegenwart des Erzählens heraus. Dem methodischen Rahmen entsprechend wurde dabei zudem auf relevante Diskurse, Praktiken und Institutionen geachtet, die diese Positionierungen (bzw.: Subjektivierungen) anleiten, sowie auf intersektionale Diskriminierung und die Ausstattung mit Ressourcen bzw. Kapitalsorten. Ein besonderes Augenmerk wurde auf die mit dem symbolischem Kapital verbundene soziale Daseinsberechtigung und Anerkennung gelegt (vgl. Kapitel 4.5.2), von der vermutet wurde, dass sie eine hohe Relevanz für die Darstellung des posttraumatischen Wachstums haben könnte.

Die Frage nach der sozialen Darstellung des posttraumatischen Wachstums erfordert dabei unweigerlich auch die Betrachtung des Traumas und dessen Darstellungen. Es ist nämlich anzunehmen, dass das ermächtigte Selbst in Abgrenzung zum traumatisierten Selbst entsteht und diesbezügliche Darstellungen aufeinander aufbauen. Entsprechend der im letzten Kapitel erarbeiteten Struktur wurde daher zuerst die Exposition der familiären und sozialen Herkunft als Erklärung des Traumas dem Interviewer gegenüber betrachtet. Das zweite Kapitel der Feinanalyse entspricht ebenfalls dem 'zweiten Akt' der strukturellen Analyse und befasst sich vor Allem mit der gescheiterten Artikulation in der Vergangenheit der Erzählung. Das dritte Kapitel befasst sich explizit mit der gelungenen Artikulation als Wendepunkt zwischen dem zweiten und dritten Akt. Das vierte Kapitel befasst sich dann primär mit dem Prozess der Ermächtigung in der Vergangenheit der Erzählung, während sich das fünfte Kapitel schließlich mit der Darstellung des ermächtigten Selbst beschäftigt, wobei insbesondere argumentative Passagen aus dem Nachfrageteil interessant wurden. Um eine gute Nachvollziehbarkeit der aufeinander aufbauenden Darstellungen zu erreichen, erfolgt die Darstellung der Feinanalysen so weit es möglich und sinnvoll ist in der Reihenfolge des Auftretens im Interview.

5.4.1. Artikulation des Traumas: Familiengeschichte und soziale Herkunft

Das Interview beginnt mit meiner Aufforderung an Andrea, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Diese Aufforderung bekommt eine gewisse Widersprüchlichkeit, indem ich sage, dass sie dies ganz nach ihrem eigenen Ermessen, gleichzeitig aber auch mit dem Thema des posttraumatischen Wachstums im Hinterkopf tun könne. Außerdem ermuntere ich sie, gerne auch schon mit ihrer Geburt zu beginnen, was die Aufgabe natürlich nicht leichter macht. Nach kurzem Zögern diesbezüglich („ja (...) °wie start ich mit der Geburt°; Hm.“) startet Andrea, wie in der grobstrukturellen Analyse bereits dargestellt, mit einer 'Familiengeschichte':

A:

Ä:hm, (.) Ja. (.) I:ch oder vlt (.)

°start ich äh° (.) ((Schneller ab hier)) Also mein leiblicher Papa hat sich das Leben genommen als ich zwei war (.) Ä:hm meine Eltern waren wohl beide heroinabhängig, und ähm er hat ähm den Entzug abgebrochen, und ähm ist halt nach Hause und ähm meine Mutter ähm erzählt halt dass; (.) ähm sie ihn halt rausgeschmissen hat, // Mhm // äh weil er den Entzug abgebrochen hat °und e:r ähm° ja und er ist dann eben gegangen und zwei Stunden später stand dann eben die Polizei vor der Tür dass er sich vorn Zug geschmissen hat (.) ähm, genau; und ich ähm ich hab nich so richtig reale Erinnerungen an meine frühe Kindheit ich weiß nur dass es immer sehr traurig war bei uns zuhause; dass meine Mum immer sehr traurig war // Mhm // u:nd ähm meine Mutter ist auch ganz ähm (.) also nicht sehr emotional sie hat mich nie irgendwie in den Arm genommen oder so ähm und eigentlich auch nicht wirklich sich mit mir beschäftigt, ich weiß dass sie dann äh sehr in Alkoholabhängigkeit gerutscht ist, und ähm und dann hat sie ein halbes Jahr später hat sie dann mein Stiefvater kennen gelernt, (.) und ähm; (1) **ja und er** hat ihr wohl gesagt wenn sie mit ihm zusammen sein möchte dann ähm (.) dann muss sie erstmal nen Entzug machen //°Mhm° // Ähm (.) genau. Und das hat sie dann auch gemacht ich weiß dass ich in der Zeit bei ner Pflegefamilie gewesen bin kann mich da aber auch nicht wirklich dran erinnern, weil da war ich dann drei, (1)

Der Einstieg erfolgt sehr direkt und schnell mit dem Suizid des Vaters und der Heroinabhängigkeit der Eltern. Als Grund für diese Darstellungsweise wurde bereits die diskursive Tabuisierung dieser Themen und die Abweichung von der *Normalbiographie*, sowie die eigene Belastung durch diese Inhalte diskutiert. Eine weiter zurückreichende narrative Kontextualisierung der prekären Verhältnisse bleibt zudem aus und wird zusammen mit der Sucht der Eltern einfach als gegeben dargestellt. Diesbezüglich ist noch zu ergänzen, dass es sich bei allen Darstellungen dieses Abschnitts um Erzählung 'aus zweiter Hand' handelt, da Andrea selbst natürlich keine Erinnerungen aus dieser Zeit hat.

Obwohl daher keine direkten Selbstpositionierungen Andreas vorliegen, ist trotzdem anzunehmen, dass die erzählte Geschichte eine hohe Relevanz für Andreas Identität hat. Dass die Informationslage für Andrea selbst keineswegs umfassend ist, kann man an der Formulierung, dass ihre Eltern „wohl“ heroinabhängig waren, erahnen. Ihre Mutter „erzählt halt“, dass sie den Vater rausgeschmissen hat. Auch hier wird deutlich, dass Andrea nur die Version ihrer Mutter kennt und dieser vielleicht auch nur bedingt vertraut. Die weitere Familiengeschichte und die Umstände in Andreas früher Kindheit scheinen also auch für Andrea selbst mehr oder weniger im Dunkeln zu liegen.

Kurz darauf geht Andrea auch selbst darauf ein, dass sie „nich so richtig reale Erinnerungen“ an ihre Kindheit habe und nur ein abstraktes Gefühl der Traurigkeit, vor allem in Bezug auf die Mutter, im Gedächtnis habe. Diese Darstellung zielt womöglich bereits auf die Beschreibung von traumatischen Inhalten ab, die ja explizit auch als Themen des Interviews besprochen wurden. Diesbezüglich ist auch zu bedenken, dass Andrea lange Zeit biographische Arbeit im Rahmen ihrer Psychoanalyse geleistet hat, wodurch dieser Abschnitt (ebenso wie viele weitere Erzählungen) bereits stark vorstrukturiert sein könnte. Denkbar ist auch, dass Andrea sich unsicher ist, wie viel Erinnerung an die frühe Kindheit und wie viel Wissen um die eigene Familiengeschichte 'normal' ist und deshalb nochmal extra darauf hinweist, dass sie keine

Erinnerung an ihre frühe Kindheit hat. Die schwierige Erzählbarkeit und Artikulation von 'traumatischen' Inhalten kann gleichzeitig mit der persönlichen Belastung diesbezüglich und einer diskursiven Tabuisierung dieser Inhalte zusammenhängen. Darüber hinaus stellt sich an dieser Stelle jedoch auch die generelle Unklarheit und mangelnde Zugänglichkeit des Geschehenen als weiterer Faktor heraus, der durch komplexe Traumatisierung nicht nur bedingt wird, sondern auch den (langfristigen) Traumaprozess beeinflussen kann.

Dies könnte man auch in Anschluss an die theoretischen Überlegungen interpretieren, nach denen Erzähler*innen, die ihre (traumatischen) Erfahrungen artikulieren wollen⁴¹, gleichzeitig eine anerkennbare Subjektposition einnehmen müssen, was per se nicht immer ganz kompatibel sein kann. Eine Anerkennung des Traumas zu erfahren, ist für Andrea wohl einfach, indem sie die Fakten des Suizids und der Heroinabhängigkeit für *sich* sprechen lässt, da diese Dinge allgemein als höchst belastend und potentiell traumatisierend anerkannt sind. Die intersektionale Diskriminierungskategorie 'Klasse' kann eine Sprechposition bzw. Identität diesbezüglich bieten. Das ganz persönliche Trauma zu artikulieren, könnte hingegen schwieriger sein, auch aufgrund der unklaren Erinnerung, der Vielschichtigkeit und hohen Komplexität.

Als einen Hinweis auf dieses 'individuelle' Trauma könnte man die darauf folgende Schilderung Andreas sehen, dass ihre Mutter „nicht sehr emotional“ sei, sie nie in den Arm genommen habe und sich auch nicht wirklich mit ihr beschäftigt habe. Dadurch geschieht eine weitere retrospektive Positionierung der Mutter, aber auch indirekt eine Eigenpositionierung, indem die persönliche Belastung aufgezeigt wird. Die Selbstpositionierung bzw. Artikulation als Traumatisierte läuft in diesem Moment also indirekt über die Beschreibung der Eltern und geht mit der Positionierung in einem entsprechenden sozialen Milieu einher, auch gegenüber dem Interviewer, der als Student von Andrea wohl eher einem akademischen Milieu zugeordnet wird.

Dabei zeigt sich wiederum das Spannungsverhältnis der Artikulation von individuellen mit kollektiven Narrativen: Wie bereits erwähnt, kann Andreas soziale Herkunft die Artikulation ihres Traumas fördern, gleichzeitig aber auch individuelle Aspekte verdecken. Andersherum würde eine Vernachlässigung dieser Komponente wiederum zu einer Individualisierung und Psychologisierung von Andreas Erfahrung führen und die sozialen und gesellschaftlichen Aspekte ihres Traumaprozesses verdecken. Dass in der 'Realität' natürlich beide Komponenten miteinander verbunden sind, ist klar. Über die Art dieser Verbindung macht Andrea selbst an dieser Stelle allerdings noch keine Aussagen. Auch aus intersektionaler Perspektive bleibt ihre Eigen- und Fremdpositionierung bezüglich der Kategorie 'Klasse' zunächst unklar.

⁴¹ Natürlich ist es durchaus zu hinterfragen ob Menschen traumatische Inhalte stets artikulieren *wollen*. Im Sinne der im theoretischen Teil behandelten Geständnistechnologie kann man sich auch fragen, inwiefern Subjekte nicht permanent dazu angehalten werden, ihre Traumata zu erzählen (zum Beispiel im Rahmen des Interviews) und auf diese Art auch unter Druck gesetzt werden, insbesondere wenn dies nicht gelingt. Bei Andrea leite ich diesen Willen jedoch aus der Teilnahme am Interview ab und der erklärten Motivation für diese.

Die soziale Klasse wird von Andrea zunächst an die Mutter geknüpft. Diese sei dann „sehr in Alkoholabhängigkeit gerutscht“, bis der Stiefvater einen Entzug als Bedingung stellt „wenn sie mit ihm zusammen sein möchte“. Er wird damit in Abgrenzung zu ihr einer bessergestellten 'Klasse' zugeordnet und ist generell in der Position, Bedingungen zu stellen, während der Mutter wohl eher wenige Optionen bleiben, was von Andrea aber nicht thematisiert wird. Während des Entzugs sei sie dann in einer Pflegefamilie gewesen, doch auch daran habe sie altersbedingt keine wirklichen Erinnerungen.

Positionierung der Eltern: Überforderte Mutter, Vater als 'gestandener Mann'. Andrea fährt anschließend mit der Erzählung der Familiengeschichte fort, wobei die Familienmitglieder im Familiensystem, aber auch im gesellschaftlichen System weiter positioniert werden:

A: Ähm (1) Genau; ähm ich hab nen älteren Bruder der is sechs Jahre älter, ein Halbbruder, ähm der war in der Zeit; (.) ä:hm in ner Kinder- und Jugendpsychiatrie fast zwei Jahre weil meine Mutter eben dann mit zwei Kindern °überfordert war° (1) u:nd (1) ja. (Er) war immer sehr schwierig mittlerweil- also ja heutzutage weiß man dass er ADHS hat, //Mhm// früher war das einfach so er is schwer erziehbar, // Mhm // °genau° ((seufzend)). Ä:hm (.) und der sollte eigentlich dann in ne Pflegefamilie kommen, und mein Stiefvater hat dann aber alles dran gesetzt dass er zurück zu uns in die Familie kommt; (.) ähm genau. Wir haben in ner Sozialwohnung gewohnt, meine Mutter hatte damals weder Job noch (.) ähm noch Führerschein weil sie den verloren hatte; (.) u:nd mein Stiefvater war eigentlich schon ehrer ein sehr (1) so gesetzleter Mann also ziemlich gestanden also der hatte nen Job der hatte ehm genau ne Leitungsposition im Einzelhandel gehabt (.) und der hat dann meiner Mutter eben (.) n Job gegeben und ähm (.) hat ihr dann; hat ähm, ja ihr die MPU bezahlt; dass sie den Führerschein wieder hat, (.) ähm und die ersten Jahre waren dann e:rst mal; ziemlich schön weil überhaupt jemand da war; also mein Stiefvater dann eben; der mit uns Kindern irgendwas gemacht hat, weil meine Mutter das nach wie vor nicht getan hat; und wir haben dann Ausflüge gemacht wir sind in Urlaub gefahren (.) er hat uns auch in A:rm genommen; und ähm genau das war alles ziemlich schön (.)

Während Andrea selbst für die Dauer des Entzugs in einer Pflegefamilie untergebracht wird, verbringt ihr Bruder in dieser Zeit „fast zwei Jahre“ in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie, was sie mit der Überforderung der Mutter begründet. Nochmals macht Andrea die prekäre Lage deutlich und auch ein erster Vorwurf gegenüber der Mutter wird hier spürbar. Allerdings wird dies anschließend dadurch relativiert, dass der Bruder als 'tatsächlich' sehr schwierig positioniert wird. Nebenbei erklärt und naturalisiert Andrea diese Tatsache, durch die Aussage „heutzutage weiß man dass er ADHS hat“ und stellt dem entgegen: „früher war das einfach so er is schwer erziehbar“. Dadurch zeichnet sie gewissermaßen das Bild einer unaufgeklärten Vorzeit, in der der gesellschaftliche Diskurs den Bruder falsch positionierte und die psychiatrischen Institutionen keine angemessene Hilfe leisten konnten. Sie selbst positioniert sich damit auf Seiten eines aufgeklärten, fortschrittlichen Diskurses über psychische Störungen und macht ihre retrospektive psychologische Expertise deutlich.

Daran anknüpfend werden die Eltern in Relation zueinander gesetzt. Der „Stiefvater hat dann aber alles dran gesetzt dass er zurück zu uns in die Familie kommt“, was impliziert, dass ihre

leibliche Mutter diese Ambitionen nicht unbedingt zeigte. Sie wird in Folge als passiv bzw. handlungsunfähig beschrieben, da sie „weder Job [...] noch Führerschein“ hatte, „weil sie den verloren hatte“, wohl im Kontext ihres Alkoholmissbrauchs, wodurch ihr zumindest teilweise auch die Schuld für diese Unfähigkeit zugeschrieben wird. Zudem betont Andrea, dass die Familie zu diesem Zeitpunkt in einer „Sozialwohnung“ lebte, was nochmals den Eindruck des Prekariats verstärkt.

Der Stiefvater sei – im Gegensatz zur Mutter – ein sehr „gesetzelter Mann“ gewesen und „ziemlich gestanden“, gemessen an einen festen Job bzw. einer Leitungsposition im Einzelhandel. Nachdem er zuvor bereits dafür sorgte, dass der Bruder zurück in die Familie kommt, tritt er weiterhin als Retter der Familie auf, indem er der Mutter eine Arbeit gibt und ihr durch finanzielle Unterstützung auch wieder zum Führerschein verhilft. Er erscheint dadurch im Gegensatz zur Mutter als handlungsmächtig, bemüht und symbolisiert Stabilität und Normalität. Andrea bewertet diesen Wandel und damit auch die damalige Beziehung zum Stiefvater aus ihrer damaligen kindlichen Perspektive als „ziemlich schön weil überhaupt jemand da war“ und „mit uns Kindern irgendwas gemacht hat“. Damit wird auch nochmals spürbar, dass die Vernachlässigung durch die Mutter von Andrea als Kerntrauma gewertet wird, auch da ihre „Mutter das nach wie vor nicht getan hat“, obwohl sich die Lebensumstände für die Familie anscheinend verbesserten. Auch die körperliche Dimension dieser Traumatisierung (vgl. Kapitel 2) wird klar, indem Andrea erklärt, der Stiefvater habe die Kinder „auch in den A:rm genommen; und ähm genau das war ziemlich schön“. Zudem habe es dann als Familie - wohl ebenfalls durch den Stiefvater initiiert - Ausflüge und Urlaube gegeben, was für Andrea nicht nur die neu gewonnene Zuwendung, sondern anscheinend auch die erste Erfahrung einer normalen Kindheit symbolisiert, da solche Familienurlaube in westlichen Industriestaaten zur selbstverständlichen Normalität von Kindern gehören.

Selbstpositionierung: Auffälliges, aber selbstständiges Kind. Bevor Andrea die Geschichte fortführt, relativiert sie die Darstellung einer zwischenzeitlich schönen Kindheit:

A:

und ehm als ich dann zehn war ähm

°ist me:in°; **also**; aber dennoch war ich immer ein sehr (.) mhm (.) wie soll ich sagen; (.) schon auffälliges Kind schon auch aggressives Kind, ähm sehr herrisch sehr dominant (.) ähm es musste irgendwie immer nach meinem Kopf gehen; und auch so= (.) morgens in den Kindergarten gehen war schwierig; abends nach hause gehen war schwierig; @(.)@ genau. (.) U:nd äh ich war trotz allem aber auch sehr selbstständig meine Eltern // Mhm // warn dann eben den ganzen Tag arbeiten. (.) Ich hab dann eben mein Essen selbst gemacht und; (.) bin allein schon in den Kindergarten gegangen; // Mhm // Genau. (1)

Als Relativierung wird diese Passage durch die Nutzung des Pronomens „dennoch“ erkennbar; plötzlich lauter werdend („**also**“) beeilt sich Andrea, darzulegen, dass sie trotz der

verbesserten Lebensumstände immer schon (bzw. immer noch) ein sehr „auffälliges [...] auch aggressives Kind“, sowie „sehr herrisch sehr dominant“ gewesen wäre. Weiterhin beschreibt sie ihre Rolle als 'psychisch' bzw. sozial auffälliges Kind mit: „morgens in den Kindergarten gehen war schwierig; abends nach hause gehen war schwierig“, womit sie allgemein, aber auch in psychologischen Diskursen anerkannte, 'typische' Verhaltensauffälligkeiten von Kindern aufgreift. Relativiert wird also einerseits die schöne Kindheit, andererseits aber auch die 'normale' Kindheit, beziehungsweise genauer gesagt die eigene Normalität. Interessanterweise geschieht diese Relativierung im Anschluss an die ausführliche Positionierung der Eltern nun also durch eine entschiedene Selbstpositionierung.

Dies könnte man dadurch erklären, dass auf diese Art eine Entschuldung der Eltern möglich wird. Aus meiner bisherigen Erfahrung mit biographischen Interviews ist dies eine gängige narrative Figur: Nachdem die Eltern bei der Schilderung der Familiengeschichte als belastend, inkompetent und sogar traumatisierend beschrieben werden, erfolgt unmittelbar danach eine Relativierung über die eigene Person als anstrengendes, störendes oder sogar gestörtes Kind. Dieses Handlungsmuster könnte man damit erklären, dass die Verurteilung der Eltern zu bedrohlich und mit Schuldgefühlen behaftet ist, weshalb das Kind die Schuld auf sich selbst nimmt, was sich dann auch in der Gegenwart des Erzählens äußert. Es handelt sich also mutmaßlich sowohl um eine verinnerlichte, als auch um eine retrospektive Bewertung.

Andrea will jedoch auch die Aussage, dass sie ein auffälliges Kind gewesen sei, nicht einfach so stehen lassen und versucht, ihre Position noch weiter zu spezifizieren. Denn sie wäre „trotz allem auch sehr selbstständig gewesen“. Da ihre Eltern „den ganzen Tag arbeiten“ waren, habe sie sich ihr „Essen selbst gemacht“ und sei auch „allein schon in den Kindergarten gegangen“. Die Selbstständigkeit wird hier gewissermaßen als Gegensatz zur Auffälligkeit gesetzt, wobei es natürlich paradox bleibt, dass 'Probleme morgens in den Kindergarten zu gehen' einerseits als Beispiel für die Auffälligkeit genutzt wird und andererseits 'alleine morgens in den Kindergarten gehen' als Beispiel für die Selbstständigkeit. Andrea will damit vermutlich artikulieren, dass sie aufgrund der Vernachlässigung einerseits nach wie vor belastet war und andererseits als Folge dieser Vernachlässigung auch früh selbstständig wurde. Dies stellt natürlich nur scheinbar einen Gegensatz dar und lässt sich theoretisch gut verbinden, wie Andrea auch in ihrer Therapie wohl bereits rekonstruiert hat, durch die diese Passage vorstrukturiert erscheint.

Trotzdem bedient sie sich einer Struktur der Gegensätzlichkeit, was eventuell auch auf eine internalisierte Bewertung durch die Eltern zurück zu führen sein könnte. Das selbstständige Kind wird positiv gesehen und anerkannt, während das auffällige Kind von den überforderten Eltern als störend empfunden wird. Aus Andreas Perspektive kann die eine Verhaltensweise dann als unterwürfig bzw. kooperierend und die andere als widerständig funktionieren. Die gegensätzliche

Struktur zeigt sich auch in den verschiedenen Selbst- und Fremdpositionierungen: Während die Mutter als überfordert, abwesend und passiv dargestellt wird, positioniert sich Andrea selbst als dominant, herrisch und aggressiv.

Der Umzug: Verlust sozialer Ressourcen und Erhöhung traumatischer Belastungen.

Nach diesem relativierenden Einschub kommt Andrea auf die Familiengeschichte zurück und berichtet vom Umzug der Familie ins Haus der verstorbenen Großeltern.

A: U:nd (.) als ich zehn war sind wir dann eben umgezogen weil ähm der Vater von meinem Stiefvater verstorben ist, und wir in das Haus gezogen sind von denen, (.) also; von meiner Oma dann eben; (.) ähm genau. Und ä:h da: das war irgendwie ganz einschneidend für mich weil; (.) ichs grad geschafft hatte so in der vierten Klasse da so Freundeskreis aufgebaut zu haben; // Mhm // Äh:m (1) ja. Und das war dann irgendwie ziemlich (.) arg dass wir umgezogen sind (.) äh vor allen Ding' weil ich bin auch ä:hm in der Grundschule nach der Grundschule bin ich in Kinderhort gegangen, und es hat mi- ich war halt sehr (.) oft bei den Horterzieherinnen, äh weil mir das einfach geholfen hat (.) irgendwie auch so: erwachsene Ansprechpartnerin °zu haben° // Mhm // Genau((seufzend)).

Dieser Umzug sei „ganz einschneidend“ für sie gewesen, was sie mit dem Verlust wichtiger Freundschaften und Bezugspersonen begründet. Während die Eltern ökonomisches und symbolisches Kapital gewinnen, indem sie die Sozialwohnung hinter sich lassen, verliert Andrea ihr soziales Kapital, welches sie gerade erst erlangt hatte und ihr nach der turbulenten frühen Kindheit endlich ein wenig Stabilität geboten hatte. In der darauf folgenden Schilderung wird außerdem klar, dass die Verluste, die für Andrea mit dem Umzug einhergehen, nicht nur auf die Schule und das geänderte Umfeld beschränkt sind:

A: U:nd (.) da:nn ähm sind wir umgezogen, und dann; (.) wars für mich; also dann bin ich immer (.) ähm (1) aggressiver geworden, auch MitschülerInnen gegenüber, weil mein Stiefvater auch imme- also dann ham mein Stiefvater und meine Mutter angefangen immer mehr und mehr zu trinken, // Okay // (.) und ähm immer wenn mein Stiefva-, also eigentlich hat mein Stiefvater den ganzen Stress mit nach Hause gebracht und hat uns halt; also mein Bruder und ich konnten halt nie irgendwie was richtig machen // Mhm // wir ham immer irgendwie das Zimmer war nich aufgeräumt die Spülmaschine war nicht ausgeräumt und (1) ((seufz)) Ja:. Auch so ((seufz)) ähm immer wenn wir irgendwie ins Wohnzimmer komm- gekommen sind dann so ja: geh in dein Zimmer du nervst und so; also so; // Mhm // also so (.) sehr ähm überfordert waren meine Eltern dann eigentlich; // Mhm // Ähm (.) beziehungsweise mein Stiefvater mit meiner Mutter; ich weiß nicht ich hatte nicht wirklich irgendwelche Interaktionen mit ihr; ähm (.) weil sie einfach °nicht wirklich (.) verfügbar war so emotional°;

Zunächst beschreibt Andrea die Auswirkungen des Umzugs auf sie damit, dass sie „immer [...] aggressiver geworden“ sei, womit sie an ihre Selbstpositionierung aus dem vorletzten Abschnitt als auffälliges, da aggressives Kind anknüpft. Die bereits bestehende Belastung durch ihre primären Bezugspersonen kann nach dem Umzug nicht mehr durch andere positive Beziehungen ausgeglichen werden. Darüber hinaus verschlechtert sich die Situation zu Hause sogar noch: Sowohl die Mutter, als auch der Stiefvater beginnen „immer mehr und mehr zu

trinken“. Andrea könnte den Satz noch weiterführen „und immer wenn mein Stiefva-“, bricht diese Schilderung dann jedoch ab. Sie fährt fort, der Stiefvater hätte eigentlich „den ganzen Stress mit nach Hause gebracht und hat uns halt;“. Auch dieser Satz bleibt dann aber unvollendet. Was immer passierte, wenn ihr Stiefvater zu viel trank, wird sie dann erst in einem späteren Teil des Interviews erzählen.

So oder so wird in diesem Abschnitt der traumatische Gehalt der Familiensituation spürbar, auch über Andreas wiederholtes tiefes Seufzen. Die Artikulation bzw. Erklärung des Traumas scheint für Andrea einerseits wichtig, andererseits scheint dies teilweise auch mit dem 'positiven' Darstellungsinteresse des posttraumatischen Wachstums in Konflikt zu stehen. Zudem scheint sie in dieser frühen Phase des Interviews noch nicht bereit zu sein, alle Facetten des Traumas offen zu legen. Sie erklärt es zunächst so, dass sie und ihr Bruder „halt nie irgendwie was richtig machen“ konnten, was impliziert, dass sie verbal oft attackiert und gescholten und auf der anderen Seite wenig gelobt wurden. Das betrifft zum Beispiel Haushaltstätigkeiten, wie Zimmer aufräumen und Spülmaschine ausräumen. Während die Kinder dabei in den Augen des Stiefvaters anscheinend nicht genug Selbstständigkeit zeigen, sind sie im Wohnzimmer als Kinder mit Bedürfnissen nach Aufmerksamkeit und Zuwendung 'zu viel' und 'nerven', werden weggeschickt und ausgeschlossen. Die Rolle des Kindes wird Andrea verwehrt und entsprechende Äußerungen und Handlungen werden erstickt (*'silenced'*), während erwachsene Selbstständigkeit eingefordert wird.

Die Verschlechterung der familiären Situation äußert sich also nicht nur in einer verringerten Zuwendung, sondern auch in einer aggressiven Abweisung der Kinder durch den Stiefvater, der zuvor ja noch sehr positiv als 'Retter der Familie' dargestellt wurde. Andrea beschreibt dies zunächst so, dass dieser den (Arbeits-)Stress mit nach Hause genommen habe und argumentiert dann, dass die Eltern sehr überfordert gewesen seien und differenziert dann noch: „beziehungsweise mein Stiefvater mit meiner Mutter“. Mit der Mutter selbst habe sie nämlich „nicht wirklich irgendwelche Interaktionen“ gehabt. Die Mutter wird damit zwar von der negativen Interaktion und der Überforderung ausgenommen, doch scheint diese Abwesenheit für Andrea noch schlimmer zu sein, „weil sie einfach °nicht wirklich (.) verfügbar war so emotional“. Außerdem wird sie als die eigentliche Quelle der Überforderung des Stiefvaters heraus gestellt, wodurch dieser teilweise entschuldigt wird. Die Mutter erscheint in ihrer emotionalen Kälte für Andrea als ein 'schwarzes Loch', welches dann auch noch den Stiefvater verschlingt, der zwar den ökonomischen Aufstieg der Familie sichert, der psychischen und sozialen Situation jedoch nicht gewachsen ist und schließlich der Mutter in die Alkoholabhängigkeit folgt. Die Art der Interaktion und Beziehung zwischen Stiefvater und Mutter bleibt in dieser Darstellung unklar, es wird lediglich der negative Einfluss der Mutter auf den Stiefvater heraus gestellt.

5.4.2. Gescheiterte Artikulation: Pathologisierung, Stigmatisierung, Institutionalisierung

Nach der Darstellung ihrer Kindheit inklusive der damit verbundenen traumatischen Belastungen und Umbrüche, geht Andrea zur Erzählung ihrer Jugendzeit über. Hier scheint es für sie nach wie vor wichtig zu sein, ihre (traumatischen) Erfahrungen aus der Gegenwart des Interviews heraus zu artikulieren. Gleichzeitig geht sie aber auch vermehrt auf ihre damaligen (gescheiterten) Versuche der Hilfesuche und Artikulation ein. Die weiter bestehende Belastung mischt sich in Andreas folgenden Schilderungen mit den Folgen dieser Belastung, aufrechterhalten durch die Ohnmacht und Unfähigkeit, Hilfe zu erlangen.

Weiterhin wandelt sich die Darstellung mit dem Scheitern der Artikulation auch vermehrt zu einer Krankheitsgeschichte. Dass Andrea ein Narrativ der psychischen Krankheit nutzt, wirkt zum Teil paradox, da dieses Scheitern, nämlich ihr Trauma als soziales Leid zu artikulieren, gleichzeitig mit ihrer Pathologisierung und Institutionalisierung einhergeht. Verständlich wird dies durch die Linse der Butler'schen Subjekttheorie, wonach Menschen sich auch mit diskriminierten oder unterdrückten Subjektpositionen identifizieren, um zumindest überhaupt eine soziale Existenz zu erlangen.

Ein weiterer Grund für die Nutzung des Krankheitsnarrativs ist neben dem damaligen Erlangen eines Subjektstatus auch die in der Gegenwart des Interviews angestrebte Anerkennung und diskursive Verständlichkeit. Speziell mit Blick auf Andreas übergreifendes Narrativ des posttraumatischen Wachstums erscheint die Darstellung dieses Lebensabschnitts retrospektiv auf einen Wendepunkt und eine anschließende Ermächtigung hin organisiert. Da sich diese Ermächtigung über Psychotherapie, also die Behandlung einer psychischen Störung oder Krankheit vollzieht, wird die Krankheitsgeschichte aus dieser Perspektive der anschließenden Therapeutisierung schon vorausgesetzt (vgl. Illouz, 2008). Der Fokus liegt auf Problemen, Konflikten und Psychiatrieaufenthalten, während der später im Nachfrageteil ebenfalls aufscheinende Aspekt der turbulenten bzw. wilden Jugend zunächst nicht thematisiert wird.

Schulprobleme und Selbstverletzungen als gescheiterter „Hilfeschrei“. Die Beschreibung der familiären Belastungen geht nun allmählich in eine Geschichte psychischer Krankheit über, beziehungsweise vermischt sich mit dieser, da die Unterscheidung beider Teile (auch zu lesen als: Trauma und Traumafolgen) weder in der Darstellung, noch in ihrer Eigenlogik trennscharf ist. Die Krankheitsgeschichte wird zunächst über schulische Probleme und weitere Verhaltensauffälligkeiten eröffnet, die sich einmal mehr auf Aggressionen beziehen:

A: (2) Mh::m (1) genau; und dann eben in der fünften sechsten Klasse ham dann eben auch in der Schule sehr die Probleme angefangen; (.) ähm halt mit den Mitschülern ähm (.) we:il (.) ich halt. (.) diese ganzen; wahrscheinlich auch so die Aggressionen die ich auch daheim eben mitbekommen habe; (.) ä:hm also dieses ja: du (.) also auch dieses Entwerten ich bin daheim ganz oft entwertet worden von meinem Stiefvater // oh, ja // so dass ich hässlich sei dass ich fett sei und alles und ähm das hab ich dann wohl

auch erst an Mitschülern ausgelassen dann bin ich zur Schulpsychologin geschickt worden in der siebten Klasse (.) ä:hm. (.) und. (1) Dann. (.) (Hat es) angefangen dass ich dann mal die Aggressionen eben gegen mich ähm gewendet habe und dann hab ich °halt angefangen mich selbst zu verletzen"; // Mhm //

Andrea argumentiert, dass sie die Aggressionen, die sie daheim mitbekam, schließlich an ihren Mitschülern auslässt. „Mitbekommen“ heißt jedoch eigentlich, dass Andrea selbst zur Zielscheibe dieser Aggressionen wird, indem sie vom Stiefvater regelmäßig massiv „entwertet“ wird, womit sie auch ihrer Traumageschichte noch ein weiteres Detail hinzufügt.

Als Folge ihres aggressiven Verhaltens wird sie zur Schulpsychologin „geschickt“, was in dieser Form mehr wie eine Bestrafung oder Disziplinierungsmaßnahme klingt. Als nächstes hätte sie dann „die Aggressionen eben gegen mich gewendet [...] und °halt angefangen mich selbst zu verletzen“. In Bezug auf Andreas Handlungsspielraum könnte man das so interpretieren: Nachdem Andreas Versuche, Zuwendung und Aufmerksamkeit zu erlangen zu Hause unterdrückt und sogar sanktioniert werden, wird ihr Verhalten in der Schule ebenfalls als störend bzw. gestört aufgefasst und sie muss zur Schulpsychologin. Andreas letzter Handlungsspielraum bleibt es dann, die Aggressionen gegen sich selbst zu wenden. Die traumatische Ohnmacht und Scham diesbezüglich klingen parasprachlich in der leisen und flachen Stimme mit, zu der sie im letzten Satzteil wechselt (vgl. Markierung im Transkript: °leise gesprochen°). Die Schwere dieser Erlebnisse wird von Andrea im nächsten Satz dann jedoch schnell wieder relativiert:

A: (.) Ja. Genau. Aber immer sehr (.) also es war eher son Hilfeschrei es war jetzt nicht so dass ich mich irgendwie a:rg verletzt hätte sondern eher so sehr oberflächlich (.) ähm; (.) aber irgendwie schon so dass mal jemand sieht was eigentlich bei mir irgendwie daheim abgeht // Mhm // u:nd es war aber dann auch The:ma bei der Schulpsychologin dass meine Eltern trinken aber es ist dann irgendwie nicht weiter verfolgt worden; ähm und dann hab ich halt angefangen eben ganz oft bei Freundinnen zu sein und nur noch zum Schlafen nach Hause zu kommen (.)

Die Verletzungen seien nämlich sehr oberflächlich gewesen und eher ein „Hilfeschrei“, allerdings „schon“ so dass mal jemand sieht was eigentlich bei mir irgendwie daheim abgeht“. Damit zeigt sich nochmals Andreas Bedürfnis nach Artikulation und Verständnis, natürlich neben faktischer Unterstützung. Tragischerweise scheitert sie damit in der Schule ein weiteres mal. Zwar scheint die Position der Eltern als 'Trinker' von Seiten der Institution als problematisch und belastend anerkannt zu werden, doch wird es in der Schulbürokratie „irgendwie nicht weiter verfolgt“. Aufgrund mangelnder Ressourcen, Überforderung oder Tabuisierung wird hier anscheinend kollektiv weg geschaut. Da Andrea in dieser Darstellung ein weiteres mal dabei scheitert, Hilfe zu erlangen, scheint sie die Situation zwischenzeitlich als unlösbar zu akzeptieren, die Möglichkeit eines Zuhauses als sicheren Ort aufzugeben „und nur noch zum Schlafen nach Hause zu kommen“.

„Eigenen Kopf entwickelt“: Widerstand und Abgrenzung vom Stiefvater. Die

häuslichen Konflikte erklärt Andrea in Folge noch einmal genauer und zwar über die geänderte Beziehung zum Stiefvater in Relation zur Beziehung der beiden in ihrer Kindheit. Dadurch distanziert sie sich auch in der Gegenwart der Erzählung vom Stiefvater:

A:

Ja. (.) Genau. (.) öhm (.) war halt

immer @ (also) @ (1) auch bis ich in die Pubertät gekommen bin war ich so; von meinem Papa die kleine Prinzessin; weil ich halt mich immer an die Regeln gehalten habe; immer gut in der Schule war und alles; und dann; (.) halt irgendwie nicht mehr weil ich hab // Hm // nicht mehr das getan was er gesagt hat und ich war dann halt auch ich hab meinen eigenen Kopf entwickelt so oder ja (.)

In der Kindheit sei sie „die kleine Prinzessin“ des Stiefvaters gewesen, da sie sich „immer an die Regeln gehalten habe“ und „immer gut in der Schule war“. Dass sie selbst diese Rolle inne hatte, impliziert, dass ihr Bruder, welcher zuvor ja schon als „schwer erziehbar“ positioniert wurde, womöglich eine gegenteilige Rolle in der Familie hatte. Auch wird an dieser Stelle noch deutlicher, welche Eigenschaften von Andreas Stiefvater belohnt und welche sanktioniert wurden. Andreas anfängliche Erzählungen legten bereits nahe, dass von ihr früh Eigenständigkeit, Ordnung und Disziplin verlangt wurden. Das Einhalten der elterlichen Regeln, Folgsamkeit, sowie gute schulische Leistungen wurden darüber hinaus also auch mit Zuwendung belohnt. Dass sie in diesem Kontext als „kleine Prinzessin“ behandelt wurde, steht in starkem Kontrast zu den regelmäßigen Entwertungen, die ihr vom Stiefvater ebenfalls entgegen gebracht wurden. Gerade diese Mischung von Idealisierung und Abwertung kann natürlich als schädigend und verstörend gesehen werden, kristallisiert sich jedoch womöglich auch in einer „leidenschaftlichen Verhaftung“ (vgl. Butler, 2001) Andreas mit der sozialen Rolle der folgsamen und ordentlichen Prinzessin, die eigentlich eine Unterwerfung unter die Macht bzw. Herrschaft des Vaters ('Patriarchat') bedeutet. Die Metapher der 'Prinzessin' impliziert zudem, dass sie als solche die Nachfolge des väterlichen 'Königs' antreten soll und sich nach dessen Ebenbild und Vorstellungen herstellen soll.

Im Kontext des vorherigen Abschnitts gestaltet sich im Rahmen dieser Dynamik auch das Bild einer Rückkopplungsschleife: Die häuslichen Konflikte und Aggressionen tragen dazu bei, dass Andrea in der Schule Probleme bekommt und sich ihre Leistungen verschlechtern. Dies führt dann womöglich wieder zu Konflikten mit dem Stiefvater und neuerlichen Aggressionen. Andrea selbst erklärt die vermehrten Konflikte so, dass sie halt „ihren eigenen Kopf“ entwickelt habe und nicht mehr auf den Stiefvater gehört habe. Diese Differenzen werden daraufhin noch deutlicher:

A:

ich (3) °ja° fands

auch immer sehr schwierig mit meinem Stiefvater weil er (.) ne sehr (.) rassistische Einstellung hat // Mhm // und ich eine immer sehr soziale offene Einstellung hatte ähm und generell immer sehr sozial auch andern gegenüber eingestellt war dann irgendwie auch mein ganzes @Spielzeug verschenkt@ hatte an and- Kinder die irgendwie nicht so viel hatten also // Mhm // ja. Also wir haben auch in nem

Haus gewohnt wir hatten zwei Autos wir sind viermal im Jahr in Urlaub gefahren also so an material- also materiellen Dingen // M-hm // hat es uns nie gefehlt, aber (.) an allem Andern @so gefühlt. @ (1) Genau. (4)

Während der Stiefvater eine „sehr (.) rassistsche Einstellung“ habe, sei sie selbst im Gegensatz dazu „generell immer sehr sozial auch anderen gegenüber eingestellt“ gewesen. Als Beispiel nennt sie, dass sie ihr ganzes Spielzeug verschenkt hätte an „Kinder die irgendwie nicht so viel hatten“. Ihnen selbst hätte es nämlich an „materiellen Dingen [...] nie gefehlt“, nur an „allem Andern“. Der ökonomische Aufstieg der Familie geht also nicht mit einer Vermehrung des kulturellen oder sozialen Kapitals einher und der Stiefvater wird indirekt als wenig sozial (bzw. 'asozial') positioniert. Nach außen hin wird dies anscheinend über symbolisches Kapital, zum Beispiel in Form von Statusobjekten kompensiert, indem die Familie zwei Autos und ein Eigenheim vorweisen kann; es sich dazu leisten kann, mehrmals im Jahr in den Urlaub zu fahren. Dieser - wohl auch ständig als bedroht empfundene - vermeintlich höherwertige Status wird zudem in einem Konkurrenzdenken und in Abgrenzung zu anderen Ethnien bzw. Menschen mit Migrationshintergrund vertreten, die vom rassistischen Stiefvater als bedrohlich oder sogar minderwertig angesehen werden. Der 'eigene Kopf' steht damit auch für eine Widerständigkeit Andreas gegen diese persönliche Haltung des Stiefvaters und dessen autoritären Ansprüche an sie, aber wohl auch gegen entsprechende diskriminierende Strukturen und Denkweisen, die schließlich auch zu Andreas misslicher Lage beitragen und von ihr als unfair empfunden werden. Diese Darstellung einer politischen Prägung könnten aufgrund der sozialen Erwünschtheit ebendieser natürlich auch retrospektiv verstärkt worden sein.

Gewalterfahrungen und gescheiterte Hilfesuche. In einem späteren Abschnitt kommt Andrea über Gewalterfahrungen im Zusammenleben mit späteren Beziehungspartnern schließlich auch auf Gewalt im Elternhaus zu sprechen:

A: ((seufzend)) U:nd (1) Mmmh (3) ja mit (.) dreizehn vierzehn (.) äh hat mein Stiefvater tatsächlich dann auch angefangen ähm ja; °auch äh (.) mich° (.) °ähm°° °zu schlagen wenn er dann sehr betrunken war;° // °Mhm° // °ähm genau°. So dass ich auch dann einmal beim Jugendamt war und gesagt hab ich möchte nicht mehr nach Hause und die mich dann aber einfach nach Hause geschickt haben // Mhm // ähm (.) und so auch dass die Polizei einmal da war und da war halt son sehr konservativer älterer Polizist, bei uns; weil die Nachbarn die Polizei gerufen haben; und der dann eben auch so meinte jaa der Jugend von heute der gehörts halt manchmal einfach // Okay // ähm (.) ja. Also ich hab mich halt sehr- wenig unterstützt irgendwie gefühlt; // mhm // ähm °genau°, (.)

Dass diese Erfahrungen erst spät im Interview thematisiert werden und in der ursprünglichen Darstellung der verbalen Gewalt zunächst vermieden wurde, deutet (zusammen mit der sehr flachen und leisen Intonation) auf den traumatischen Gehalt dieser Erfahrungen hin, aber auch die starken Ambivalenzen gegenüber der Person des Stiefvaters.

Das Thema der gescheiterten Artikulation und Hilfesuche wiederholt sich in diesem Kontext. Die damals sehr junge Andrea schöpft ihre ganze (geringe) Handlungsmacht aus und geht eigenständig zum Jugendamt und gibt dort an „ich möchte nicht mehr nach Hause“. Woraufhin „die mich dann aber einfach nach Hause geschickt haben“. Der Versuch, als relativ machtlose Jugendliche ihren Willen durchzusetzen und ihre Handlungsfähigkeit zu bewahren („möchte“), prallt an der trägen Macht der Institution ab, die sie „einfach“ zurück nach Hause schickt.

Eine weitere Episode, die diese Macht verdeutlicht, betrifft die Institution Polizei: Nachdem die Nachbarn diese rufen, positioniert sich der Polizist auf Seiten der Eltern und gegen die Kinder, mit der Argumentation, dass die „Jugend von heute“ Gewalt verdienen würde bzw. diese zu deren Erziehung notwendig sei. Auch hier ist die Macht 'trägt', da sie den Status Quo schützt, legitimiert und aufrecht erhält. Andrea selbst positioniert den Polizist diesbezüglich als 'sehr konservativ' und macht indirekt ihre Abneigung demgegenüber deutlich.

Mit Bezug auf den verbesserten ökonomischen und symbolischen Status der Familie könnte man diese Interaktionen wiederum so interpretieren, dass dieser Status dazu beiträgt, dass die Familie von außen als 'normal' betrachtet wird und den Alkoholismus der Eltern 'deckt', auch weil dieser im Gegensatz zu härteren Drogen gesellschaftlich relativ geduldet ist. Andrea hingegen bleibt ohne Ressourcen und ohne Handlungsmacht und verbindet erst in ihrem späteren Leben über ihren Ausbildungsweg ökonomisches und symbolisches mit sozialem und kulturellen Kapital.

Retrospektiv „borderliniges Verhalten“. Nach diesem Einschub aus dem späteren Interview ist der nächste Abschnitt wieder in der Reihenfolge der Erzählung zu lesen. Andrea knüpft hier mit einigen Selbstpositionierungen wieder stärker an eine Krankheitsgeschichte an:

A: °Ja° (1) u:nd (1) dann (.) ging das so n- bisschen so weiter beziehungsweise so mit dreizehn hat ich dann so mein ersten Fre:und und (.) dann (.) waren das dann aber auch so; ich bin dann so von Beziehung zu Beziehung das war dann irgendwie auch nichts sehr tiefgehendes; und irgendwie auch eher so um daheim wegzukommen; (.) ä:hm (1) ja. Ich glaub ich hatte damals auch irgendwie sehr (.) °sehr borderliniges Verhalten so mit dem selbstverletzenden Verhalten° und (.) ähm mir irgendwie Anerkennung durch andere zu suchen und; // Mhm // Ja.

Die ersten Beziehungen bieten Andrea, neben den erwähnten Freundinnen, eine weitere Möglichkeit, um „von daheim wegzukommen“. Die Beziehungen seien daher auch „nichts sehr tiefgehendes“ gewesen und hätten häufig gewechselt. Anknüpfend an diese Erklärung ordnet Andrea ihr damaliges Verhalten als ein „sehr borderliniges“ ein und linearisiert ihre Erfahrungen auf diese Art. Dazu rechnet sie auch ihre fortlaufenden Selbstverletzungen und die Suche nach Anerkennung. Mit dieser retrospektiven Positionierung („damals“) wird einerseits klar, dass die Kategorie 'Borderline' für Andrea aktuell nicht mehr unbedingt ihr Verhalten beschreibt.

Andererseits wird durch die leise Stimme beim Satz über „borderliniges“ und selbstverletzendes Verhalten jedoch auch klar, dass diese sehr stigmatisierten Attribute für Andrea nach wie vor emotional relevant sind.

Die von ihr beschriebene Suche nach Anerkennung kann zudem in Anschluss an die gescheiterten Artikulationsversuche in Familie und Schule verstanden werden. Als 'sie selbst' wird Andrea mit ihren individuellen Bedürfnissen und Problemen dort nicht anerkannt und erfährt nur bedingt Wertschätzung, stattdessen wird ihr Wert immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt. Schließlich resigniert sie und kommt „nur noch zum Schlafen nach Hause“. Die Suche nach Anerkennung ist nun entsprechend dieser Resignation nur noch bedingt als ein Streben nach Anerkennung im Sinne einer individuellen Artikulation zu verstehen, sondern vielmehr als eine 'wahllose' Suche nach Bestätigung und Selbstwertsteigerung.

Erhalt von Diagnosen. Diese folgenden Jahre werden von Andrea nicht genauer beschrieben und scheinen damit in der Geschichte auch nirgendwohin zu führen, außer zu dem nächsten einschneidenden Ereignis mit siebzehn Jahren:

A: U:nd ((seufzt)) mir gings dann irgendwie immer schlechter und schlechter, und mit siebzehn (.) ähm ja. Bin ich dann das erste mal (also) zum; da hab ich- da bin ich dann richtig depressiv geworden (.) ähm u:nd hab dann (1) Ja; war dann beim Hausarzt // Mhm // und hab dann zu ihm gemeint dass ich halt; dass ich das ganz komisch finde eigentlich bin ich so ein sehr fröhlicher Mensch aber da ging halt überhaupt nichts mehr ich konnte morgens nicht mehr aufstehen nicht mehr in die Schule gehen; (.) ä:hm und war halt einfach; also ich war halt sehr verzweifelt; irgendwie sehr traurig; sehr (.) ja.

Im Zeitraum von dreizehn (erster Freund) bis siebzehn (erste Depression) sei es ihr dann „irgendwie immer schlechter und schlechter“ gegangen, wobei das Wort „irgendwie“ als Hinweis auf das Unverständnis der damaligen Andrea dem eigenen Leben und dieser Entwicklung gegenüber gelesen werden kann, während sie retrospektiv eine psychologische Erklärung aufbringen kann. Sie sei dann nämlich „richtig depressiv“ geworden, womit ihr Befinden eine neue Qualität annimmt. Diese beschreibt Andrea als „sehr traurig“ und „sehr verzweifelt“, dazu auch als kompletten Verlust ihrer Handlungsfähigkeit und ihrer sozialen Funktionsfähigkeit. Dem Arzt gegenüber erklärt sie diesen Wechsel als „komisch“, denn „eigentlich bin ich so ein sehr fröhlicher Mensch“, was darauf hinweist, dass sie selbst diesen Wechsel als 'nicht normal' empfindet und ihn nicht nachvollziehen kann. Zudem geschieht mit dieser Positionierung sozusagen eine vorausseilende Abwehr gegen eine mögliche Attribution und Positionierung von Seiten des Arztes. Indem sie sagt, dass sie „eigentlich“ gar nicht so sei, versucht sie klar zu stellen, dass sie in diesem Moment nicht mit sich selbst (bzw. ihrem Bild von sich selbst) ident ist. Der Arzt hält die Veränderung Andreas wohl ebenfalls für nicht normal und überweist sie an die Kinder-und-Jugend-Psychiatrie:

dann bin ich in die Kinder-Jugend-Psychiatrie eben gekommen, (.) ä:hm und war dort stationär für sechs Wochen, zur Diagnostik, (.) ä:hm und dann is mir ne mittelgradige depressive Episode diagnostiziert worden; u:nd ähm (1) Persönlichkeitsstörung °also emotional-instabile Persönlichkeitsstörung° // Mhm // °Genau.° (.) Und dann war ich da halt sechs Wochen; und dann wollten sie mir halt Medikamente geben und ich wollte die nich nehmen (1) ä:hm halt so; Antidepressiva, (.) u:nd -dann -i:ch (.) ähm wieder zurück, und dachte okay jetzt kann ich wieder die Schule weiter machen, das hat halt gar nicht funktioniert; // Mhm // ähm (3) ja. (1)

In der Psychiatrie wird zunächst eine psychologische Diagnostik durchgeführt, die Andreas Leiden (bzw. ihre Art zu Leiden) bestimmen und einordnen soll. Dabei wird festgestellt, dass Andrea sich tatsächlich nicht im 'normalem' Verhaltensspektrum bewegt, sondern eine „mittelgradige depressive Episode“ durchleben würde. Zwar wurde damit bewiesen, dass Andrea 'so eigentlich nicht ist', doch geht damit auch eine neue Positionierung als 'psychisch kranke' bzw. 'depressive' Person einher. Dies betrifft umso mehr die zweite Diagnose, „also emotional-instabile Persönlichkeitsstörung“, da diese als Störung der Persönlichkeit eher langfristig gedacht ist und zudem als 'Borderline'⁴² – im Gegensatz zur 'Volkskrankheit Depression' – weitaus stärker stigmatisiert ist.

Dieses Stigma betrifft zudem nicht nur die allgemeine Bevölkerung, sondern auch - und vielleicht sogar noch stärker - medizinisch-psychologische Professionelle. Zunächst einmal werden Patient*innen mit Persönlichkeitsstörungen im Vergleich zu anderen Patient*innen als 'weniger psychisch krank' bzw. leidend angesehen und stärker moralisch bewertet, da ihnen unterstellt wird, dass sie ihr Verhalten besser kontrollieren könnten (Markham & Trower, 2003). Dieser Aspekt der Verhaltenskontrolle wird umso plausibler, wenn man sich vor Augen hält, dass der hegemoniale psychiatrische Diskurs von psychischen 'Erkrankungen' ausgeht, die anhand von Symptomen unterscheidbar und erkennbar sind und möglichst in Kurzzeittherapien und medikamentös behandelbar sein sollen. Psychisch Kranke sind in dieser Perspektive ursprünglich bzw. an sich handlungsmächtige Subjekte, die jedoch in ihrem Verhalten und ihren Überzeugungen gestört sind, so wie sich in einem Computerprogramm Fehler oder 'Bugs' einschleichen können. Es wird also zwischen *absichtsvollem* und *gestörtem* Verhalten unterschieden. Da bei Persönlichkeitsstörungen keine Erkrankung im Sinne der oben beschriebenen Perspektive vorliegt und oft biographisch tiefgreifende, kumulative und komplexe Traumatisierungen eine Rolle spielen, wird dann wohl schneller angenommen, es handle sich um absichtsvolles Verhalten und charakterliche Schwächen.

⁴² Die emotional-instabile Persönlichkeitsstörung löste im ICD-10 das Borderline-Syndrom ab. Unterschieden wird bzw. wurde zwischen einem impulsiven Subtyp und einem Borderline-Subtyp. Im ICD-11 wurde die Unterscheidung zwischen einzelnen Kategorien von Persönlichkeitsstörungen zugunsten eines von der psychoanalytischen Strukturdiagnostik inspirierten, dimensionalen Ansatzes aufgegeben. Das 'Borderline Pattern' wird allerdings nach wie vor separat beibehalten, da argumentiert wird, dass dadurch Patient*innen, die von einer entsprechend zugeschnittenen Therapie profitieren, besser identifiziert werden können (WHO. 2022).

Diese angenommene stärkere Verhaltenskontrolle und Charakterschwäche bezieht sich vor allem darauf, dass 'Borderline'-Patient*innen als *manipulativ* wahrgenommen werden. Selbstverletzungen und Suizidalität werden dementsprechend als Suche nach Aufmerksamkeit und als Mittel, andere zu kontrollieren, verstanden (Klein, Fairweather & Lawn, 2022). Folglich wird das Label 'Borderline' in den Pausenzimmern von Psychiatrien und sonstigen Einrichtungen häufig abwertend verwendet und viele Professionelle weigern sich sogar, entsprechende Patient*innen zu behandeln. Dies liegt zudem auch am Mythos, dass diese Persönlichkeitsstörung nicht behandelbar sei. Die Wurzeln dieser Annahmen sind wiederum in der schlechten Passform des biomedizinischen Modells zu dieser Diagnose zu sehen: Soziale Faktoren, die zu Stigmatisierung und Traumatisierung beitragen, werden nicht wirklich beachtet und folglich kommt es zu sich wiederholenden kurzfristigen Kriseninterventionen und Psychiatrieaufenthalten (Klein, Fairweather & Lawn, 2022, S. 32).

Dass dieses Label für Andrea auch jetzt noch belastender ist, erkennt man wiederum an der leiseren Stimme beim Aussprechen dieser Diagnose. In der Gegenwart des Interviews positioniert sie sich damit gegenüber dem Interviewer und macht sich entsprechend der aufgezeigten Stigmatisierung auch diesem gegenüber verletzlich.

Die Macht der Psychiatrie zeigt sich nicht nur als Deutungshoheit über Normalität und Störung, sondern auch als die Macht, eine medikamentöse Behandlung mit Psychopharmaka anzuordnen. Andrea will dabei jedoch nicht kooperieren und lehnt eine Einnahme ab. Dies wird von den Behandelnden wohl als eine 'non-compliance' gesehen, die eine weitere Hilfeleistung unmöglich macht. Die Behandelnden treten in der Darstellung zudem nur als „sie“ auf, also als anonyme Institution in der Andrea eine Fremde bleibt. Überhaupt gibt es in den letzten Abschnitten praktisch keine individuellen Akteure und nur Andreas Ablehnung der Medikamente könnte als (widerständige) Handlung gewertet werden. Währenddessen fallen Andreas Eltern durch vollständige Abwesenheit auf und erwähnt wird weder ihre Unterstützung, noch ihre Meinung zu den Vorgängen. Obwohl die Behandlung für Andrea augenscheinlich nicht optimal läuft, hofft sie trotzdem darauf, nun zu 'funktionieren' und sich wieder in die Schule eingliedern zu können. Dies habe dann aber „gar nicht funktioniert“.

Medikation als Bedingung. In Folge dieser gescheiterten Rückkehr ins 'normale' Leben kommt Andrea dann ein weiteres mal stationär in die Kinder-und-Jugend-Psychiatrie:

A: Und dan:n (.) eh bin ich nochmal eben stationär gegangen in die Kinderjugendpsychiatrie, und bin dann eben auf Antidepressiva eingestellt, worden; (.) weil sie gesagt haben °ja wenn ich Hilfe will dann muss ich halt Medikamente nehmen°; // Mhm // (.) und ich hab immer so **also** ich (.) weiß nich ich mag Medikamente einfach °nicht @so: sehr@° // °@Hm@° // @(.)@ Ja. (.) U:nd (1) Ja. ((seufzend)) Genau; dann äh:m (.) war ich halt ein zweites mal dort ähm und bin dann wieder nach Hause, (.) ä:hm und es ging mir immer noch nicht besser ich hatte dann ähm in der Ambulanz dort, ne Kinder und

„Jugendpsychotherapeutin“, (.) ähm (.) und (.) ja. Die war halt aber auch irgendwann tatsächlich überfordert mit mir, (.)

Dieses mal nimmt sie die Medikation mit Antidepressiva an, jedoch weniger aufgrund ihres eigenen Willens, sondern da die Behandelnden ihr klar machen „ja wenn ich Hilfe will dann muss ich halt Medikamente nehmen“. Auch hier fällt dieser Satzteile durch eine leisere Intonation auf und zeigt eine Spur der potentiell retraumatisierenden Erfahrung der Hilflosigkeit. Denn obwohl sie auf die Bedingung eingeht, bringt auch dieser Aufenthalt keine Besserung. Die Anstrengung und die Resignation an diesem wiederholten Prozedere zeigt sich auch an Andreas Betonungen: Nachdem sie „nochmal“ ein „zweites mal dort“ stationär war und „wieder nach Hause“ kam, ging es ihr „immer noch nicht besser“. Auch nach diesem stationären Aufenthalt setzt sich dieses Muster fort, denn ihre ambulante „Jugendpsychotherapeutin“, die sie anschließend behandelt, kann ihr offensichtlich ebenfalls nicht helfen und sei dann „auch“ irgendwann tatsächlich überfordert gewesen. Die Betonung „auch“ zeigt an, dass die Überforderung wohl auch zuvor schon die stationär Behandelnden betraf.

Dies schließt an die theoretischen Überlegungen zum letzten Abschnitt an – die natürlich auch Andreas Eigentheorie und Darstellung dieses Abschnitts beeinflussen könnten –, wonach Patient*innen mit einer Borderline Diagnose oftmals keine angemessene Behandlung erhalten und daher immer wieder in Gesundheitseinrichtungen vorstellig werden. Das Stigma der Behandlungsresistenz wird aufgrund mangelnder Expertise dann zur selbsterfüllenden Prophezeiung.

Der Zwang zur Medikation wird von der erzählenden Andrea der Gegenwart in dieser Darstellung zwar augenscheinlich nicht positiv bewertet, doch argumentiert sie auch nicht dagegen, sondern attribuiert auf sich selbst: „ich mag Medikamente einfach „nicht @so: sehr@“. Etwas unklar bleibt dabei, ob diese Abneigung nur ihre Perspektive als Patientin oder auch ihre Einstellung als angehende Psychoanalytikerin betrifft. In jedem Fall scheint sie darauf hinzuweisen, dass dies eine persönliche Meinung von ihr widerspiegelt und positioniert sich dadurch eher vorsichtig. Dies könnte man vor dem Hintergrund des hegemonialen biomedizinischen Diskurses interpretieren, wonach sie vom Interviewer, einem anderen Psychologiestudenten, nicht als 'anti-wissenschaftlich' gesehen werden will. Eine weitere Interpretation wäre es, dass sie sich über diese Darstellung von ihrem damaligen, bei der Therapie nicht kooperierenden und widerständigen Ich distanzieren möchte. Dies müsste jedoch in späteren Abschnitten noch plausibilisiert werden, auch mit Blick auf die Forschungsfrage, inwiefern die Darstellung des ermächtigten Ichs mit einer Distanzierung von einem früheren, hilflosen Ich einhergeht.

Erwachsenenpsychiatrie als prägende Erfahrung. Im nächsten Abschnitt stellt Andrea nochmal stärker dar, wie belastend die wiederholten Psychiatrieaufenthalte für sie waren.

A: äh ich bin in der Zwischenzeit dann achtzehn geworden, ä:hm und hatte dann wieder sone ga:nz suizidale Phase wo ich mich dann in die Erwachsenenpsychiatrie hab einweisen lassen; (.) ähm (.) was. (.) echt. Ganz schön hart wa:r, als:o als Achtzehnjährige in ne Akutpsychiatrie zu kommen, ähm weil man da ja schon auch extre:me Menschen //Mhm// irgendwie dann kennen lernt; Psychotiker und äh ja. (.) Das war dann schon ganz schön °prägend auch einfach° (.) Und dann war ich angegliedert an diese Psychiatrie eben auch auf soner Therapiestation dann eben für (1) zwölf Wochen oder so, (.) ä:hm; (.) die hat mir aber auch irgendwie gefühlt nicht so: viel geholfen weil das war irgendwie für alle Störungsbilder über jegliche Altersgruppen hinweg, // Mhm //

Der passive Eindruck der Abwärtsspirale intensiviert sich zunächst durch die Aussage, dass sie „in der Zwischenzeit dann achtzehn geworden“ sei und dann „wieder“ eine „ga:nz suizidale Phase“ gehabt habe. Es wird dadurch auch klar, dass dies nicht die erste Krise mit intensiver Suizidalität gewesen sein muss, womit auch ein weiterer Bezug zu einem 'Borderline-Symptom' gegeben wird. Dass sie nun auf eine „Erwachsenenpsychiatrie“ kommt, beschreibt zudem eine neue Stufe der Eskalation. Andrea argumentiert, dass dies gerade als „Achtzehnjährige“ „Ganz schön hart wa:r“ und „ganz schön °prägend auch einfach°“, auch da sie dort dann „auch extre:me Menschen“, wie zum Beispiel „Psychotiker“ kennen gelernt habe.

Mit dieser Beschreibung stellt sie ihr achtzehnjähriges Ich diesen 'extremen' Menschen mit ernsthaften psychischen Störungen gegenüber, wobei die Psychotiker - ganz im Sinne Foucaults - als typisches Beispiel für diesen 'Wahnsinn' herangezogen werden. Aus ihrer damaligen Perspektive war dieser Kontakt wohl schockierend, womöglich auch aufgrund der Angst, nun selbst zu solch einem Mensch zu werden. Die Prägung würde sich dann zunächst auf das traumatisierende Potential der psychiatrischen Institutionalisierung an sich beziehen (auch hier wieder flache Stimme im Transkript), aber auch auf einen damals aufkommenden Willen zur Abgrenzung, also eben nicht so wie die 'wirklich' stark gestörten Menschen zu werden - gerade auch weil sie als Achtzehnjährige 'noch ihr ganzes Leben vor sich hat'.

Prägend und belastend ist jedoch nicht nur der Kontakt zum 'Wahnsinn', sondern auch hier wieder die Erfahrung der Hilflosigkeit bzw. unpassenden Hilfe. Zwar scheint es in dieser Phase eine intensivere bzw. etwas längere Therapie zu geben, doch Andrea argumentiert, dass diese „aber auch irgendwie gefühlt nicht so: viel geholfen“ habe, da die Unterstützung unspezifisch und „irgendwie für alle Störungsbilder über jegliche Altersgruppen hinweg“ die selbe gewesen sei. Damit knüpft sie (bewusst oder unbewusst) an die bereits angesprochene Kritik an der oft unpassenden psychologischen Versorgung von Borderline-Patient*innen an. Diese würden nämlich von solchen unspezifischen Angeboten meist nur wenig profitieren, während Expert*innen spezielle Therapieprogramme empfohlen: Solche sequentiellen Programme

fokussieren zunächst auf die Etablierung einer kooperativen therapeutischen Allianz, die die Aktivierung mal-adaptiver frühkindlicher Bindungsmuster vermeidet, und versuchen zudem, Fähigkeiten zur Selbstregulation aufzubauen, um dann letztlich Traumatherapie⁴³ leisten zu können (vgl. Liotti & Farina, 2016).

Anstatt auf diesen Spezialdiskurs Bezug zu nehmen, könnte Andrea damit aber auch eine generelle Kritik am psychiatrischen System und einer universalistischen Psychologie formulieren wollen. Die Aussage, dass alle Patient*innen die selbe Behandlung erhalten, zeichnet das Bild einer Therapie, die nicht auf die Bedürfnisse und Probleme des individuellen Menschen eingehen und nicht in einer persönlichen Beziehung erfolgt, sondern der Masse an 'Kranken' als gleichbleibende, quantifizierbare Pille verabreicht wird. In diesem Sinn läuft die damalige Andrea dann auch Gefahr, als Individuum negiert und unsichtbar gemacht zu werden, also in der Subjektivierung als schwer psychisch Kranke zu verschwinden, was wiederum die vorherige Abgrenzung zu dieser Gruppe erklären kann.

Schulabbruch und Behandlungsabbruch. Mit dem Abbruch der Schule und dem Abbruch der Behandlung durch ihre Psychotherapeutin kommt es schließlich zum Tiefpunkt der dargestellten Entwicklung. Die permanente Krankschreibung Andreas zementiert ihren Status als psychisch Kranke und geht mit einem weiteren Ausschluss von der gesellschaftlichen Normalität und einer weiteren Eingrenzung ihrer Handlungsmöglichkeiten einher. Retrospektiv stellt Andrea den Schulabbruch zunächst folgendermaßen dar:

A: Ähm (.) ja. Genau die Schule hat ich in der Zwischenzeit dann eben abgebrochen; weil. Genau das war dann in der elften Klasse, (.) ähm ich hatte einmal freiwillig wiederholt und das hat dann auch alles ga:r nicht funktioniert, (.) und dann hab ich gesagt naja dann lass ichs halt ganz und war dann halt ab da krank geschrieben, (1) mh:m (.)

Auch dieser Abschnitt beginnt mit der Formulierung, dass sie „in der Zwischenzeit“ die Schule abgebrochen habe, da 'es' – bzw. sie - dort nach wie vor „ga:r nicht funktioniert“ habe, obwohl sie ein Jahr „freiwillig wiederholt“. Die „Zwischenzeit“ vermittelt dabei wiederum eine bestimmte Zeiterfahrung, bei der das 'normale Leben' ohne Andrea bzw. parallel zu ihr weiter zu laufen scheint. Der Schulabbruch wird dann zwar ebenso wie das Wiederholen als freiwillige Entscheidung ihrerseits inszeniert, doch scheint in der Begründung „naja dann lass ichs halt ganz“ eher eine resignative Bilanz auf. Als nächstes beschreibt sie den Behandlungsabbruch:

43 Vergleiche hierzu auch die in Kapitel 2 dargelegte Sonderstellung der posttraumatischen Belastungsstörung in den bisherigen Diagnosemanualen. Im Gegensatz zu anderen Störungsbildern definiert die PTBS sich nicht primär über *Symptome*, sondern eben auch über eine *Ätiologie* bzw. *Ursache*. Traumatisierung entspricht insofern nicht der Logik des biomedizinischen Modells und dies betrifft umso mehr komplexe Traumatisierungen, wie sie zum Beispiel im Rahmen von Persönlichkeitsstörungen anzunehmen sind, weshalb es dann zu einer unpassenden bzw. eher 'stiefmütterlichen Behandlung' dieser Diagnosen bzw. Patient*innen kommt.

A: genau; und irgendwann ähm war ich dann wieder in soner suizidalen Phase °mit meiner° (.) ähm (1) in der Zwischenzeit war ich dann neunzehn geworden, ähm mit meiner °Kinderjugendpsychotherapeutin° in der Ambulanz dort, und die meinte dann eben dass sie mich nicht mehr behandeln kann und möchte ä:hm we:il ich ihr nicht versichern konnte dass ich mir eben nichts antue // Mhm // und weil sie auch gemeint hat dass wir nicht weiter komm mit der Arbeit; (.)

Auch hier wird der Zeitverlauf wieder als Zwischenzeit dargestellt, in der Andrea neunzehn wird, bis es dann „irgendwann“ zu einer weiteren suizidalen Phase kommt, die Andrea „mit“ ihrer °Kinderjugendtherapeutin“ erlebt. Aufgrund Andreas mangelnder Distanzierung von suizidalen Absichten, „kann und möchte“ die Therapeutin Andrea dann jedoch nicht mehr behandeln, außerdem argumentiert sie, dass es keinen Fortschritt in der therapeutischen Arbeit gibt.

Die relativ nüchterne und berichtende Darstellung von Schul- und Behandlungsabbruch steht wohl im Kontrast zum damaligen Erleben Andreas. Denn ebenso wie der Schulabbruch, bedeutet auch der Behandlungsabbruch eine Einschränkung von Andreas ohnehin schon sehr geringen Handlungsspielräumen. In diesem Sinne könnte man die wenig emotionale Darstellung natürlich auch als eine Widerspiegelung der damaligen Depressivität verstehen. Noch bedeutsamer ist jedoch das (re)traumatisierende Potential, welches der Behandlungsabbruch in sich trägt. Denn einmal mehr wird Andrea von einer wichtigen Bezugsperson alleine gelassen und erfährt dementsprechend intensive Hilflosigkeit und Verlustangst, ebenso wie die Hilflosigkeit und Überforderung dieser Bezugsperson.

Liotti und Farina (2016) zufolge scheitern therapeutische Beziehungen mit Borderline-Patient*innen häufig an dieser Dynamik. Suizidalität und Selbstverletzungen führen dazu, dass Therapeut*innen unbeabsichtigt erweise als ängstliche, hilflose und verlassende Bezugspersonen auftreten. Dadurch wird bei den Patient*innen jenes desorganisierte Bindungsmuster reaktiviert, welches ursprünglich (frühkindlich) durch solches Verhalten ihrer Bezugspersonen entstanden ist und es kommt zu einer Retraumatisierung. Die desorganisierte Bindung aufgrund von vernachlässigenden, ängstlichen bzw. beängstigenden und überfordert-hilflosen Bezugspersonen sei letztlich als fröhkindliche Grundlage der Störung anzusehen und würde in Kombination mit späteren traumatischen Erlebnissen zum klinischen Bild der Boderline-Persönlichkeitsstörung führen. 'Desorganisiert' bezieht sich dabei darauf, dass dieselbe Person für das Kleinkind bzw. den Säugling gleichzeitig die Quelle von Angst und von Trost ist.

Während der Bericht schnell und kausal von Punkt zu Punkt forschreitet, um dann zum narrativ angestrebten Wendepunkt zu kommen, wird die Narbe dieser wiederholten Verwundung dann doch wieder in der leisen Intonation (°Kinderjugendpsychotherapeutin°) offenbar. Im Nachfrageteil wird die Bedeutsamkeit des Behandlungsabbruchs dann nochmal deutlicher:

- I: (3) Mhmm wie wars für dich als deine Therapeutin damalige, die verhaltenstherapeutische, (.) dann gemeint hat so sie (.) kann nicht mehr mit dir?
- A: Das war total krass. Also weil ich war völlig verzweifelt dann // Mhm // weil ich mir dachte ich bin doch hier um Hilfe zu bekommen, (.) und (.) sie; (.) wirft mir irgendwie (.) gefühlt vor dass ich ähm ihr nicht (.) versprechen kann dass ich mir nichts selbst antue, aber mir geht's auch so schlecht // Mhm // also ich mach das ja nicht weil ich sie ärgern will oder so, // Ja // sondern (.) ähm; mir geht es einfach schlecht und ich würd gern einfach Hilfe bekommen; und (.) ja ich hab mich da sehr im Stich gelassen gefühlt.

Wie in der vorherigen Rekonstruktion bereits antizipiert, fühlt sich die damalige Andrea nach dieser Zurückweisung „völlig verzweifelt“, was sie selbst ebenfalls über ihre Hilflosigkeit argumentiert: „weil ich mir dachte ich bin doch hier um Hilfe zu bekommen“. Dies sei jedoch umso schlimmer gewesen, da sich die Begründung der Therapeutin für Andrea wie ein Vorwurf anfühlt: Da sie suizidal ist, sei sie gewissermaßen selbst Schuld an ihrer Hilflosigkeit. Sei selbst argumentiert hingegen, dass es ihr „einfach schlecht“ gegangen sei und sie „gern einfach Hilfe bekommen“ hätte. Damit und mit der Formulierung „also ich mach das ja nicht weil ich sie ärgern will oder so“, distanziert sich Andrea auch vom zuvor beschriebenen Vorurteil, dass ihre Suizidalität manipulativ bzw. absichtsvoll sein könnte.

Der Weg zu einer angemessenen Unterstützung führte im Fall von Andrea auch über die Einsicht der damaligen Therapeutin, dass die Behandlung eigentlich nicht zielführend ist:

- A: ä:hm we:il ich ihr nicht versichern konnte dass ich mir eben nichts antue // Mhm // und weil sie auch gemeint hat dass wir nicht weiter komm mit der Arbeit; (.) und dann hatte sie mir gesagt es gibt da aber zwei Kliniken, an die ich mich we- wenden könnte; und **eine** is mir in Erinnerung geblieben das ist die S.-Klinik in T.-Stadt, ähm die arbeitet nämlich nicht °verhaltenstherapeutisch sondern psychoanalytisch° // °Mhm° // u:nd (.) genau.

Dieser Wendepunkt scheint das Ziel der davor eher schnell berichtenden Darstellung zu sein, die sich eher am Rande mit Andreas damaligen Empfinden beschäftigt. Dies wird auch in der lauten, energetischen Betonung „**eine** ist mir in Erinnerung geblieben“ erkennbar. Auf der anderen Seite könnte man die leisere Stimme, mit der Andrea argumentiert, dass diese Klinik „nämlich nicht °verhaltenstherapeutisch sondern psychoanalytisch°“ arbeitet, mit Blick auf ihre Positionierung gegenüber dem Publikum interpretieren. Ebenso wie bei ihren Vorbehalten gegenüber Psychopharmaka, will sie nicht unwissenschaftlich dastehen und ihre leise Stimme drückt womöglich ihre Vorsicht aus, sich auf Seiten der Psychoanalyse zu positionieren.

Damit wird die Erzählung von Scheitern, Hilflosigkeit, Pathologisierung und Institutionalisierung zunächst abgeschlossen. Andrea berichtet auch später noch von Psychiatrieaufenthalten, doch beschreibt sie diese als hilfreich, weil sie dort in ihren Bedürfnissen anerkannt wird. Die Rolle der 'Borderline' Diagnose bleibt in dieser Hinsicht relativ unklar, da sie von Andrea im Interview kaum explizit als Subjektposition genutzt wird und eher implizit in den

Beschreibungen der für ihr damaliges Ich 'typischen' Verhaltensweisen aufscheint. Im Interview scheint jedoch durch, dass die erwähnte psychoanalytische Klinik auf derartige Probleme spezialisiert war, da dort viele junge Erwachsene „mit relativ ähnlichen Lebensläufen“ und Problemen gewesen seien. Während die Persönlichkeitsstörung also einerseits zu Stigmatisierung und weiterer Hilflosigkeit führt, scheint sie im Kontext der 'Spezialklinik' auch hilfreich zu sein. Nichtsdestotrotz scheint die Subjektposition 'Borderlinerin' kaum öffentlich nutzbar und inwiefern diesbezügliche Eigentheorien Andreas eine große Rolle spielen bleibt letztlich unklar.

Trotzdem scheint diese Diagnose eine nicht geringe Relevanz für Andreas therapeutischen Prozess zu haben und kann auf der anderen Seite auch hilfreich sein, um ihren Traumaprozess nachzuvollziehen. Daher werden in Folge einige theoretische Perspektiven in Bezug auf diese Diagnose geliefert, um – je nachdem ob man eine rekonstruktive oder dekonstruierende Perspektive einnimmt – Andreas Eigentheorie oder eben ihr damaliges Gewordensein kontextualisieren können.

Das Selbst bei der Borderline Persönlichkeitsstörung. Die Selbstdarstellung Andreas bezieht sich auf ein pathologisiertes, aber auch auf ein pathologisches Selbst, mit den Diagnosen 'Depression' und 'Borderline'. Das stigmatisierende und pathologisierende Potential der 'Borderline'-Diagnose wurde, ausgehend von einem biomedizinischen Psychiatrie-Dispositiv, bereits dargelegt. Das Selbst wird pathologisiert, indem biographische Erfahrungsaufschichtungen und soziale Kontexte systematisch ausgeblendet werden. Auf der anderen Seite können Theorien, die sich reflektiert auf diese Diagnose beziehen, eben auch dazu dienen, ein tieferes Verständnis des 'kranken' Selbst in seinen sozialen Kontexten zu bekommen. Eine systematische Betrachtung des Selbst bei der emotional-instabilen bzw. Borderline-Persönlichkeitsstörung wurde von Liotti und Farina (2016) vorgelegt. Das 'Selbst' verstehen sie dabei als eine intersubjektive Erfahrung bzw. als ein intersubjektives Konstrukt, welches nicht individuell, sondern im Rahmen von zwischenmenschlichen Beziehungen hervorgebracht wird.

Als primären Schlüssel zum Verständnis der Störung stellen die Autor*innen das Gefühl schmerzhafter persönlicher Inkohärenz heraus, welche das Resultat dissoziativer Prozesse sei. Andere Symptome, wie Selbstverletzungen und Verlustängste, seien dann erst sekundär auf diese primären Eigenschaften zurück zu führen (Meares, 2012, zitiert nach Liotti und Farina, 2016, S.169). Die Störung der Selbsterfahrung wird intersubjektiv wiederum mit Störungen in der frökhkindlichen Bindung assoziiert und zwar speziell mit einem desorganisierten Bindungstyp. Säuglinge bzw. Kleinkinder mit diesem Bindungstyp zeigen bizarres und ambivalentes Verhalten, wenn sie nach einer kurzen Trennung mit ihrer Bindungsperson wiedervereint werden. Sie erstarren, erschlaffen oder versuchen sich der Bezugsperson zu nähern und gleichzeitig ihr

Gesicht abzuwenden. Die Bezugspersonen selbst weisen häufig unbewältigte Traumata und Verlusterfahrungen auf und wirken auf das Kind entweder direkt ängstigend, da aggressiv oder aber indirekt ängstigend, da selbst geängstigt (Hesse & Main, 2006). Die Bindungspersonen empfinden gegenüber ihrer Fürsorgepflicht Ablehnung und Angst und geben ihre Verantwortung nicht selten gänzlich auf, wenn das Kind nach ihnen verlangt (Liotti & Farina, 2016).

Diese Konstellation wirkt als frühkindliches Beziehungstrauma, da es, wie andere traumatische Erfahrungen auch, Hilflosigkeit und Machtlosigkeit gegenüber einer nicht entrinnbaren und unerträglichen, potentiell lebensbedrohlichen Situation beinhaltet (vgl. Schore, 2009). Dissoziationen und Fragmentierungen des Selbst fungieren dann schließlich als Abwehrmechanismus gegenüber diesem Zustand (vgl. Kapitel 4.3.) und betreffen insbesondere die Bezugspersonen, da diese zugleich die Auslösung der unerträglichen Situation und die Erlösung von dieser Situation bedeuten, die letztlich jedoch unauflösbar bleibt. Die Bezugspersonen können daher vom Kind in ihren Rollen nicht integriert werden: Als potentielle Versorger werden sie zum einen als machtvolle *Retter* angesehen, in der Vernachlässigung bzw. Aggression aber auch als ebenfalls machtvolle, jedoch böswillige *Täter*. Zuletzt werden sie jedoch auch als machtlose *Opfer* wahrgenommen, indem ihre eigene Hilflosigkeit und Ohnmacht für das Kind spürbar ist. Da sich das Selbst intersubjektiv herausbildet, ist auch das Gefühl für das eigene Selbst bis ins Erwachsenenalter von denselben schmerzhaften Inkohärenzen bzw. Uneindeutigkeiten geprägt (vgl. Liotti & Farina, 2016).

In Andreas Geschichte wird die Rolle der Mutter als vernachlässigende und emotional abwesende Bezugsperson sehr schnell und immer wieder klar gemacht. Auch deren eigene Traumatisierung wirkt naheliegend, zum Beispiel mit Blick auf den Suizid ihres Partners, für den sie sich womöglich auch eine Mitschuld zuschreibt. Wenn man davon ausgeht, dass es bei Andrea in Folge dessen zu den beschriebenen dissoziierten Rollenbildern kommt, kann die sehr ambivalente Positionierung des Stiefvaters als Fortsetzung dessen gedacht werden. Dieser wird sehr kontrastreich (auch zur Mutter) zunächst als machtvoller Retter dargestellt, dann aber auch als mächtiger und böswilliger Peiniger und schließlich, in seinem Scheitern 'an der Mutter' und im zunehmenden Alkoholismus, auch als machtloses Opfer.

Die selben Ambivalenzen zeigen sich jedoch auch in Andreas Selbstbild. In einigen Passagen stellt sie sich als anstrengendes und auffälliges Kind bzw. als provokante Jugendliche dar, welche durch ihre Art zur Eskalation und Gewalt in der Familie beiträgt („mit Sicherheit durch meinen Charakter sehr viel dazu getan“) und zuhause ebenso wie im Kindergarten Probleme macht. Nur einen Satz später greift sie dann das selbe Beispiel 'in den Kindergarten gehen' auf, um ihre Selbstständigkeit und Folksamkeit zu illustrieren. Auf der einen Seite ist sie des Stiefvaters idealisierte 'kleine Prinzessin', auf der anderen Seite wird sie von diesem entwertet und

geschlagen. In manchen Passagen klagt sie die Institutionen Schule und Psychiatrie an, in anderen stellt sie sich auf deren Seite und verurteilt ihr damaliges Ich als schwierig und unerträglich. Die Rolle der fürsorglichen Retterin (schon als Kind extrem „sozial“) scheint schließlich wohl auch in Bezug auf ihr Narrativ des posttraumatischen Wachstums relevant, da sich dieses maßgeblich über ihre Karriere als Psychotherapeutin definiert.

Ebenfalls sehr passend zu Andreas Selbstdarstellungen, weisen Lyons-Ruth und Jacobvitz (2008) darauf hin, dass sich die beschriebenen desorganisierten Bindungsmuster in der späteren Kindheit von Borderline-Patient*innen meist zu einem starren, kontrollierenden Verhaltensmuster wandeln. Diese Kontrollstrategien des Kindes würden der Desorganisation in der Interaktion mit den Bezugspersonen entgegenwirken und so die Gefahr dissoziativen Erlebens vermindern (Liotti, 2011, zitiert nach Liotti & Farina, 2016, S.172). Dabei kommt es entweder zu einem kontrollierend-fürsorglichen Verhalten, bei dem sich das Fürsorgeverhältnis zwischen Kind und Erwachsenen umkehrt (vgl. Andreas Selbstdarstellung als sehr sozial und selbstständig, schon früh erwachsen) oder zu einem *herrischen* und *dominierenden* Verhalten (was sogar exakt der Wortwahl von Andreas Selbstbeschreibung entspricht).⁴⁴

Diese Kontrollstrategien versagen dann jedoch im Angesicht von traumatischen und schmerzhaften Ereignissen, die das Bindungssystem intensiv stimulieren und es kommt zur Dissoziation. Zu solchen Situationen gehören vor allem auch Situationen des tatsächlichen oder befürchteten Alleingelassen-Werdens (Hesse, Main, Abrams & Rifkin, 2003). Lotti und Farina (2016) sehen diese späteren traumatischen Ereignisse und Beziehungs dynamiken als Faktoren, die schließlich maßgeblich an der Entwicklung einer Borderline-Störung teilhaben, während das diskutierte frühkindliche Bindungsmuster zwar die wichtigste Vulnerabilität darstellt, jedoch nicht spezifisch für die Störung ist. Ob es ausgehend von der desorganisierten Bindung zu einer Borderline-Störung, einer anderen psychischen Störung oder zur psychischen Gesundheit kommt, könnte nach Ansicht von Liotti (1992, 2004; zitiert nach Liotti & Farina, 2016, S.173) vor allem von den Reaktionen des Umfeldes auf die häufigen Momente kindlicher Verhaltensauffälligkeiten abhängen. Eine chaotische Mischung aus Kritik, Wut, Rückzug und zum Teil übertriebener Sorge assoziieren die Autor*innen dann besonders stark mit der emotional-instabilen Persönlichkeitsstörung.

Diese Bedeutung von 'sekundären' Traumata und von den Reaktionen des Umfelds auf das kontrollierende und impulsive kindliche Verhalten lässt sich ebenfalls in Andreas Geschichte finden. Nachdem sie zunächst die Familiensituation und die damit verbundene Vernachlässigung

⁴⁴ Kontrollierend-fürsorgliches Verhalten tritt vor allem dann auf, wenn der hilflose und verwundbare Elternteil dieses Verhalten bestärkt oder einfordert, während aggressiv-kontrollierendes Verhalten auftritt, wenn das Kind von der Bezugsperson als machtvoll und böswillig wahrgenommen wird.

darstellt, beschreibt sie als nächstes den Umzug der Familie als sehr einschneidendes Ereignis. Die Eltern reagieren auf das 'anstrengende' Verhalten der Kinder dann auch vermehrt mit verbaler und körperlicher Gewalt, kritisieren sie häufig, schicken sie auf ihr Zimmer, während es zu manchen Zeiten wohl auch zu einer Idealisierung Andreas durch den Vater kommt (vgl. 'Prinzessin'), womit mehr oder weniger alle zuvor erwähnten Reaktionen gegeben sind. Die Reaktionen im Umfeld der Psychiatrie und der Schule auf Andreas selbstverletzendes und suizidales Verhalten und die wiederholten Erfahrungen von Hilflosigkeit, Missverständnis und alleingelassen Werden dort stellen dann eine weitere Komponente der komplexen Traumatisierung dar, ebenso wie die Behandlung durch das Jugendamt und die Polizei.

Die bisherigen Feinanalysen geschahen vor dem Einbezug dieser theoretischen Perspektiven zur emotional-instabilen Persönlichkeitsstörung und die erstaunlich vielen Passungen zu Andreas Erzählung lassen sich wie gesagt teilweise durch Andreas intensive psychoanalytische Therapieerfahrung erklären, zum anderen aber auch durch einen hohen Erklärungswert der Theorien.

5.4.3. Erfolgreiche Artikulation: Verständnis, Anerkennung und Identifikation

Während Andreas Jugendzeit von Hilflosigkeit und Unverständnis geprägt ist, beschreibt Andrea die anschließende psychoanalytische Therapie als einen Wendepunkt. Sie fühlt sich nun zum ersten mal „wirklich verstanden“ und erfährt eine passende Unterstützung. In den folgenden Darstellungen kann Andrea sich dann auch zunehmend selbst helfen bzw. effektiv Hilfe suchen. Entscheidend ist für sie dabei die soziale Anerkennung ihres Kerntemas, gerade auch in Abgrenzung zu Erfahrungen, die für sich zwar ebenfalls als 'schlimm', aber nicht als 'traumatisch' einordnet. Ein Wendepunkt ist diese Erfahrung für Andrea auch deswegen, weil sie dort den Entschluss fasst, selbst Psychotherapeutin zu werden und ihrem Leben so eine Richtung gibt.

Passende Hilfe für spezifische Probleme. Nachdem Andreas letzte Psychotherapeutin die Behandlung abbricht, bewirbt sich Andrea auf einen Platz in jener 'Spezialklinik', welche diese ihr noch empfohlen hatte:

A: Und dann hat ich mich dort eben beworben, und hab neun Monate auf nen Platz gewartet; und ähm da war ich dort dann mit neunzehn, und das war so das erste mal seit Ja:hren wos mir wieder wirklich besser ging, (.) ähm das war ich war dort in der Gruppe, mit Leuten in meinem Alter, so zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, (.) ä:hm die alle relativ ähnliche Lebensläufe hatten wie ich; also auch dass sie sehr früh eben sehr selbstständig sein mussten; aber wenns dann wirklich-; also in dem Alter wos dann wirklich darum ging erwachsen zu werden sind sie halt super regrediert; und dann warn so ganz viele kleinkindliche Bedürfnisse; und (.) // Mhmm // genau. Und das war bei mir auch irgendwie so. (.)

Zunächst muss Andrea „neun Monate“ auf einen Platz warten, wobei nicht klar wird, wie sich diese Wartezeit für sie gestaltet. Die Betonung legt jedoch nahe, dass sie die Wartezeit in

Anbetracht ihrer damaligen Lage als lange empfindet und womöglich kritisch sieht; vielleicht auch das eigene Durchhaltevermögen betonen will. Der schnelle Übergang weist darauf hin, dass der primäre Darstellungsfokus auf dem folgenden positiven und tiefgreifenden Wendepunkt liegt: Denn als sie dann „dort“ ist, geht es ihr „das erste mal seit Ja:hren [...] wieder wirklich besser“.

Andrea begründet dies in Folge damit, dass es hier eine spezifische Therapie für spezifische Probleme gab. Die Gruppentherapie findet mit Leuten in ihrem „Alter“ statt, die „alle relativ ähnliche Lebensläufe“ hatten wie sie. Damit stellt sie diesen Therapieansatz jenem in der Erwachsenenpsychiatrie gegenüber, bei dem alle Altersgruppen und Störungsbilder mehr oder weniger die gleiche Behandlung erhalten hätten. Die Erwähnung der ähnlichen Lebensläufe weist zudem darauf hin, dass hier die sozialen Lebenswelten und -geschichten der Patient*innen hier eine größere Rolle spielen und systematisch beachtet werden.

Die typische Systematik dieser Lebensläufe beschreibt Andrea so, dass die Patient*innen als Kinder zunächst „sehr früh eben sehr selbstständig sein mussten“, als Erwachsene dann aber „super regrediert“ sind, wobei „ganz viele kleinkindliche Bedürfnisse“ aufkommen. Bei ihr selbst sei das dann „auch irgendwie so“ gewesen. Diese Argumentation lässt sich wiederum auf zwei Ebenen betrachten: Auf der Ebene des gelebten Lebens lässt sich rekonstruieren, dass die damalige Andrea, für sich selbst überraschend, auf einmal eine tatsächlich sehr passende Erklärung vorfindet und sich in den anderen Patient*innen wiedererkennt. Auf der Ebene des erzählten Lebens fällt auf, dass Andrea hier retrospektiv einen 'typischen' Lebenslauf vorstellt, mit dem sie sich 'vernäht' hat und der für die Strukturierung ihres biographischen Konstrukts hoch relevant ist. So oder so geht mit dieser Strukturierung ein neues Selbstverständnis Andreas einher. Die Psychoanalyse bietet ihr eine Sprache diesbezüglich (z. B. „regrediert“) und das zuvor namenlose Trauma wird denkbar, erzählbar, 'intelligibel' und dadurch sozial nachvollziehbar.

Das Label 'Borderline' wird von Andrea bei dieser Artikulation wie gesagt eher vermieden. Allerdings scheint indirekt durch, dass die psychoanalytische Klinik wohl auch einen Fokus auf bestimmte Störungsbilder legte, da die vorherige Psychiatrie im Kontrast eben „für alle Störungsbilder“ gleich therapiert habe. Zwar ist das psychodynamische Denken insgesamt weniger stark auf diagnostische Kategorien fokussiert und bevorzugt stattdessen eine strukturelle Diagnostik. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch ein tiefenpsychologischer Borderline-Diskurs über die Therapie indirekt eine Wirkung auf Andrea gefunden hat.

Therapeutin als passende Rolle. Einen Wendepunkt stellt dieser Klinikaufenthalt für Andrea nicht nur aufgrund von befreiender Unterstützung und existenzieller Anerkennung dar, sondern auch aufgrund ihres Entschlusses, nun selbst Psychotherapeutin zu werden, woran Andrea nahtlos anknüpft:

A: U:nd (.) ja und danach (.) gings mir iwie das erste mal wieder richtig gu:t (.) ä::hm und die Therapeutin dort hat mich auch schwer beeindruckt, ähm die °Psychoanalytikerin° (.) °ähm°(.) **Genau**. Und äh ich glaube da hab ich dann auch den Entschluss gefasst, (.) äh ich möchte Therapeutin werden; (.) ähm genau weil äh das irgendwie s:o; (.) sie so ein unglaublich; (.) eine unglaubliche prägende Rolle in meinem Leben ähm °gespielt hat° und die erste Person war die mich wi:rklich richtig irgendwie °unterstützen konnte° (.) ähm und ja es hat auch irgendwie so zu meiner generell sozialen Ader gepasst, // Mhm //

Den Entschluss begründet Andrea damit, dass die behandelnde Psychoanalytikerin sie „schwer beeindruckt“ habe und eine „unglaubliche prägende Rolle“ in ihrem Leben gespielt habe. Diese Prägung begründet sie wiederum damit, dass die Analytikerin „die erste Person war die mich wirklich irgendwie °unterstützen konnte“ - wohl auch im Gegensatz zu vorherigen Therapeut*innen, Lehrer*innen, Polizist*innen, Beamt*innen und so weiter, bei denen die Unterstützung nicht „wirklich“, sondern nur 'scheinbar' wirksam war. In Folge dessen kann Andrea wohl auch eine Validierung ihrer Selbst erfahren, indem sie nicht unbedingt selbst die Schuld an dieser unwirksamen bzw. fehlenden Hilfe trug, wie ihr zuvor wohl wiederholt vermittelt wurde, zum Beispiel aufgrund von mangelnder Medikamenten-Compliance oder im Rahmen der Opfer-Täter-Umkehr durch die Polizei.

Eine weitere Begründung findet Andrea darin, dass das Berufsbild außerdem sowieso gut zu „ihrer generell sozialen Ader gepasst“ habe. Über die Metapher der 'Ader' wird die soziale Neigung in gewisser Weise als körperliche Veranlagung naturalisiert. Eine Verbindung zu ihrer frühen Selbstständigkeit und der Hilflosigkeit ihrer Bezugspersonen, wie sie im letzten Kapitel angedacht wurde, wird zunächst nicht gezogen. Die Argumentation scheint sich primär auf die „prägende Rolle“ als Helferin, Bezugsperson und Mentorin zu beziehen. Es scheint so, als ob sich Andrea mit dieser Rolle und der damit verbundenen Macht zu helfen identifiziert. Sie findet in dieser Klinik nicht nur einen Sinn in ihrem vergangenen Leben, sondern auch einen Sinn für ihr zukünftiges Leben. Inwiefern dieser Lebenssinn mit einem weiteren Streben nach sozialer Anerkennung verbunden ist und welche sonstigen Bedeutungen diese Rolle für Andrea mit Blick auf ihr Ermächtigungsnnarrativ hat, wird dann im nächsten Kapitel zur Darstellung und Eigenlogik des 'ermächtigten Selbst' noch genauer betrachtet.

Schlimme vs. traumatische Themen. Im Nachfrageteil erklärt Andrea noch einmal genauer die Bedeutung des Klinikaufenthalts als wichtigen Wendepunkt in ihrem Leben:

A: Also es war unglaublich anstrengend ich war also man war abends komplett fertig so // Mhm // ähm aber es hat endlich mal was bewegt irgendwie und ich konnte dann mal wieder durchatmen und sagen okay ich seh wieder Hoffnung irgendwie // Mhm // dass sich das überhaupt nochmal ändert

Nach den langen Jahren inneren Stillstands ohne substantielle Besserung scheint es nun für Andrea wieder Bewegung zu geben. Sie habe nun „wieder Hoffnung“ gesehen, „dass sich das

überhaupt nochmal ändert". Dadurch wird klar, dass Andrea sich selbst zuvor als hoffnungslosen Fall gesehen hat und wahrscheinlich auch von anderen auf diese Art gesehen wurde. Dabei spielt wohl auch die vorherige fixierende Subjektivierung als psychisch Kranke eine Rolle. Im Anschluss wird dann auch nochmal klar, worauf sie diese neue Hoffnung zurück führt:

- I: (2) °Okay, (also) dass das son (.) Lichtblick war und; ° // Ja. // °Okay ja. Und dass du dich auch nicht abgeschrieben gefühlt hast wie davor irgendwie°
- A: Ne und auch komplett verstanden // Ja // weil ich hat dann zum Beispiel dieses dieses Aufnahmegespräch, ääh mit dem Oberarzt dort, // Mhm // ne mit dem Chefarzt, und der war (.) wirklich so; (1) keine Ahnung der hat nur ein Gespräch mit mir geführt und der meinte so ja sie fühlen sich bestimmt so und das ist bestimmt so und ich dachte so // °@(.)@° // endlich mal jemand der mich komplett versteht // Ja // irgendwie alles hat so mitten ins Schwarze getroffen // Ja // was er gesagt hat.

Diese wiederholte Betonung, dass sie sich nun „endlich mal“ „komplett verstanden“ gefühlt habe, macht sehr deutlich, dass ihr dieses Verständnis zuvor sehr fehlte. Die Anekdote des Aufnahmegesprächs stellt dar, wie der Chefarzt auf scheinbar wundersame Weise bei allem „mitten ins Schwarze“ trifft. Der verstehende Ansatz gestaltet sich auf diese Art als Offenbarung für Andrea und in Folge erklärt sie noch genauer, inwiefern sich dieser von früheren Behandlungen unterscheidet:

- A: Genau; also vorher in der Kinder- und Jugendpsychiatrie wars auch irgendwie so das Thema (.) jaa mein Papa hat sich das Leben genommen, aber; irgendwie (1) das is irgendwie nich son Thema, also so (.) jaa auch aber das (.) das eigentliche Thema war dass meine Eltern Alkoholiker waren und sich nicht um mich gekümmert haben; // Mhm // und das war ja noch immer Thema zu dem Zeitpunkt und // Ja. // wo aber der Fokus irgendwie, ah ja der Vater hat sich das Leben genommen ja da kann man das irgendwie verstehen und nachvollziehen // Ja // aber das war nicht, (.) das Kernthema.

Auch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie gab es also Versuche, Andrea und ihr Leiden zu verstehen, allerdings wurde der Fokus dabei auf den Suizid des leiblichen Vaters gelegt. Für Andrea sei das aber „irgendwie nich son Thema“ gewesen, sondern „das eigentliche Thema“ sei der Alkoholismus der Eltern und die Vernachlässigung durch diese gewesen. Dies umso mehr, als dies ja „noch immer Thema zu dem Zeitpunkt“ war, es sich also um keine Traumatisierung in der Vergangenheit handelte, sondern um eine fortlaufend traumatisierende und prekäre Lebenssituation. Andrea bezeichnet dies als ihr „Kernthema“, während der Suizid des Vaters eher kopräsent ist („jaa auch“) bzw. als indirekt relevant empfunden wird. Das vermeintliche Trauma des Suizids ist aber als Erklärung für Andreas Verhalten sozial besser anerkennbar: „ah ja der Vater hat sich das Leben genommen ja da kann man das irgendwie verstehen und nachvollziehen“. Das Verständnis ging so gesehen also nicht in die individuelle Tiefe, sondern bleibt bei diskursiv intelligiblen, also einfach verständlichen und nachvollziehbaren Erklärungen hängen.

5.4.4. Der Prozess des 'Herauskämpfens': Krankheit, Milieu und Unterdrückung

Nach der Darstellung des Wendepunkts in der psychoanalytischen Klinik beginnt ein Teil der Geschichte, in der Andrea anscheinend konstant auf ihr Ziel hin arbeitet, Psychotherapeutin zu werden und sich nach und nach aus den schwierigen Lebensumständen heraus kämpft. Dabei schildert sie viele Hindernisse und Rückschläge, die sie jedoch alle überwinden kann. Bevor sinnvoll betrachtet werden kann, auf welche Art innerhalb dieser Darstellungen ein ermächtigtes Selbst konstruiert wird, muss der Prozess des 'Herauskämpfens', wie Andrea diesen bezeichnet, zumindest grob rekonstruiert werden. Dabei soll vor allem betrachtet werden, *woraus* Andrea sich eigentlich genau heraus kämpft und außerdem, welche Ressourcen und Bedingungen des sozialen Raums diesen Prozess begünstigen und ermöglichen und welche ihm als Hindernisse entgegenstehen. Zunächst wird hierzu noch einmal kurz der Ablauf der weiteren Lebensgeschichte rekapituliert, um die nötige Übersicht zu gewährleisten. Dabei übernehme ich zunächst Andreas Darstellung und Argumentation aus der Eingangserzählung, um danach Passagen aus dem Nachfrageteil einzubeziehen.

Die erste Herausforderung nach dem Klinikaufenthalt und der erste Schritt zu ihrem Ziel, Therapeutin zu werden, besteht für Andrea darin, ihre Schulausbildung bzw. ihr Abitur abzuschließen. Für eine Rückkehr ans Gymnasium ist sie mit neunzehn Jahren aus rechtlicher Sicht aber inzwischen zu alt und an einem beruflichen Gymnasium wird sie abgelehnt. Sie entscheidet sich daher, zunächst ein freiwilliges soziales Jahr in einem Kindergarten zu machen. Dort erfährt sie „dass es eben die Möglichkeit gibt an der Abendschule sein Abitur nachzumachen“. Während dieser Zeit wohnt sie zudem eine Zeit lang im Frauenhaus, da sie von ihrem damaligen Freund mehrfach geschlagen wurde. Anschließend besucht sie die Abendschule, wobei sie nebenher meistens mehrere Jobs gleichzeitig hat. In Zuge einer Trennung kommt es in dieser Phase noch einmal zu einem längeren stationären Psychiatrieaufenthalt. In Anschluss sucht sich Andrea eine ambulante Therapeutin und bleibt durchgängig in Therapie.

Ihren Schulabschluss schafft sie schließlich mit sehr guten Noten und kann daher an einer Elite-Universität ein Psychologiestudium beginnen. Bald nach Beginn dieses Studiums entwickelt sie allerdings eine starke Schuppenflechte und ihr wird die Autoimmunerkrankung Rheuma bzw. Arthritis diagnostiziert. Ihr Studienabschluss verzögert sich dadurch um ein Jahr. Ein weiteres Hindernis ergibt sich dadurch, dass der Schulleiter der Abendschule Andrea die Möglichkeit eines Stipendiums vorenthielt. Im dritten Semester schafft es Andrea dann jedoch, ein anderes Stipendium zu bekommen, wodurch sie weniger arbeiten muss. Aufgrund der Einschränkungen und Ausfälle durch ihre (körperliche) Erkrankung schafft Andrea 'nur' einen guten und keinen sehr guten Abschluss, weshalb sie in Deutschland keinen Masterstudienplatz bekommt und nach Österreich geht. Ihr Befinden bessert sich dort noch weiter, auch weil sie endgültig den Kontakt zu

ihren Eltern abbricht. Dieser letzte Schritt des Kontaktabbruchs verweist auf einen Vorgang der Abgrenzung, der auch im weiteren Sinne eine große Bedeutung für Andreas Weg zur Selbstermächtigung zu haben scheint.

Abgrenzung und Vermeidung von 'toxischen' Beziehungspersonen. Andrea selbst betont zwar die Bedeutung des Aufenthalts in der psychoanalytischen Klinik als wichtigen Wendepunkt in ihrem Leben, doch verweist sie auch auf die Prozesshaftigkeit ihrer Ermächtigung bzw. Genesung. Denn auch wenn sie nach jenem Klinikaufenthalt ihre akute Depression und Suizidalität vorerst überwunden hat - an ihren grundsätzlichen Lebensumständen hat sich dadurch erst einmal nichts geändert.

A: Mhm ich glaub schon dass das ein Prozess war; // Okay; ja. // ähm; ich glaube (.) dass ich (3) so nach und nach einfach dann auch gesagt habe ich möchte mit (.) toxischen Menschen einfach nichts mehr zu tun haben und es auch Zeiten gab in denen ich gar keine Freunde hatte, weil ich lieber keine Freunde hatte als toxische? // Mhm // Ähm (3) ja um mich da irgendwie einfach (.) rauszuarbeiten; und natürlich auch immer die Unterstützung dann meiner Psychoanalytikerin? // Mhm// °ja.°

Der Kontaktabbruch zu den Eltern stellt sich demnach als Endpunkt eines Prozesses dar, bei dem sich Andreas Sicht auf ihre zwischenmenschlichen Beziehungen verändert. Nach und nach entscheidet sie sich anscheinend immer bewusster dafür, dass sie „mit toxischen Menschen einfach nichts mehr zu tun haben“ möchte. Ihre Psychoanalytikerin unterstützt sie dabei, verhindert aber auch, dass Andrea sich komplett alleine gelassen fühlt bzw. tatsächlich komplett auf sich alleine gestellt ist. Andrea meint auch, dass sie schließlich „lieber keine Freunde hatte als toxische“, wohingegen sie früher Beziehungen oft nur um der Beziehung Willen eingegangen sei. Sie habe „ganz ganz lange Jahre eben immer nur darauf geachtet; ob jemand mirch gut findet und nicht ob ich den Menschen eigentlich wirklich mag, oder toll finde“. Daher sei sie dann auch oft ausgenutzt worden und an sehr „instabile“ Partner geraten:

A: Also ich hatte auch sone (.) längere Phase so um die achtzehn drum rum wo ich so ganz harmoniebedürftig war; // Mhm // und ganz unterwürfig und alles gemacht hab und sehr ausgenutzt worden bin // Mhm // und irgendwann hab ich dann eben so nen gesunden Egoismus irgendwie entwickelt, ähm.

Die Harmoniebedürftigkeit, mit der Andrea diese Ausnutzung erklärt, steht anscheinend auch im Gegenteil zu früheren Phasen, in denen sie sich eher als streitlustig und aufrührerisch beschreibt, hat aber in der Darstellung auch logische Verbindungen zu Andreas 'sozialen Ader', welche ausgenutzt wird. Für die Ausnutzung gibt sie eine beispielhafte Erzählung:

A: Mhm, also ich hatte zum Beispiel ne Freundin; äh ne beste Freundin wir waren so drei vier Jahre beste Freundinnen, und si:e hatte zwei Kinder, ähm auch ganz problematisch der Mann hat ganz viel Drogen konsumiert, und sie auch teilweise, die hatten nie Geld und ich war; hab auch teilweise bei

denen gewohnt und hab aber auch die Kinder immer sehr mitfinanziert mit meinen wenigen finanziellen Mitteln; aber so (.) dass die auch irgendwie auch Kindergeburtstag feiern konnten und so; weil sonst irgendwie nicht das Geld dagewesen wäre und (.) ähm (1) und diese Freundin hatte dann eben äh auf meinen Namen Sachen bestellt und hat die Rechnungen weggeschmissen, // ah okay // und war dann eben so nen Inkasso Verfahren gegen mich, // Oh // und dann hat das dann eben auch vor Gericht geendet, (.) ähm also so was eben. (.) Ja. @(.)@

Andrea meint, dass sie zwar auf der einen Seite in der Wohnung des Paars untergekommen sei, auf der anderen Seite habe sie aber deren Kinder „sehr mitfinanziert“, wobei anscheinend auch Mitgefühl mit diesen Kindern eine Rolle spielte, die schließlich in einer ähnlichen Situation sind, wie Andrea es früher selbst war. Die Ausnutzung Andreas geschieht jedoch nicht im Rahmen dieser freiwilligen Unterstützung, sondern dadurch, dass die Freundin auf Andreas „Namen Sachen bestellt“ und die Rechnungen weg schmeißt, was zu einem Inkasso Verfahren führt, das sogar vor Gericht endet. Über die Art der Darstellung wird jedoch auch klar, dass es hier nicht nur um eine Abgrenzung von individuell „problematisch[en]“ und „toxischen Menschen“, sondern auch um die Abgrenzung von einem bestimmten sozialen Milieu geht, in dem „viel Drogen konsumiert“ werden und in dem „nie Geld“ da ist, auch nicht für die eigenen Kinder.

Ausstieg aus Beziehungsmustern mit 'instabilen' Partnern. Dass es auch, aber nicht nur um eine Abgrenzung und Emanzipation von diesem Milieu geht, verdeutlicht sich in der darauf folgenden Passage, in der Andrea auf die Frage antwortet, ob dieses Muster toxischer Beziehungen in Partnerschaftsbeziehung ähnlich gewesen sei.

A:

(1) Ähmm (.) ja da auch

sehr also ich hab irgendwie ähm; (1) ich bin noch nich ganz dahinter gestiegen wieso: äh ob das irgendwie so is weil ich einen starken Eindruck mache, oder weil ich doch auch innere (.) ganz arge Schwächen habe, aber ich gerate; oder bin früher sehr oft an sehr instabile Partner geraten, // Mhm // ähm (.) die auch; auch wieder dieses Entwerten bei mir gemacht haben; und dieses Gaslighting // Mhm // und; ähm (1) ja. (.) Und hab mich da immer; also ich hab auch ganz ganz lange Jahre eben immer nur darauf geachtet; ob jemand mirch gut findet und nicht ob ich den Menschen eigentlich wirklich mag, oder toll finde, (.) und war dann auch eben; was halt auch ganz häufig das Thema war dass ich auch einfach schon (.) ähm (.) kognitiv einfach (.) schneller @war@ oder // Mhm // mal so; (.) keine Ahnung und; ähm sich dann (.) meine Ex-Partner sehr gekränkt gefühlt haben wenn wir halt (.) Argumentationen hatten und die halt nicht irgendwann nicht mehr mit argumentieren konnten oder // okay// (.) ähm, ja; oder dann während der Abendschule hat ich dann einen Partner der gesagt hat ich soll nich mehr zur Schule gehen, weil dann wenn ich Abitur hätte wär ich ja noch viel schlauer als er und ähm // Mhm // ja.

Der Prozess der Emanzipation wird von Andrea zunächst damit beschrieben, dass sie ihre Suche nach Anerkennung und Wertschätzung reflektiert habe: Inzwischen könne sie besser darauf schauen, wen sie selbst „toll“ findet. Dadurch wird auch impliziert, dass sie ihre damaligen Beziehungspartner nicht wirklich „toll“ fand. In Partnerschaftsbeziehung sei sie nämlich „früher sehr oft an sehr instabile Partner geraten“ sei. Während sie im Interview das Adjektiv 'toxisch' primär auf Freunde anwendet, benutzt sie in Bezug auf ihre Partner in Paarbeziehungen das Adjektiv 'instabil' und zeichnet ein Bild von Männern, die sich in ihrem Selbstwert schnell „sehr

gekränkt gefühlt haben“, womöglich im Sinne eines 'verletzlichen Narzissmus'. Dies ist insofern auffällig, als dass der in den 2010er Jahren populär gewordene Begriff der 'toxischen Männlichkeit' die wohl am weitesten verbreitete Spielart des Diskurses über 'Toxizität' ist. Die Positionierung von Menschen als 'toxisch' markiert jedoch unabhängig davon eine Strategie der Abgrenzung und Vereinfachung (vgl. Hoffmeister, 2023). Nachdem toxische von nicht toxischen Personen unterschieden wurden, ist die Abgrenzung die logische Konsequenz, da natürlich niemand absichtlich mit 'Gift' in Berührung kommen will. Die subjektive Perspektive der geschädigten Person wird dadurch in den Mittelpunkt gestellt, dass das Opfer die Gruppe der schädigenden Täter definieren und als diskursive Wahrheit kommunizieren kann. Diese Übernahme der Deutungshoheit kann man als eine Form der Ermächtigung verstehen (und vielleicht sogar auch als eine Form der Vergeltung). Die öffentliche Ausrufung der Personen als 'toxisch' stellt dann eine Demaskierung des scheinbar 'Normalen' dar. Allerdings bleibt auch unumgänglich die Verhaftung in einem diskursiven Netz bestehen. Der Diskurs über toxische Beziehungen lässt sich dabei in einem breiteren Diskurs über psychische Gesundheit verorten, welcher vornehmlich in einer 'liberalen', politisch 'links' orientierten Mittelklasse zu verorten ist. Verbindungen lassen sich auch zum Trauma-Thema erkennen: Ähnlich wie beim Trauma, welches immer wieder 'getriggert' wird, kommt es auch durch die 'toxischen' Personen zu einer wiederholten und schleichenden Schädigung des Opfers, die es zu vermeiden gilt.

Diese Schädigung geschieht dann „auch wieder“ durch „Entwerten“ und „Gaslighting“, womit ein weiterer, dem Toxischen verwandter Diskurs aufgegriffen wird. Obwohl sie mit der Phrase „auch wieder“ bereits selber auf Parallelen zu früheren Beziehungen (und Traumatisierungen) hinweist, erklärt Andrea, dass sie den Grund für dieses Muster noch nicht ganz verstände und bedient sich einer Logik von Stärke und Schwäche: Sie sei wohl entweder deswegen an solche instabilen Partner „geraten“, weil sie so „einen starken Eindruck mache“ oder im Gegenteil „ganz arge innere Schwächen habe“. Diese Darstellungsweise könnte zum Teil auch Andreas Orientierung an einem Diskurs über 'Resilienz' und 'posttraumatisches Wachstum' geschuldet sein.

Auffällig bei all diesen Darstellungen ist das Verhältnis von Stärke und Schwäche bzw. von Opfern und Tätern in dem Andrea sich selbst und ihre Freunde bzw. Partner positioniert. Ihre Partner erscheinen als schwach und instabil, während sie selbst kognitiv überlegen gewesen sei. Dass es zur Gewalt kommt, begründet sie quasi damit, dass sie selbst „auch laut geworden“ ist und weil sie nicht mehr unterwürfig war. Die 'toxischen' und 'instabilen' Partner hätten argumentativ ab einem gewissen Punkt nicht mehr mithalten können, woraufhin manche von ihnen in ihrer Sprachlosigkeit schließlich auf ihr körperliches Durchsetzungsvermögen zurück greifen. Obwohl Andrea selbst Opfer von psychischer und physischer Gewalt wird, positioniert sie sich gleichzeitig

als überlegen und handlungsmächtig und die Täter als Opfer, obwohl diese an anderer Stelle als „sehr aggressiv“ beschrieben werden. In der Erzählung von der ausnutzenden Freundin erscheint sie in ihrer Fürsorge trotz widriger Umstände ebenfalls als starke Retterin bzw. Helferin, obwohl sie letztendlich ausgenutzt wird.

Auf theoretischer Ebene lassen sich hier Parallelen zum beschriebenen Muster der dissoziierten Opfer-, Retter- und Täter-Rollen aus Andreas Kindheit finden. Die instabilen Partner aktivieren aufgrund der Parallelen zu ihren Eltern womöglich Andreas Bindungsbedürfnis. Sie kann für sie sorgen und sich so als überlegene 'Retterin' fühlen, während sie gleichzeitig als schwaches Opfer auf die Anerkennung, Validierung und Idealisierung durch die Partner angewiesen ist, die sie dann jedoch wiederum entwerten und benutzen. Der rekonstruktive Anspruch dieser Arbeit muss allerdings, wie im theoretischen und methodischen Teil dargelegt, beschränkt bleiben. Eine dekonstruierende Betrachtungsweise wäre es, dass Andrea über diese Darstellung einerseits ihren Opferstatus und andererseits ihre Überlegenheit gegenüber den 'toxischen' Tätern, sowie dem entsprechenden Milieu herausstellt. Aus der Retrospektive des sozialen Aufstiegs erscheint sie dadurch in diesem Milieu schon immer Fehl am Platz, da kognitiv und moralisch überlegen.

Kontaktabbruch zu den Eltern. Die zunehmende Abgrenzung von einem toxisch empfundenen Umfeld setzt Andrea dann auch in ihrer Familie durch. In der Passage mit der sie ihre Stehgreiferzählung abschließt, erklärt sie, dass es ihr aktuell ziemlich gut gehe und das einerseits, da sie durch ihr Stipendium nun finanziell abgesichert sei und außerdem:

A:

weil ähm ich

dann vor zwei Jahren ähm mich (.) endgültig dazu durchgerungen habe den Kontakt zu meinen Eltern abzubrechen? // Mhm // ä:hm (.) genau. (.) Weil ich äh °einfach° gemerkt habe dass da einfach nich wirklich irgendwas für mich ahm zu holen is, sondern immer wieder; ganz starke Entwertung kam und ich hab das Gefühl hatte je erfolgreicher ich bin desto mehr Neid is dort, und dest- also bei meinen Eltern und desto desto größer muss die Entwertung dann auch sein also // Mhm // beispielsweise bin ich 2018 eben (.) mit meim Ex-Freund zusammen gekommen und war dann ähm (.) war dann auch einfach ziemlich (.) happy darüber und hab das meinen Eltern dann irgendwann nach nem halben Jahr erzählt und ähm dann hieß es halt irgendwie nur jaa der wird schon merken wie du bist und dann werdet ihr euch (eh (schmerzvoll)) wieder trennen und; // Mhm // also (.) so is halt eigentlich nu:r die Kommunikation von ihnen so °mir gegenüber° (2) °genau°; und seitdem ähm (1) ja. (3) gehts mir eigentlich tatsächlich besser (.) °öhm.° (.) °ja,° @(.)@° // Mhm °@(.)@° // (3) [Ende Stehgreiferzählung]

Im Gegensatz zur Abgrenzung von Freunden und Partnern fällt Andrea die Überschreitung bzw. die Ziehung dieser Grenze ungleich schwerer. Bis sie sich „endgültig dazu durchgerungen“ hat, braucht es wohl einige Anläufe. Allerdings habe sie schließlich „°einfach° gemerkt“, dass da „einfach nich wirklich irgendwas für mich ahm zu holen is“. Stattdessen habe sie immer wieder „ganz starke Entwertung“ erfahren. Diese Tatsache ist vermeintlich „°einfach°“ und kann als solche eingesehen werden, während die konsequente Umsetzung wohl sehr schwierig ist. Diese

Schwierigkeit kann man einerseits auf Andreas ambivalente Bindung vor allem zum Stiefvater zurück führen. Während sie von ihm zwar immer wieder Entwertung erfährt, hofft ein Teil von ihr nach wie vor, dass dort irgendetwas für sie „zu holen ist“. Die Hoffnung auf eine positive und validierende Beziehung wird dann jedoch anscheinend immer wieder enttäuscht.

Die Konsequenz drängt sich für Andrea umso mehr auf, als dass es nicht nur keinen positiven Trend diesbezüglich gibt, sondern im Gegenteil: Je erfolgreicher sie sei, desto „größer muss die Entwertung dann auch sein“. Ihre Erwartung, dass ihre Ausbildungserfolge endlich zu einer Validierung führen, werden dadurch bitter enttäuscht. Die Erwartung beruht darauf, dass der Stiefvater in Andreas Kindheit Fleiß und gute Leistungen wertschätzte, diese allerdings auch nie genug sein konnten. Bei einer guten Leistung sei dies nach Andreas Beschreibung in einer anderen Passage eher so kommentiert worden, dass da noch mehr ginge, während eine sehr gute Leistung dann 'okay' gewesen sei.

Andrea erklärt sich diese Abwertung außerdem über „Neid“ auf ihre Erfolge. Dies passt zur Darstellung des Stiefvaters als nicht nur leistungsorientiert, sondern auch als konkurrenzorientiert und wenig 'sozial'. Der Neid könnte sich demnach auch in einem Zugehörigkeitsgefühl der Eltern zu einer „traditionellen Mittelklasse“ (vgl. Reckwitz, 2021, S.179) bzw. einem enttäuschten Streben nach dieser Zugehörigkeit begründen. Diese Mittelklasse hat ihre Stellung jedoch inzwischen ohnehin verloren und Andrea ist bei ihren Aufstiegsbestrebungen in die „neue Mittelklasse“ (vgl. Reckwitz, 2021, S.180) erfolgreicher. Die Botschaft der Eltern ist daher, dass sie nicht wirklich dorthin gehört, dass sie nichts 'Besseres' ist und dass ihre wahre Zugehörigkeit eigentlich bei ihnen ist. Andere Menschen, wie zum Beispiel der Ex-Freund, würden „schon merken wie du bist“. Dieses Einreden, wie sie eigentlich ist, beschreibt Andrea an anderer Stelle auch als 'Gaslighting' und kann in der Analyseperspektive auch als versuchte Subjektivierung gelesen werden. Gleichzeitig geht es wohl auch um einen Kampf um die Deutungshoheit, was als etwas 'Besseres' bzw. 'Toxisches' zu verstehen sei.

Die Erklärung des zugrundeliegenden Neids über die Klassenzugehörigkeit ist jedoch wohl nicht ganz erschöpfend, eine detaillierte Rekonstruktion würde allerdings den Rahmen sprengen. Wichtig ist, dass Andrea durch die Positionierung „wie du bist“ auch wiederum als 'psychische Kranke' bzw. 'verrückte (Fraü)' subjektiviert wird. Die Trennung vom Freund sei aufgrund dieser inhärenten Eigenschaft letztlich unausweichlich. Hierdurch könnte sich auch eine ablehnende Haltung der Eltern gegenüber Andreas psychischen Leiden ausdrücken, die sie als Schwäche betrachten – bzw. als Schwäche darstellen und ausnutzen.

Das Beispiel vom Ex-Freund beschreibt Andrea nicht als Ausnahme, sondern als typisch und die Kommunikation sei ihr gegenüber „halt eigentlich nu:r“ so. Dass ihr die Abgrenzung trotzdem so schwer fällt, kann man nicht nur psychologisch, sondern auch diskursiv erklären.

Denn im hegemonialen Diskurs über die Familie wird diese grundsätzlich als unersetzlich und der Kontaktabbruch nicht als eine legitime Option betrachtet. Nichtsdestotrotz bemerkt Andrea, dass es ihr nach diesem Schritt „eigentlich tatsächlich besser“ geht.

Abgrenzung von den Eltern als Abgrenzung vom Herkunfts米尔ieu. Im Nachfrageteil des Interviews frage ich Andrea dann noch einmal, wie es genau zu dem Kontaktabbruch kam. Sie erklärt daraufhin, dass sich ihre Eltern irgendwann nur noch gemeldet hätten, wenn sie von ihr „irgendwas wollten“, wodurch sich nochmals das verdrehte Fürsorgeverhältnis zeigt, welches zwischen suchtkranken Eltern und ihren Kindern häufig zu beobachten ist:

A: Mhm (1) also es war halt irgendwann so dass meine sich Eltern sich nur noch gemeldet haben wenn sie irgendwas wollten, // Mhm // oder halt dann eben zum Geburtstag und zu Weihnachten aber auch die letzten Jahre war an Weihachten immer so dass sie gesagt haben so jaa ähm es wäre irgendwie schön wenn ihr nich an Weihnachten vorbei kommt, weil wir son Stress auf der Arbeit haben, und dann wolln wir einfach nur unsre Ruhe haben, (.) ähm (.) und (1) genau und dann wars halt wirklich nur noch so jaa der Drucker is kaputt, kannst du nicht mal danach gucken? Und; // Hm // ähm (1) ja. Und irgendwann dacht ich mir ne das will ich irgendwie alles nich mehr? (.) ähm; auch in Verbindung mit dem vielleicht mit meinem Ex-Freund? Ähm; weil ich bei seiner Familie gemerkt hab, oder sehr stark auch nochmal gesehn hab wies eigentlich laufen kann? // Mhm // ähm (1) ja; und auch irgendwie immer mehr gemerkt habe dass ich meine Eltern gar nicht leiden kann; weil sie // Mhm // einfach unglaublich rassistische Vorstellungen haben, unglaublich sexistisch sind teilweise, // Mhm // und (.) ähm ja auch (.) ja entwertend und irgendwie denken sie wären was Besseres // Mhm // obwohl sie einfach echt (.) keine guten Menschen sind. Und (2) ja. (1) °Genau.°

Die Einsicht „irgendwie will ich das alles nich mehr?“ führt Andrea auch auf den Kontrast zurück, den sie zur Familie ihres letzten Ex-Freundes sieht. Denn dort habe sie „sehr stark auch nochmal gesehen [...] wies eigentlich laufen kann?“ Durch den Kontakt mit dieser Familie kann Andrea die Normalität der eigenen Familie, durch die 'jeder' Mensch sozialisiert wird, nicht nur weiter hinterfragen, sondern sozusagen auch eine alternative Normalität direkt erfahren. Durch diese Erfahrung kann sie womöglich ein (zuvor unterdrücktes bzw. tabuisiertes) Gefühl der Abneigung gegenüber den eigenen Eltern entfalten, welches als emotionaler Treiber der Abgrenzung wirkt. Das Wort „eigentlich“ deutet dabei aber auch an, dass Andrea die Normalität der Familie des Ex-Freunds als eine 'eigentliche' und natürliche versteht und ihre Herkunfts Familie als eine 'nicht normale'. Welche Rolle ein entsprechender Diskurs über die Familie für Andrea spielt, wird an späterer Stelle noch einmal betrachtet.

Die Erkenntnis, dass sie ihre Eltern eigentlich „gar nicht leiden kann“, verweist zudem auf ihre Argumentation bezüglich der Abgrenzung von Ex-Partnern und Freund*innen. Auch dort habe sie nur darauf geachtet, ob jemand sie gut findet und nicht darauf, ob sie die Person selbst „toll“ findet, beziehungsweise „leiden kann“. Sie deutet dadurch an, nur auf der Suche nach Befriedigung für ihre unerfüllten „frühkindlichen Bedürfnisse“ gewesen zu sein. Dem stellt sie ein authentisches, moralisch bzw. psychologisch aufgeklärtes und emanzipiertes Selbst gegenüber,

welches Beziehungspersonen nach eigenem Willen und nach Sympathie auswählt, sowie danach, ob es „gute Menschen sind“. Die Eltern seien keine solchen guten Menschen, was sie mit deren Rassismus und Sexismus begründet. Trotzdem würden sie „denken sie wären was Besseres“ und andere Menschen dementsprechend abwerten.

Zu diesen Positionierungen lassen sich mindestens zwei Verbindungen aufzeigen: Zunächst positioniert Andrea ihre Eltern im Gegensatz zu vorherigen Passagen nicht mehr ambivalent als Opfer und im nächsten Satz als Täter, sondern sehr eindeutig als „einfach echt“ keine guten Menschen. Diese *temporär eindeutige* moralische Positionierung lässt sich (wie auch bei der Positionierung der 'toxischen Menschen') als Notwendigkeit verstehen, um in der Vergangenheit den Kontaktabbruch vollziehen und ihn retrospektiv als alternativlos darstellen zu können. Die unterschiedlichen (dissoziierten) Rollenbilder werden in diesem Moment zwar nicht gänzlich integriert, Andrea kann so aber Handlungsfähigkeit in Bezug auf einen zentralen Konflikt erlangen und die Entscheidung rückblickend legitimieren.

Eine andere Verbindung lässt sich zum sozialen Milieu ziehen: Die Abgrenzung geschieht einerseits von den konkreten Menschen, andererseits aber wiederum auch von den sozialen Verhältnissen und sozialen Räumen, die diese Menschen hervorgebracht haben und die andersherum von diesen Menschen auch mitgestaltet werden. Der Ausstieg aus diesen Verhältnissen lässt sich einerseits 'praktisch', andererseits aber auch subjekttheoretisch betrachten. Praktisch gesehen geht der soziale Aufstieg mit einer Vermehrung von Ressourcen einher, insbesondere mit einer Vermehrung von sozialem und kulturellen Kapital, welches Andrea in ihrer Familie nur in geringem Maß erlangen konnte. Diese Ressourcen scheinen für die Bewältigung des Traumas eine zentrale Rolle zu spielen, ebenso wie das Wegfallen von schädigenden Einflüssen von Andrea als zentral heraus gestellt wird. Auf der einen Seite steht also das Wegfallen eines 'vergifteten' bzw. 'vergiftenden' Milieus und auf der anderen Seite die Erschließung eines neuen sozialen Milieus, welches Andrea sozusagen einen fruchtbaren Nährboden für ihre weitere Entwicklung liefert.

Die Positionierung in diesem neuen Milieu ist subjekttheoretisch aber auch als eine Identifizierung mit der diskursiven bzw. normativen Macht dieses Milieus zu verstehen. Der soziale Aufstieg wird erst durch die Praktik der Psychoanalyse ermöglicht und durch die Ressourcen und Fähigkeiten, die Andrea dort bezieht. Diese Macht der Sprache und der Deutungshoheit scheint Andrea zu beeindrucken und zu faszinieren, nachdem sie zuvor wiederholt von Dritten definiert und subjektiviert wurde. Die Ermächtigung geschieht also auch dadurch, dass sie sich sozusagen auf die Seite der Macht stellt. Das Herkunfts米尔ieu und das zugehörige 'alte' und 'problematische' Selbst werden hingegen abgewertet. Im Sinne einer zeitgenössisch-kulturalistischen Klassentheorie, welche soziale Klassen nicht nur als vermeintlich

homogene soziale Gruppen mit unterschiedlichen materiellen Ausstattungen, sondern auch als subjektivierende „Lebensstilkollektive“ (Reckwitz, 2021, S.176) versteht, erscheint das Prekariat, so wie es auch Andrea beschreibt, als ein Diskurs über eine „neue Unterklasse“ (Reckwitz, 2021, S.178). Dieser Begriff beschreibt,

„wie die Unterklasse seit den 1990er Jahren einer Kulturalisierung von Ungleichheiten unterzogen wurde, welche sie in erster Linie nicht über bestimmte materielle Bedingungen, sondern als Ort eines problematischen kulturellen Habitus charakterisiert. In der Repräsentation in den Medien, im wissenschaftlichen und politischen Diskurs erscheint das Subjekt dieser Unterklasse als ein Ort ungesunder Körperlichkeit, ästhetischer Stillosigkeit, Undiszipliniertheit, 'bildungsferner' Erziehungsstile, aber auch von Sexismus, Rassismus und Homophobie. Unterklassen-Subjekte werden so in der dominanten Kultur als riskante, problematische Subjekte repräsentiert. Zugleich jedoch werden ausgewählte Elemente der 'authentischen' Arbeiterkultur – zum Beispiel Tattoos, Fußball oder 'coole' Männlichkeit – von Seiten der neuen Mittelklasse als kulturelle Ressource und willkommenes Stil-Accessoire bereitwillig angeeignet.“ (Reckwitz, 2021, S. 178; Skeggs, 2004)“

Diese Beschreibung deckt sich sehr stark mit der Sprache, die von Andrea verwendet wird, indem sie ihr Herkunftsmilieu als „problematisch“, „toxisch“ oder an anderer Stelle auch einfach nur als „assi“ beschreibt. Auch sie definiert ihr damaliges Umfeld bzw. ihre Familie über Drogen, Gewalt, Sexismus und Rassismus, um diese Dinge dann als soziale Grenzmarkierungen zu nutzen. Interessanterweise wird das konstitutive Außen einer 'Unterschicht' jedoch von den Eltern ebenso genutzt wie von Andrea. Denn die Eltern streben danach, zur „traditionellen Mittelklasse“ (Reckwitz, 2021, S. 179) zu gehören, beziehungsweise fühlen sich dieser zugehörig. Das Subjekt dieser Mittelklasse zeichnet sich durch das Ideal harter Arbeit aus, fühlt sich um dessen Lohn jedoch zum Teil betrogen, sozial deklassiert bzw. kulturell entwertet. Es ist in traditionellen Werten, sowie in Religion und Familie verwurzelt. Es sei zudem mit einem besonderen „Durchhaltevermögen“ (Reckwitz, 2021, S. 179) ausgestattet. Den Willen zur harten Arbeit und dieses Durchhaltevermögen bzw. eine entsprechende *Resilienz* nimmt Andrea womöglich nicht nur als Überlebenstaktik im Angesicht des Traumas, sondern auch aus diesem Milieu mit. In der kulturell-dominanten, akademischen „neuen Mittelklasse“ (Reckwitz, 2021, S.180), in die sie gewillt ist aufzusteigen, werden diese Elemente wiederum zu nützlichen und verwertbaren Ressourcen.

Die neue Mittelklasse zeichnet sich nach Reckwitz (2021, S.181) unter Anderem durch die

Leitwerte der Flexibilität, Mobilität, Lernbereitschaft, Toleranz, Emanzipation, sowie durch Gesundheits- und Stilbewusstsein aus. Entscheidend für die Abgrenzung ist weniger die materielle, sondern, vermittelt über den Lebensstil, die symbolische Dimension. Die Emanzipation wird für Andrea erst durch den Bildungsaufstieg in diese 'tolerante' Klasse möglich. Gleichzeitig wird die eigene Herkunft dort „zu einem verbergenden Makel“ (Reckwitz, 2021), da dort eine Distinktion nach unten gegen die 'asoziale' Unterklasse herrscht, auch aufgrund der neuen Politisierung und Kulturalisierung der Sozialstruktur: „Während die akademische Mittelklasse auf der politischen linken Mitte tonangebend geworden ist, haben sich die Reste der Arbeiterklasse längst auf den Marsch nach rechts begeben, ins Lager der Rechtspopulisten [...] - dem liberalen Neobürgertum erscheint sie damit erst recht verdächtig.“

Zwischenresümee. Andreas Geschichte des posttraumatischen Wachstums ist also in wesentlichen Teilen auch als eine Geschichte des sozialen Aufstiegs zu betrachten, viel mehr jedoch auch andersherum als ein 'Rauskämpfen' aus prekären sozialen Verhältnissen. Ermöglicht wird der Prozess dieser Ermächtigung primär durch die Psychoanalyse, doch auch durch die Unterstützung von Lehrer*innen, Eltern von Partnern bzw. Freund*innen, bei denen sie sich immer wieder Hilfe sucht. Dieser Kampf wird von Andrea nicht nur gegen ein - wie auch immer verstandenes - Trauma geführt, sondern auch gegen die bzw. in den Institutionen Psychiatrie, Schule und Universität. Dort wird sie aufgrund ihrer sozialen Herkunft ebenso subjektiviert und diskriminiert, wie aufgrund ihrer psychischen Probleme. Außerdem fehlt ihr in dem vermeintlich chancengleichen System die Unterstützung und der Rückhalt der Eltern und sie muss jede Hilfe selbst erkämpfen. Bourdieu (2016) fasst die Bildung unter das kulturelle Kapital und bezeichnet diese als die in der modernen Gesellschaft am besten verschleierte Form der erblichen Übertragung innerhalb der Familie.

Nichtsdestotrotz wird Bildung zur wichtigsten Ressource, um sich vom Herkunftsmitieu zu distanzieren, wobei gute Leistungen und Bildungserfolge gleichzeitig als Währung für den eigenen Selbstwert fungieren, was paradoixerweise wiederum im Bewusstsein der Herkunfts Familie bzw. -klasse verwurzelt ist. Während die Eltern „denken sie wären was Besseres“, werden sie von Andrea in moralischer Hinsicht degradiert und deklassiert. Die Übernahme von Deutungshoheit und Definitionsmacht kann dabei als Teil des Prozesses, aber auch als Ergebnis einer Selbstermächtigung gewertet werden. Die Artikulation des Traumas ist mit dieser Deutungshoheit verbunden, da Andrea ihr individuelles Bindungstrauma mit der Vernachlässigung und psychosozialen Exilierung im Prekariat artikuliert. Während 'Trauma' in der Psychiatrie nur als Folge 'psychologischer' Auslöser, wie dem Suizid des Vaters, anerkennbar wird, werden soziale Faktoren dort ausgeblendet und das Prekariat unsichtbar gemacht.

5.4.5. Das gegenwärtige, ermächtigte bzw. 'gewachsene' Selbst

Nachdem im letzten Kapitel stärker der damalige Prozess der Ermächtigung rekonstruiert wurde, wird abschließend noch einmal intensiv die Darstellung des ermächtigten, beziehungsweise am Trauma 'gewachsenen' Selbst in den Fokus gestellt. Dieses wird einerseits in Abgrenzung zu einem traumatisierten, pathologischen und sozial schwachen Ich konstruiert, wird aber auch auf dieses zurück geführt. Dabei zeigen sich in der Zukunftsperspektive auch Ambivalenzen zwischen der positiv bewerteten Resilienz und der angestrebten Fähigkeit, das Leben zu genießen und Glück zu finden. Insgesamt wird das ermächtigte Selbst als resilient, stark, leistungsfähig, unabhängig, reflektiert, kritikfähig, (politisch) engagiert, empathisch und sozial dargestellt, wie in den folgenden Feinanalysen aufgezeigt wird.

„Was das Ganze mit mir gemacht hat“: Sinnfindung und -konstruktion. Um die Betrachtung der Ermächtigung als Prozess mit der Darstellung des ermächtigten Selbst als Ergebnis zu verknüpfen, wird zunächst eine Passage betrachtet, mit der Andrea ihre Eingangserzählung schließt, nachdem ich frage, ob sie noch irgendetwas hinzufügen möchte:

A: Vielleicht (.) generell so; irgendwie (.) was das Ganze mit mir gemacht hat also zum einen dass ich eben andere Menschen, (.) äh dabei unterstützen möchte vielleicht auch aus sonem Leben irgendwie heraus zu kämpfen (.) ähm (1) weil ich eben weiß wies is und weil ichs halt geschafft habe? // °Mhm° // ä:hm (1) und vielleicht auch son bisschen (1) ähm (4) °oder hm° da bin ich momentan so bisschen am am (.) selbst drüber nachdenken aber (.) ähm ich bin ja doch schon- also ich bin einfach eine sehr offene tolerante Person und eher so im politisch ganz (.) konträr zu meinen @Eltern@ // M-hm @(.)@ // ähm (.) und (2) ja. Ich glaube das hat mich aber auch sehr geprägt dass ich dann doch sehr in die andere Richtung gegangen bin (.) ähm (.) °se:hr liberal bin.° // Mhm // °genau.° (5) Ja. (.)

Die Formulierung „was das Ganze mit mir gemacht hat“ markiert die nachfolgende Passage explizit als eine Argumentation darüber, welche Bedeutung und welchen Effekt Andrea den Erlebnissen zuschreibt. Die Betonung auf „mir“ wirkt dabei in diesem Satz etwas ungewöhnlich, als ob es im bisherigen Interview überhaupt nicht um diesen Zusammenhang gegangen wäre. Man könnte dies darauf zurück führen, dass Andrea ihre Lebensgeschichte zuvor tatsächlich ohne viele explizite Argumentationen erzählt und diese, sozusagen als Fallgeschichte für sich selbst stehend, der Forschung bereit stellen will. Auf meine Nachfrage hin ergreift sie dann noch einmal die Chance für eine explizitere Darstellung dieses Zusammenhangs, um dann im Nachfrageteil diese Tendenz noch weiter zu verfolgen. Weiterhin kann man diese Betonung aber auch so interpretieren, dass die Andrea der vorangehenden Ermächtigungsgeschichte ihr Leben zunehmend selbst bestimmte und sozusagen ihre Lebensgeschichte selbst schrieb. Im Folgenden dreht sie die Perspektive wieder um und betrachtet, wie sie selbst durch ihre Geschichte bestimmt wurde. Vor dem Hintergrund des Interviewthemas ist dies naheliegend, da sie im Sinne eines 'posttraumatischen Wachstums' nicht nur darstellen will, wie sie sich von ihrer Vergangenheit

emanzipierte, sondern auch, welche (primär positiven) Wirkungen diese Vergangenheit auf ihr aktuelles Leben hat und wie sie ihren positiven Lebensweg bzw. -wandel auch gerade durch diese Erfahrungen gehen konnte. Bezuglich dieser unterschiedlichen Darstellungsinteressen scheint in Folge auch die Frage auf, inwiefern diese in einem Spannungsverhältnis stehen und wie Andrea die entsprechenden Zusammenhänge mit ihrer dargestellten Unabhängigkeit verbindet.

Der erste Zusammenhang, den sie nennt, ist jener zwischen ihrer eigenen Erfahrung und ihrem Willen, Menschen mit einer ähnlichen Geschichte zu unterstützen, „sich auch aus sonem Leben irgendwie heraus zu kämpfen“. Die Argumentation „weil ich eben weiß wies is und weil ichs halt geschafft habe?“ erklärt einerseits ihre Motivation dafür, aber auch ihre Befähigung dazu. Ein entsprechender Diskurs findet sich in der 'victim advocacy', aber auch in der Rolle des 'wounded healer', wodurch Opfer- und Helferrollen miteinander verknüpft werden. Das eigene Leiden befähigt dazu, das Leid der Anderen einerseits zu empathisch zu verstehen, während die eigene Bewältigung dazu befähigt, dieses auszuhalten (vgl. 'Resilienz') und Auswege aufzuzeigen. Delker, Salton und McLean (2020) bemerken, dass ein solches Narrativ sehr wertvoll, sowohl für das Individuum, als auch für dessen Umfeld sein kann, kritisieren jedoch, dass die entsprechende narrative Schablone oft von einer individualisierten und linearen Wachstumsgeschichte ausgeht, was dazu führt, dass die Position nicht für alle gleichermaßen verfügbar ist.

Dass eine über-individuelle, politische Bedeutung des Erlebten für Andreas in der Vergangenheit geringer war, aber aktuell zunimmt, bestätigt sich in in der folgenden Argumentation, wonach sie „politisch ganz (.) konträ:r“ zu ihren Eltern sei. Im Gegensatz zu diesen bzw. „geprägt“ durch diese sei sie eine „sehr offene tolerante Person“ und „°sehr liberal°“. Eine antagonistisch und destruktiv empfundene politische Orientierung scheint Andrea einerseits an das zuvor diskutierte „asoziale“ Herkunfts米尔ieu zu knüpfen, aber auch speziell an die Figur des Stiefvaters. In Abgrenzung zu dessen Rassismus, Sexismus und Konkurrenzorientierung beschreibt sich Andrea an früherer Stelle zum Beispiel als schon „immer sehr sozial“. Diese soziale Grundhaltung Andreas kann man zwar auch bindungstheoretisch, zum Beispiel mit desorganisierten Helfer- und Täterrollen, der Vernachlässigung durch die Mutter und der wahrgenommenen Hilflosigkeit der Eltern erklären. Doch scheint sie auch über diese Prägung hinaus zu gehen und sich in dieser Hinsicht auch erst in jüngerer Vergangenheit zu entfalten.

Auf diese Darstellung einer positiv bewerteten sozialen Prägung durch die Eltern bzw. durch den Stiefvater folgt die Darstellung einer negativ bewerteten sozialen aber auch biologischen Prägung durch die Mutter:

A:

Was mich außerdem
noch geprägt hat is eben meine Mutter ganz arg, (.) ähm; das hat °mich-° ähm also das beschäftigt mich

natürlich heute noch, // Mhm // ähm dieses (.) dass sie einfach ähm; also sie hat mir hat mir irgendwann vor ein paar Jahren dann mal richtig betrunken erzählt dass sie ähm; (2) dass sie mich nach der Geburt irgendwie auf den Bauch gelegt bekommen hat und dass da ja eigentlich hätten Gefühle sein müssen; // Mhm // aber die waren halt nicht d:a und ähm die sind halt irgendwie auch nie gekommen und (.) ähm ich hab das oft meiner Mutter eben gesagt du hast mich gar nicht lie:b und so, und dann wars halt immer so nee das stimmt gar nicht und seitdem hab ich irgendwie bisschen mehr die Gewissheit dass (.) das schon alles richtig war was ich so empfunden habe? // Mhm // Ä:hm; (2) Genau. Aber das macht auch mit mi:r dass ich irgendwie ein bisschen (1) ä:hm (.) denke ob ich mich irgendwie @Hm@ ähm (1) ja (.) ob ich irgendwie Mutter werden möchte // Mhm // zum einen durch meine (.) chronische Erkrankung die auch vererbbar ist (.) ähm und zum anderen weil mein (.) leiblicher Vater Depressionen hatte sich das Leben genommen hat meine Mutter (.) auf jeden Fall ne psychische Störung hat // Mhm // °auch wenn ich mir irgendwie° nicht anmaßen @möchte@ ihr irgendeine @**Diagnose zu geben**@ (.) Ä:hm (2) **und** (1) ich (1) **Angst habe**, dass das bei mir auch nochmal durchbrechen könnte: (.) und ich das irgendwie °keinem Kind antun will° ((schmerzvoll)) // Mhm // (5) °ja.° (2) °das sind so Sachen die mich (2) beschäftigen weil ich dieses Jahr auch dreißig geworden bin, und irgendwie; @(.)@ macht man sich° @ja dann doch@ ein paar Gedanken // @(.)@ Mhmm // (5) °ja.° (2)

Die Prägung durch die Mutter bezeichnet Andrea als „**ganz arg**“ und diese beschäftigte sie „natürlich heute noch“. Damit räumt sie auch dem mit dieser Person verbundenen Trauma eine nach wie vor große Bedeutung für ihre Identität bzw. ihre aktuelle Existenz ein. Die folgende Anekdote, in der die Mutter ihr gesteht, dass sie von Beginn an keine liebevollen Gefühle für sie gehabt hätte, verdeutlicht nochmals diesen traumatischen Gehalt der Beziehung. Schon zuvor sprach Andrea das Thema 'Gaslighting' an und knüpft hier daran an, indem sich durch dieses 'Geständnis' der Mutter zeigt, dass ihr kindliches Gefühl eigentlich zutreffend war. Die Anerkennung diesbezüglich steht einer vorherigen existentiellen Verunsicherung gegenüber, in der Andrea sich ihrer (subjektiven) Realität nicht sicher sein kann. Die soziale Anerkennung dieses Traumas und das Eingeständnis der Mutter wurden wahrscheinlich durch einen normativen Diskurs über Mutterschaft erschwert, wonach Mütter natürlicherweise immer liebevolle Gefühle für ihre Kinder haben. Prägend ist dies für Andrea auch in der Gegenwart, nicht nur aufgrund der kindlichen Erfahrung, sondern auch, da sie nun selbst fürchtet, keine gute Mutter sein zu können. Die positive Prägung, die Andrea im ersten Teil dieses Resümeees in Bezug auf ihre Helferrolle und ihre politische Orientierung postuliert, wird auf diese Art im zweiten Teil um eine entschieden negative Prägung ergänzt, die auch auf die aktuellsten Lebensfragen noch Einfluss hat. Ihre Perspektive auf die eigene Mutterschaft kann man nicht nur durch Mitleid mit ihrem eigenen traumatisierten kindlichen Selbst erklären, sondern auch, wie sie selbst darstellt, mit einer Angst vor einer genetischen Vererbung innerhalb der Familie. Eine mögliche soziale oder psychologische Übertragung bzw. Prägung diesbezüglich wird dagegen nicht angesprochen, diese wird in der Darstellung anscheinend eher für positive Wirkungen reserviert. Während sich die 'negative' Prägung durch das Bindungstrauma mit einem psychoanalytischen Diskurs verknüpfen lässt, scheint die 'positive' Prägung bzw. Sinnfindung eher mit einem Diskurs über posttraumatisches Wachstum assoziiert zu sein.

Ambivalente Bedeutung der Diagnosen. In ihrem Resümee darüber, was sie in ihrem Leben besonders stark geprägt hat, geht Andrea auf ihre Mutter und das assoziierte Trauma ein und stellt dies in den Kontext einer psychischen Erkrankung beziehungsweise Vulnerabilität für eben jene. Diese Verwundbarkeit erscheint einerseits als traumatisch vermittelt, aber auch als biologisch vererbt. Daher gebe es das Risiko, dass die psychische Erkrankung potentiell jederzeit „nochmal durchbrechen könnte“, wovor sie sich fürchtet - wohl auch, da dies eine Wiederholung bzw. Fortsetzung des Traumas darstellen würde. Bezogen auf biomedizinisch verstandene psychische Erkrankungen frage ich Andrea im Nachfrageteil, wie es für sie war, eine Diagnose zu bekommen:

A: Mhmm (.) also zum ei:nen wars irgendwie (.) ganz hilfreich irgendwie // Mhm // so dass es n Namen bekommen hat, (.) ähm zum andern wars aber auch ein bisschen schwi:erig weil ich ein; ich bin ein sehr offener und direkter Mensch, und ähm ich bin auch mit meiner Diagnose dann sehr offen umgegangen, // Mhm // ähm (.) die Reaktion meiner Mitschülerinnen war dann irgendwie aber dass sie mich sehr gemieden haben, // Okay // ähm; dass sie dann irgendwie auch so ähm (.) also ich war ja irgendwie; für mich war das so; ich war ja kein anderer Mensch so von heute auf morgen nur weil ich jetzt gesagt hab ich hab Depressionen, // Ja. Ja. // ähm aber; das Verhalten der anderen mir gegenüber war (.) de facto seitdem °ganz anders ähm° (2) ja. // Okay. // weil irgendwie wahrscheinlich auch Ängste da warn °und° (2) ja;

Die Bedeutung der sozialen Anerkennung und der damit einhergehenden Ambivalenz der Subjektivierung wird hier nochmals sehr deutlich: Denn „zum ei:nen“ sei die Diagnose „ganz hilfreich“ gewesen, indem das zuvor Unsagbare adressierbar wird und einen „Namen bekommen hat“. Ihr Gefühl, dass etwas grundsätzlich nicht stimmt, wird ebenso wie später in Bezug auf die Lieblosigkeit der Mutter bestätigt, wenn auch weitaus weniger spezifisch. Allerdings sei es „zum anderen [...] aber auch ein bisschen schwi:erig“ gewesen. Denn Andreas Offenheit im Umgang mit ihrer Diagnose trifft bei ihren Mitschüler*innen nicht unbedingt auf die selbe Offenheit. Im Gegenteil wird sie von diesen dann „sehr gemieden“. Das „sehr“ steht hier im Gegensatz zum davor verwendeten „bisschen“ und es ist anzunehmen, dass der soziale Ausschluss für Andrea keine unerhebliche Belastung darstellte. Denn die Subjektposition der psychisch Kranken bzw. Depressiven wird eben nur scheinbar anerkennbar, da es sich um ein Anti-Subjekt handelt und führt „de facto“ zum sozialen Ausschluss, insbesondere bei den Altersgenoss*innen.

Diese Reaktion erscheint für Andrea unfair, da ihre eigene Offenheit noch bestraft zu werden scheint. Zudem stellt sie sie auch als unsinnig heraus: Nur weil sie „jetzt gesagt hab ich hab Depressionen“ sei sie „ja kein anderer Mensch so von heute auf morgen“. Nichtsdestotrotz wird sie nach diesem 'Outing' durch ihr soziales Umfeld mit dieser Eigenschaft identisch gemacht und aus der Sphäre des 'Normalen' verbannt. Obwohl sie sich als Mensch eigentlich nicht verändert hat, wird sie über das Diagnoselabel in der intersubjektiv konstruierten Wirklichkeit sehr wohl zu einem anderen, nicht mehr normalen bzw. intelligiblen Menschen.

Andrea bezieht sich bei der Darstellung dieser Ambivalenz nur auf die Diagnose der Depression, obwohl ich dies in meiner Frage offen gelassen hatte. Die potentiell weitaus stärker stigmatisierte Diagnose der Persönlichkeitsstörung wird nicht angesprochen, was den Eindruck aus dem ersten Teil des Interviews verstärkt, dass Andrea mit dieser weniger „offen“ umgeht. Dies könnte auch damit zu tun haben, dass die Persönlichkeitsstörung sich im Gegensatz zur eher temporären Krankheit bzw. Befindlichkeit 'Depression' bereits in ihrer Eigenlogik – also auch ohne die Stigmatisierung durch die anderen Jugendlichen - auf Andreas ganze Person bezieht.

Im Anschluss frage ich Andrea noch etwas genauer nach ihrer damaligen Einstellung gegenüber der Therapie, wobei noch einmal deutlich wird, dass die Lage komplizierter ist, als die vorherige Darstellung glauben macht. Die einfache Gegenüberstellung von einer „offenen“ Andrea und den unreflektierten bzw. ängstlichen Mitschüler*innen wird hier in Frage gestellt:

A: Mhm; ich glaub die Einstellung wa:r die ersten zwei drei Jahre; (1) macht dass ich gesund werde? // Mhm // Und eher noch sehr wenig das Verständnis dafür dass ich (.) an mir arbeiten muss; // Mhm // ich war sehr bockig und se:hr (1) äh is doch alles Schrott das hilft doch alles nich und // Mhm // äh **auch** so diese (.) verhaltenstherapeutischen Methoden mit denen ich also ich hab noch nie gerne Hausaufgaben gemacht // Mhm @(.)@ // und ich fand das auch nicht sehr hilfreich wenn ich mir irgendwie abends aufzuschreiben sollte auf was ich mich am nächsten Tag freu // okay // ich hab mich nicht ernst genommen gefühlt.

Andrea nahm also die Zuschreibung der Depression als Krankheit an, zeigt sich aber auch widerständig gegenüber den psychiatrischen Behandlungsmethoden, was bereits in der Eingangserzählung klar geworden ist. Die Diagnose erschien zunächst wohl nur bedingt hilfreich, da ihre Einstellung gegenüber der Depression als 'Krankheit' ist: „macht dass ich gesund werde“, sie jedoch gleichzeitig Medikamente ablehnt. Diese Haltung kann man einerseits als „bockig“ betrachten, wie Andrea es hier beschreibt, aber auch als einen weiteren Ausdruck von Andreas Hilflosigkeit. Die „verhaltenstherapeutischen Methoden“ empfand sie als „nicht sehr hilfreich“, worauf sie mit Widerstand reagiert.

Die interessanterweise an die Methoden der Positiven Psychologie erinnernde Aufgabe (vgl. Kapitel 2.4.), sich aufzuschreiben „auf was ich mich am nächsten Tag freu“ wirkt vor dem Hintergrund ihrer damaligen Lebensumstände geradezu zynisch und in Bezug auf ihre lebensweltlichen Probleme habe sie sich „nicht ernst genommen gefühlt“. Aus der Perspektive der Behandelnden ist in einem solchen Fall wohl eine mangelnde 'Compliance' der Jugendlichen Schuld am ausbleibenden Therapieerfolg. Aus Andreas Gegenwartsperspektive stellt sie ihr jugendliches Selbst einerseits als „sehr bockig“, widerspenstig, ignorant und unwissend dar, da ohne „Verständnis dafür dass ich (.) an mir arbeiten muss“. Andererseits zeigt sie sich im Anschluss auch solidarisch und empathisch mit diesem jugendlichen Ich.

Haltung gegenüber dem jugendlichen bzw. kindlichen Selbst. Die Betrachtung des ermächtigten Selbst erfordert in besonderem Maße auch die Betrachtung der Haltung gegenüber dem alten, pathologischen bzw. machtlosen Selbst. In einem späteren Teil des Interviews erkundige ich mich bei Andrea nochmal explizit nach ihrer Haltung gegenüber ihrem 'alten Ich' bzw. wie sie dieses beschreiben würde:

A: (4) Also ich glaube ich war so; (.) sehr (3) anstrengend sehr wütend, sehr (1) ja. (2) Sehr depressiv, (.) ich hab die Schuld immer bei Andern gesucht, ähm (1) sehr vorwurfsvoll, und (.) irgendwie (1) ja. (1) Ich (.) war einfach glaub ich wirklich so; @((bitter))@ ziemlich anstrengend; auch für andere Menschen; und wie gesagt, ich hab ja schon gesagt, ich will mit mir selbst °äh° nicht befreundet sein // Mhm // mit meinem früheren Ich weil; (1) ähm; (.) ich ja auch sehr manipulativ war; ich hab mir aus Beziehungen gezogen was ich irgendwie gebraucht habe, und hab aber nich viel gegeben, irgendwie gefühlt, und; (.) ähm (1) ja. (.) Und (1) °denke dass das jetzt äh sehr anders is; ich versuche° (.) ähm oder das war auch nen sehr großer Lernprozess irgendwie auch andere zu sehn; und

Die jugendliche Andrea wird als „sehr (3) anstrengend sehr wütend“, „depressiv“ und „vorwurfsvoll“ beschrieben. Die Aufzählung transportiert über die vielen Betonungen und z. B. im bitteren Lachen eine energische Emotionalität, mit der das alte Selbst bewertet wird. Mit ihrem früheren Ich will sie „nicht befreundet sein“, da sie „auch sehr manipulativ“ gewesen sei und sich nur genommen habe was sie „gebraucht habe“, „aber nich viel gegeben“ habe. Dies steht im Gegensatz zu vorherigen Darstellungen, wonach sie schon immer sehr sozial gewesen sei und oft versucht hätte, anderen Menschen zu helfen und dabei sogar ausgenutzt wurde. Die Darstellung eines manipulativen, in Beziehungen sehr schwierigen, anstrengenden, nach außen projizierenden, unreflektierten Ich scheint sich nun wieder stärker am Bild einer 'Borderlinerin' zu orientieren, welches in anderen Abschnitten ja eher vermieden wurde, wahrscheinlich gerade aufgrund dieser negativen Haltung. Indem sie mit ihrem damaligen Ich selbst nicht befreundet sein will, entschuldigt sie den sozialen Ausschluss durch ihr Umfeld und reproduziert diesen ebenso wie das Gefühl, anstrengend, störend und belastend zu sein, welches ihr bereits in der Familie und in der Schule gegeben wurde. In der nachdenklichen Paraphrasierung „°denke dass das jetzt äh sehr anders is; ich versuche° (.)“ kann man auch eine Unsicherheit oder Angst in Bezug auf das alte Selbst vermuten, denn der Erfolg dieser 'Versuche' scheint nicht gewiss, da es ja „nochmal durchbrechen“ könnte.

Andererseits steht das vorwurfsvolle Ich, welches „die Schuld immer bei Andern“ sucht auch im Gegensatz zu einem Subjekt der Selbstverantwortung und der Resilienz, wie es auch in einem neoliberal geprägten Ermächtigungsdiskurs konstruiert wird. 'Asozial', unreflektiert, von sozialer bzw. öffentlicher Hilfe abhängig und verantwortungslos zu sein, wirkt für dieses Subjekt als konstitutives Außen. Ein „sehr großer Lernprozess“ ist auf diese Art auch als eine große Anpassung und eine Aufgabe von *Widerständigkeit* - nicht zu verwechseln mit *Widerstandsfähigkeit* im Sinne der Resilienz - zu sehen.

Nochmals angesprochen auf diese entschieden negativen Gefühle gegenüber ihrem alten Selbst und auf die Frage, ob es dementsprechend viele 'Aktionen' dieses alten Selbst gebe, auf die sie nicht stolz sei, antwortet Andrea:

- A: Ja auf jeden Fall; (.) nu:r ich würds mir jetz nich; also ich fühl mich jetzt nich so unglaublich schuldig deswegen, // Mhm // weil ich mir denke ich (.) hab halt einfach keinen andern Weg gewusst? (.) // ja // Ä:hm; (1) und gleichzeitig hab ich glaub ich auch (.) mittlerweile sehr viel Mitgefühl mit meinem alten Ich, (.) // okay. // ähm (2)
I: °Also schon auch
okay;°
A: Ja. (.) **Also aber besonders so mit dem**; (.) mit meinem ganz kleinen alten Ich, weil ähm; ich irgendwie schon so; (.) °ähm° (1) doch (.) sehr (.) Mitgefühl hab mit nem (.) °kleinen Kind was eben° (1) °nicht° (2) beachtet wurde und °()° ja

Andrea nutzt die Gelegenheit meiner Nachfrage, um eine Selbstverurteilung doppelt zu relativieren, zwar distanziert sie sich entschieden von einem früheren 'Ich' und dessen Verhalten, jedoch fühle sie sich in der Gegenwart nicht „unglaublich schuldig deswegen“, da sie „einfach keinen anderen Weg gewusst“ habe. Dieser musste erst aufgezeigt werden. Zudem habe sie „sehr viel Mitgefühl mit meinem alten Ich“, eine Haltung die wohl auch auf ihren therapeutischen Prozess hinweist. Die ambivalenten Gefühle gegenüber dem alten Ich werden dann nochmals spezifiziert, indem Andrea energisch ergänzt: „**Also aber besonders so mit dem** [...] ganz kleinen alten Ich“. Das Bild des kleinen Kindes, welches „nicht“ (2) beachtet wurde“ röhrt demnach an ihr Kerntrauma an, was sich nach dem lauten Ausfall womöglich auch in der plötzlichen Zerstückelung und mitunter flachen Intonation des Satzes ausdrückt.

Durch die energische Spezifizierung auf das Mitleid mit dem „ganz kleinen alten Ich“ verdeutlicht sich, dass Andrea zwischen diesem und einem 'jugendlichen Ich' klar unterscheidet. Die Haltung gegenüber dem letzteren scheint insgesamt sehr viel negativer zu sein, was mit den Prozessen der (Selbst-)Stigmatisierung, sich andeutenden 'Täter'-Anteilen, der Distanzierung vom sozialen Milieu und späteren 'Ermächtigungsprozessen' in Zusammenhang gebracht werden kann. Andrea als kleines Kind ist unschuldig und machtlos gegenüber den traumatisierenden Lebensumständen, was das Mitleid erleichtert. Zudem wird das Kind zwar in anderen Abschnitten als schon früh sehr auffällig dargestellt, kennt zum Teil aber auch Normalität, psychische Gesundheit und als „kleine Prinzessin“ auch Zuwendung. Das jugendliche Ich hingegen wird als pathologisch dargestellt, wird zwar von Andrea teilweise entschuldigt, aber auch abgewertet und erscheint in zunehmend komplizierten Opfer/Täter/Helper-Dynamiken verstrickt.

Durch die Linse des Ermächtigungsnarrativs gibt es hier also keine einfache Zweiteilung in ein traumatisiertes und ein ermächtigtes Selbst, sondern eher eine Dreiteilung in ein unschuldiges, kindliches Selbst, in ein pathologisches, jugendliches Selbst und in ein ermächtigtes, erwachsenes Selbst. Auf die weitere Frage, welche Brüche es in ihrem Leben gegeben habe, nennt

sie einerseits den Umzug, der den endgültigen Abschied von der Kindheit markiert, ansonsten unterscheide sie „irgendwie eher in so pathologisch und nicht mehr pathologisch?“

Mit einigen Dingen aus der 'pathologischen' Zeit könne sie sich außerdem „gar nicht mehr identifizieren“, zum Beispiel „als ich selbst Drogen konsumiert hab“, ebenfalls ohne dass sie „Drogen komplett **verurteilen würde**“. Es geht also nicht nur um eine 'bewusste' Distanzierung, wie man vielleicht vorschnell vermuten könnte, sondern wohl auch um eine Fragmentierung des Selbst im Traumaprozess: „tatsächlich wie als wärs n anderer Mensch“. Das 'tatsächliche' alte Selbst ist natürlicherweise ohnehin nicht zugänglich, sondern nur eine Konstruktion der Gegenwart. Die Konstruktion ist allerdings auch keine bloße Fiktion oder bewusstes Kalkül, sondern basiert auf 'real informierten' Erinnerungen, welche in unterschiedlichem Ausmaß zur Verfügung stehen. Die erwähnten biographischen Brüche scheinen diese Verfügbarkeit zu verkomplizieren und während die biographisch orientierte Psychoanalyse zwar viele Erinnerungen zugänglich macht, ordnet und verändert sie diese auch in spezifischer Weise. Der dabei erarbeiteten Perspektive will Andrea nun auch die eines Ermächtigungsnarrativs entgegensezten.

In dieser 'Empowerment'-Geschichte fällt zum Beispiel auf, dass der eigene Drogenkonsum, ebenso wie andere negativ bewertete Aspekte der 'pathologischen' Jugendzeit größtenteils ausgespart wurden und oft nur als Kontext für die Erzählung des sozialen Aufstiegs dienten. Solche Aussparungen liegen also wohl einerseits am Darstellungsinteresse, andererseits aber auch daran, dass diese Dinge ohnehin nur als abstrakte Fakten erzählbar sind, da sie von einem 'anderen Menschen' bzw. einer anderen Andrea erlebt wurden. Andrea bestätigt im Anschluss noch, dass es bei der Abgrenzung von diesem anderen Menschen sowohl um eine moralische Bewertung, als auch um eine mangelnde Zugänglichkeit handle, es ginge um „**Beides**.“ Inzwischen würde sie ja auch „jetzt irgendwie in soner Bubble“ leben und könne sich „irgendwie gar nich mehr vorstellen wie es in diesem anderen (1) Milieu is.“

Insgesamt gesehen kann sich Andrea mit ihrem jugendlichen Selbst nur noch schwer identifizieren und will sich von diesem aus verschiedenen Gründen abgrenzen, wobei soziale Herkunft, psychische Erkrankung und dissoziative Traumaprozesse eine Rolle spielen. Zudem dient es dem ermächtigten Selbst als Kontrastfolie, wobei die damalige Machtlosigkeit ambivalent verarbeitet wird. Zum Teil kommt es zu einer Eigenstigmatisierung und einer Abwertung des alten Selbst. Andererseits solidarisiert sich Andrea auch mit dem jugendlichen Ich, indem sie dessen damalige schwierige Lage anerkennt und sich daher „nich so unglaublich schuldig“ fühlt.

Verhaltenstherapie vs. Psychoanalyse. Ein wesentlicher Aspekt dieser damaligen Lage bezieht sich auf das Thema der Hilflosigkeit und mangelnden Hilfestellung in ihrem sozialen Umfeld, dessen Bedeutung schon im ersten Teil der Auswertung ausführlich rekonstruiert wurde.

In der Psychoanalyse entdeckt Andrea letztlich eine Möglichkeit, anerkannt zu werden und kann zudem die sprachlichen Ressourcen erwerben, sich auch in weiteren sozialen Feldern zu artikulieren. Bei der Behandlung mit „verhaltenstherapeutischen Methoden“ hingegen habe sie sich „nicht ernst genommen gefühlt“, was einer mangelnden sozialen Anerkennung entspricht. In Anschluss an diese Aussage frage ich Andrea noch einmal explizit nach ihrer Einstellung zu Psychoanalyse und Verhaltenstherapie:

A: Genau ja. Also ich denke dass es mi:r nicht geholfen hat die Verhaltenstherapie, oder eben nur minimal. // Mhm // ähm; und deswegen ähm möchte ich auch persönlich eben Psychoanalytikerin werden weil ich denke dass es auch andere Menschen gibt dies äh denen es ähnlich geht, // Mhm // wie mir, (.) ähm ich denke aber auch dass Verhaltenstherapie seine Daseinsberechtigung auf jeden Fall hat und es sehr vielen Menschen hilft, die vielleicht auch (.) eher Menschen sind die (1) viel lieber Werkzeug an die Hand bekommen, // Mhm // ähm (.) ich bin einfach eher jemand der gehört werden möchte und der verstanden werden möchte und // Mhm // Ja.

In ihrer Antwort positioniert sich Andrea als jemand, der „gehört werden möchte und der verstanden werden möchte“, weshalb die Psychoanalyse ihr besser geholfen habe, als anderen Menschen, die „viel lieber Werkzeug an die Hand bekommen“. Die Bevorzugung der Psychoanalyse wird dementsprechend als eine persönliche Präferenz dargestellt bzw. deren bessere Wirkung auf persönliche Eigenschaften zurück geführt, während die Verhaltenstherapie nicht direkt kritisiert wird. Trotzdem denkt sie „dass es auch andere Menschen gibt [...] denen es ähnlich geht“, weshalb sie „persönlich eben Psychoanalytikerin werden“ will.

Dieser Wille kann vor allem im Kontext von Andreas Mission als 'victim advocat' betrachtet werden. In ihrem vorherigen Resümee meinte sie, dass sie anderen Menschen helfen will, die einen ähnlichen Lebensweg hinter sich haben, wobei hier klar wird, dass es dabei aus ihrer Perspektive nicht nur um die Verbindung von psychischen mit sozialen Problemen geht, sondern auch um einen bestimmten psychiatrischen bzw. psychotherapeutischen Diskurs. Auch andere Menschen würden demnach wohl ähnliche Erfahrungen von Hilflosigkeit und mangelndem Verständnis in den traditionellen psychiatrischen Strukturen machen und diesen Menschen will Andrea helfen. Es geht also auch um eine Hinterfragung des psychologischen 'Mainstreams', ohne diesen allerdings direkt anzugreifen. Dass die normale Behandlung sich für sie als wenig hilfreich herausgestellt hat, attribuiert sie dementsprechend psychologisierend auf sich selbst.

Dass Andrea die Ermächtigung von anderen Menschen, die im bestehenden psychiatrischen System keine Hilfe finden, zwar als ihre Mission sieht, dieses System aber gleichzeitig an keiner Stelle explizit kritisiert, kann man auf verschiedene Arten erklären. Zum einen ist die Positionierung gegenüber dem Interviewer zu betrachten, der als Psychologiestudent eine Kritik am psychologischen Mainstream womöglich verurteilen würde und womöglich der Psychoanalyse kritisch gegenüber steht bzw. diese als 'unwissenschaftlich' betrachtet. Mit Blick

auf diesen normativen Diskurs könnte sie befürchten, mit einer entsprechenden Positionierung an Seriosität zu verlieren und damit ihren Expertenstatus insgesamt zu gefährden. Eine relativierende Bewertung hingegen könnte insgesamt eine bessere diskursive 'Hörbarkeit' ihrer Position erreichen. Die relativierende Darstellung passt außerdem auch zur Ambivalenz gegenüber dem jugendlichen Ich, welches vom psychiatrischen Diskurs angerufen wurde, da sie stigmatisierende und pathologisierende Perspektiven zum Teil auch selbst übernimmt. Nicht zuletzt spielt es außerdem eine Rolle, dass sie in den vielen Jahren der Therapie auch die Praktik der Psychoanalyse reflektierte und nun nach einer 'ausgeglichenen' Positionierung strebt.

Grenzen der Psychoanalyse und Positive Psychologie. Diese Perspektive bestätigt sich in gewisser Hinsicht in der folgenden Passage, nachdem ich Andrea frage, inwiefern die Positive Psychologie für sie relevant sei:

A: Mhmm, ja ich denke dass das schon auch äh (.) Sinn macht sich damit auseinander zu setzen, // Mhm // vor allen Dingen weil ich auch das Gefühl habe (1) dass mir jetzt so (.) in den letzten Ja:hren auch bei der Psychoanalyse vielleicht so ein bisschen (.) dieses (1) also Psychoanalyse is sehr problemfokussiert, // Mhm // und ich das Gefühl hatte als es dann darum ging (2) mein Leben ohne Depressionen zu leben, // Mhm // ähm (.) mir ein bisschen was gefehlt hat in der Psychoanalyse; (.) ähm (1) um (1) mich nicht mehr so sehr auf die Probleme zu fokussieren.

Auch hier positioniert sich Andrea eher vorsichtig, verallgemeinert im Gegensatz zum letzten Abschnitt nun aber von ihrer persönlichen Meinung zu allgemeinen Empfehlungen, indem sie meint, „dass das schon auch äh (.) Sinn macht sich damit auseinander zu setzen“. Dies begründet sie damit, dass die Psychoanalyse ihr nicht gut dabei helfen konnte ihr „Leben ohne Depressionen zu leben“, da sie als therapeutischer Ansatz „sehr problemfokussiert“ sei, womit sie eine Meta-Perspektive auf die unterschiedlichen Therapieschulen eröffnet bzw. einen entsprechenden Spezialdiskurs aufgreift. Abseits der Adressierung von Problemen habe ihr dann „ein bisschen was gefehlt“, wodurch klar wird, dass es ihr um eine Ergänzung der psychoanalytischen Perspektive geht und nicht um eine Ersetzung. Aus der theoretischen Perspektive der 'subjectivication' geht es hierbei um eine Fixierung an eine Subjektposition, die schließlich an ihre Grenzen stößt, was Andrea durch die Identifizierung mit einem Gegendiskurs auszugleichen und zu überwinden versucht. Die Psychoanalyse gab ihr zwar einst eine soziale bzw. sprachliche Existenz, fesselt sie jedoch auch an die eigenen psychischen Probleme und Konflikte und an eine entsprechende Identität:

A: (.) **Also so** (.) zum Beispiel mit meiner Mutter, (.) ich werds nicht ändern können. // ja // also es is einfach so wies is (.) ähm und; (.) dann geht es jetzt darum wie ich damit umgehn kann und ähm (.) ja; wie ich irgendwie meinen Frieden damit schließen kann. // Mhm // Und ich hab das Gefühl dass die Psychoanalyse da keine Antwort drauf hat.

Die Behandlung ist für Andrea zwar durchaus sehr hilfreich, es stellt sich jedoch auch die Einsicht ein, dass das Trauma nicht im klassischen Sinne 'geheilt' werden kann: Die Psychoanalyse habe "keine Antwort darauf", wie man „Frieden damit schließen kann", obwohl diese Therapierichtung im Gegensatz zum Beispiel zur Verhaltenstherapie von vornehmerein die komplette Heilung von Störungen bzw. Krankheiten nicht als ihr Ziel ausgibt.

Andrea scheint die Pathologisierung, die sie erfahren musste, weniger durch eine Hinterfragung der entsprechenden Diskurse, - sei es in der Psychoanalyse oder der Verhaltenstherapie -, sondern durch eine Suche nach neuen, ergänzenden Diskursen bearbeiten zu wollen. Auf diese Art und Weise wird nicht ein 'zu Viel' dekonstruiert, sondern ein Mangel beklagt, als etwas, das ihr „gefehlt“ hat. Der Sinn der Vergangenheit wurde zwar aufgedeckt und ergründet, doch der Sinn der aktuellen und zukünftigen Existenz bleibt anscheinend offen und nach dem erfolgreichen 'Herauskämpfen' bleibt der Wunsch nach „Frieden“ und einem glücklichen Leben, abseits von Kampf und Resilienz. Gleichzeitig scheint die Resilienz und die Mission als 'victim advocat' aber auch mit dem pathologischen Selbst verknüpft zu bleiben. Während sie die Psychoanalyse als „problemfokussiert“ erkennt, beschreibt sie ihr altes Selbst und andere Menschen aus dem alten Umfeld im gesamten Interview immer wieder als „problematisch“ und „problembehaftet“, gleichzeitig war das entsprechende Erleben auch lange Zeit ihre Normalität. Da die Diagnose und später die Analyse ihr in einer kritischen Lebensphase eine soziale Existenz zurück gaben, kann sie diese über die Jahre gewohnte aber auch eingeübte Subjektivität nicht ohne weiteres wieder ablegen:

A: ja mit meiner Erkrankung wars ganz oft so; also so mit dem mit der Depression und so, wars ganz lange so (.) dass ich ähm nicht los lassen wollte, weil ähm ich das Gefühl hatte dass das so elementar und präsent in meinem Leben war; // Mhm // ähm dass ich das Gefühl hatte, (.) ein Stück meiner Identität zu verlieren; wenn ich nicht mehr depressiv bin.

I: Mhm Mhm (.) ja. (1) und wie is das jetz so?

A: Mhmm (1) also ich denke dass ich seit (.) zwei-drei Jahren keine Depressionen mehr habe, ähm (.) manchmal fällt es mir schwer das so zu sehn, weil irgendwie; (.) ähm (.) ich (.) glaub ich (.) auch manchmal irgendwie immer noch denke; allen andern Menschen geht's gut, und wenn ich mal nen schlechten Tag hab dann is das ganz schrecklich

Die Erkrankung wird als solche akzeptiert und in diesem Sinne betreibt Andrea auch eine Eigenpathologisierung, während sie gleichzeitig mit der Fixierung an diese Subjektposition hadert. Die Depression „los lassen“ würde demnach heißen „ein Stück meiner Identität zu verlieren“. Dies macht auch insofern Sinn, als dass ihre Lebensaufgabe bis vor kurzem darin bestand, sich aus der Krankheit heraus zu kämpfen, was wiederum die existentielle Frage aufwirft, was jenseits von diesem Kampf wartet. Auch die weitere Aufgabe, Psychotherapeutin zu werden, erleichtert die Aufgabe des pathologischen Selbst wohl nur bedingt, da sie unauflöslich mit dem

zuerst genannten Kampf in Verbindung steht. Aus Andreas Perspektive erscheint also nicht die fortlaufende Psychologisierung, Problematisierung und Pathologisierung des alten Selbst in der Vergangenheit als problematisch, sondern die mangelnde 'Ermächtigung' oder in anderen Worten die mangelnde 'positive Psychologisierung' eines posttraumatischen Selbst.

Ein 'positiver' Zusammenhang, der zwischen altem und neuen Selbst geknüpft wird, ist dieser Perspektive der Positiven Psychologisierung entsprechend jener zwischen Trauma und Resilienz. Unklar bleibt, wie diese auch mit Härte und Kämpfertum assoziierte Eigenschaft letztlich zum Glück und zur ersehnten Positivität und Leichtigkeit abseits der Ernsthaftigkeit der traumatisch begründeten Lebensaufgabe führen soll. Im nächsten Abschnitt wird die Darstellung des aktuellen, ermächtigten Selbst mit Blick auf diese Resilienz untersucht.

Darstellungen von Resilienz. Ein erster Hinweis auf die Darstellung eines resilienten Selbst findet sich in einer Passage, die sich auf Andreas Zeit im Frauenhaus bezieht:

A:

Mhmm (1) ich weiß es nicht irgendwie wa:r

(.) es ganz; okay? (.) ä:hm (.) also. (1) Ja; ich hab mir irgendwie das Zimmer mit einer anderen Frau geteilt, und dachte mir okay ähm ich hab auch gar nich soo schlimme; ne so schlimme Geschichte irgendwie wie die Frauen die jetzt auch dort waren, und ich war auch nur ein paar Monate dort, und ja ich hab halt irgendwie ich war halt weiter auf der Arbeit, und (.) ähm war da auch sehr (.) abgelenkt und beschäftigt und ähm; (.) hatte jetzt nicht so, also ich hab zum Beispiel jetzt nicht bei diesen; (.) bei diesen Gruppentherapien vor Ort im Frauenhaus irgendwie teilgenommen; weil ich eben von morgens bis abends eh im Kindergarten war und dann; auch sehr; // °Mhm° // also ich glaub mich hat das auch gar nicht soo (1) ähm extrem mitgenommen tatsächlich. Ähm; (1) ja. Ich war zwar froh dass ich da raus war und dass ich dann auch irgendwie ne eigene Wohnung gefunden hab; aber; (.) ähm, ja. (.) Ich glaub mich hats jetzt nicht so arg traumatisiert.

Die Zeit im Frauenhaus sei „ganz; okay?“ gewesen, was Andrea damit argumentiert, dass sie im Vergleich zu den anderen Frauen dort eine „auch gar nich soo schlimme“ Geschichte hatte und außerdem „nur ein paar Monate dort“ war; zudem „auf der Arbeit [...] auch sehr (.) abgelenkt und beschäftigt“ war, da sie „von morgens bis abends eh“ gearbeitet habe. Insgesamt habe sie die Erfahrung „nicht soo (1) ähm extrem mitgenommen tatsächlich“ und „jetzt nicht so arg traumatisiert“. Damit positioniert sie das Erlebnis zwar indirekt als potentiell traumatisierend. Im Sinne der Resilienz, bleibt das Erlebnis jedoch nicht an ihr 'haften' und es hinterlässt keinen bleibenden, schädigenden Eindruck bei Andrea, zumindest nach der retrospektiven Darstellung.

In vorherigen Passagen erschien es so, als ob die Gewalt durch den Stiefvater und die männlichen Partner sehr wohl traumatische Spuren hinterließ, allerdings scheint diese Traumatisierung in der Gesamtdarstellung wesentlich verdeckter und ambivalenter bewertet als das 'Kerntrauma' der Vernachlässigung durch die Mutter. Nachdem das gewalttätige Umfeld verlassen wurde, scheint das Thema auch schnell wieder verdeckt zu werden und Andrea kann sich an die neue Situation rasch anzupassen bzw. kann sie retrospektiv relativieren.

Die Relativierung geschieht einerseits im Vergleich zu Anderen, 'die es schlimmer haben', und andererseits auch im Vergleich zum eigenen traumatisierten Selbst, das es ebenfalls 'schlimmer hatte'. Damit zeigt sich eine Verbindung zum bereits untersuchten Themenfeld der Unterscheidung zwischen 'schlimmen' und 'traumatischen' Erfahrungen. Andrea war es immer wieder wichtig, in ihrem individuellen Trauma anerkannt zu werden, während andere Aspekte, wie der Suizid des leiblichen Vaters als 'kopräsente', schlimme, aber nicht unbedingt 'traumatische' Themen beschrieben wurden. Ebenso wie die Episode 'Frauenhaus', können diese jedoch leicht im allgemeinen Diskurs als traumatisch nachvollzogen werden. Die Resilienz scheint wesentlich mit dieser Abgrenzung zu einem 'eigentlich' Traumatischen verknüpft zu sein:

A: Ja also das Thema hat ich auch (.) le:tztes Jahr einmal mit meiner Therapeutin, // Mhm // ähm; weil bei der bin ich ja jetzt erst seit ähm, vier Jahren, und ähm wir hatten halt hier ähm hat ich ein Seminar über Traumafolgestörungen; // Mhm // und dann hab ich halt auch erzählt ähm; also dann hat es irgendwie wieder son bisschen was so in mir hochgeholt, weil ehm; da gings um sonen Fallbericht (.) ähm dass ne Frau irgendwie gesehen hat wie ein junger Mann von ner Brücke gesprungen is und dann eben von nem LKW überfahren wurde und das war aber sehr; bildlich beschrieben, // Mhm // ähm; und ich dann äh gemeint hab na ja irgendwie hab ich jetzt schon bisschen Albträume weil ich eben auch mal ähm gesehen habe wie °eine Frau sich eben vor den Zug geschmissen hat°, // °Oh okay° // und (.) ähm und dann war meine Therapeutin so völlig; ähm okay das war; in; drei Jahrn, (.) nie Thema hier in der Therapie; also ähm. dass ich halt vieles, (.) also dass ich einfach so vieles erlebt habe, äh teilweise // ja // dass; (.) ich vieles einfach nicht als so schlimm empfinde weil; es einfach schlimmere Sachen gab // Mhm // äh (.) ja.

Auch in diesem Abschnitt wird ein als solches leicht anzuerkennendes, potentiell traumatisches Ereignis angesprochen, welches außerhalb der 'normalen' menschlichen Erfahrung liegt. Konkret geht es darum, dass Andrea „auch mal ähm gesehen habe wie °eine Frau sich eben vor den Zug geschmissen hat°“. Im Rahmen eines Seminars wird dieses Trauma „hochgeholt“ und sie bekam „schon bisschen Albträume“. In dieser Darstellung wiederholt sich einerseits die Argumentation aus der vorangehenden Passage, wonach „es einfach schlimmere Sachen gab“, weshalb dieses Erlebnis in den Jahren der Therapie auch nie zur Sprache kam. In diesem Sinne stellt Andrea auch hier wiederum ihre Resilienz dar, die auf diesem Kontrast gegenüber den 'schlimmeren Sachen' beruhen würde und zudem auf der schieren Masse an einschlägigen und vergleichbaren Erlebnissen. Andererseits scheint aber auch eine Vulnerabilität auf, da es ja im Seminar tatsächlich zu einer Retraumatisierung kommt, die jedoch relativiert wird („bisschen Albträume“).

Dass die Beobachtung eines öffentlichen Suizids keine große Sache zu sein scheint (auch in Anbetracht der Tatsache, dass der leibliche Vater einst dieselbe Methode nutzte), da es so viele und auch schlimmere Dinge gab, könnte man natürlich auch sehr negativ bewerten. Andreas Darstellung ist jedoch eine positive und die Unempfindlichkeit gegenüber Dingen, die nicht das alles überdeckende Kerntrauma betreffen, wird als Resilienz gewürdigt. Diese utilitaristische

Sichtweise könnte man als den überdauernden Pragmatismus eines damaligen, auf Überleben fokussierten Ich-Anteils ansehen. Gleichzeitig kann die Macht des Kern-Traumas aus der Gegenwartsperspektive heraus aber auch stets zur Relativierung aller anderen 'schlimmen' (eigenen) Erfahrungen genutzt werden, während es auch immer andere Menschen gibt, denen es noch schlechter geht – quasi im Sinne eines 'Whataboutism'.

Solche Argumentationen enthüllen die entsprechende Positionierung auch als eine Ermächtigungstechnik, mit der man sich – abseits der traumatischen Vulnerabilität – als besonders handlungsmächtig verstehen kann. Das ermächtigte Selbst scheint demnach in einer vom Trauma abgetrennten Person lokalisiert zu sein – bzw. unterstützt diese womöglich erwünschte Dissoziation – und orientiert sich zudem an den Erfordernissen des aktuellen sozialen Raums, in dem Resilienz eine sehr hoch geschätzte Eigenschaft ist. In unserem Beispiel ist es dann rückblickend halb so schlimm, in der Partnerschaft Gewalt erfahren zu haben und ins Frauenhaus zu müssen, da man sowieso von früh bis spät gearbeitet hat.

Auf der anderen Seite macht die Differenzierung zwischen 'schlimmen' und 'traumatischen' Dingen auch durchaus Sinn, da dies Andreas innerpsychische 'Realität' widerspiegelt und nicht 'nur' von Diskursen überformt ist. Andrea macht dies nochmals deutlich mit ihrer Antwort auf die Nachfrage, ob sie glaube, dass es noch viele dieser Erinnerungen gäbe, die hinter dem Kerntrauma verborgen seien:

A: Mmmh, (.) ich glaub nicht; weil ich kanns schon empfinden, und es is jetzt nich so dass ichs irgendwie verdrängen würde oder dass da irgendwas abgeschottet wäre oder so, aber es is, ähmm (.) nich so ein, (2) Mmmh (.) nich so (.) es fühlt sich nich wie ein Trauma an? @(.)@ // Mhm // @So wenn@ man das irgendwie so sagen kann, (.) ähm ich glaube was sich ganz lange (für) wie ein Trauma angefühlt hat is so diese Vernachlässigung, oder nach wie vor // Mhm // weil ich auch ganz ganz schlecht so; Situationen früher aushalten konnte irgendwie verlassen zu werden, oder allein gelassen zu werden, (.) ähm und dann auch schon; manchmal heute noch wenn es mir; wenn ich richtig gestresst bin so dieses; (.) dieses; äh diese Angst vorm Verlassenwerden doch noch sehr hochkommt, und ich dann auch so (1) also dann so arg vor meinen Gefühlen irgendwie über- überrumpelt werde; irgendwie fühlt sich so an wie; (1) wenn jetzt niemand kommt dann sterb ich; irgendwie oder so // Mhm // also is schon sehr sehr extrem // Ja // ja.

Die Abgrenzung zwischen schlimmen und traumatischen Inhalten wird hier nochmal besser erklärt, auch durch den Aspekt des 'Überrumpelns', der auf ein 'Triggern' des Traumas verweist. Demgegenüber hätte sie andere Erlebnisse nicht „abgeschottet“ und könnte entsprechende Gefühle „schon empfinden“.

Den subjektiven Unterschied in der Qualität des Empfindens erklärt Andrea mit der Aussage „es fühlt sich nicht wie ein Trauma an?“. Demgegenüber stellt sie das Trauma der „Vernachlässigung“ und die damit assoziierte „Angst vorm Verlassenwerden“ „sehr sehr extrem“ und fühle sich nach einer existentiellen Bedrohung an. Dies habe im Unterschied zu anderen Erlebnissen außerdem „dann auch schon; manchmal heute noch“ eine starke Wirkung auf sie,

wenn sie „richtig gestresst“ wäre.⁴⁵

Das Bedürfnis, im individuellen Trauma anerkannt zu werden und dieses von nicht-traumatischen Erlebnissen abzugrenzen, ist durchaus nachvollziehbar und wurde bereits ausreichend rekonstruiert. Allerdings wurde auch bereits festgestellt, dass die positive Bewertung der vielen, im Vergleich zum Trauma 'nur schlimmen' Erfahrungen, nicht alternativlos und vielleicht nicht einmal unbedingt die naheliegendste ist. Stattdessen könnte man es auch deprimierend finden, dass diese Dinge im Vergleich zum Kerntrauma gar nicht einmal so schlimm sind. In der folgenden Passage offenbart sich, dass Andrea die 'positive' bzw. utilitaristische Sichtweise diesbezüglich auch nicht seit jeher inne hat, sondern sich erst erarbeitete:

A: Mhmm, also vor nen paar Jahren is das auf jeden Fall mal in ner Therapie aufgetaucht, und ähm // Mhm // dass man so den; also nich dass man (.) so belastet is sondern eher so den Fokus darauf dass man vielleicht @resilienter@ is als andere, weil man doch alles geschafft hat; so; ja. (.) // Okay // Also so nen positiven (.) Blick darauf zu haben; (.) und (.) ja.

I: okay auch so als

A: positiver Blick (.) auf die eigene (.) Geschichte eben; mit diesen ganzen Belastungen und (1)

A: genau; (.) ja. (.) Ich hab mich auch, ähm ich (.) beschäftige mich auch seit Jahren irgendwie so mit PersönlichkeitSENTwicklungen // Mhm // auch im Privaten (.) ähm und (.) da ja auch irgendwie ähm dass man sein Leben ja auch aus anderer (.) Perspektive eben wahrnehmen kann; // Mhm // nämlich ähm so; (.) zum Beispiel so was wie; (.) sei die Heldin deines eigenen Lebens, und was (.) genau was eigentlich so (.) positiv auch alles äh oder was (1) genau alles Positives aus dem Leben eben entstanden is; ähm (.) weil es so war wie es war; (.)

Der „Fokus darauf dass man vielleicht @resilienter@ is als andere“ ist demnach also eine 'relativ' neue Perspektive, die erst vor einigen Jahren „in ner Therapie“ aufgetaucht ist, während der es im Umkehrschluss davor wohl durchaus auch das Problem gab, dass die Masse der Belastungen von Andrea negativ bewertet wurde. Während diese anscheinend recht bewusst angewandte Selbsttechnik also zum Teil in der Therapie in Stellung gebracht wurde, ergänzt Andrea, dass sie sich aber „auch im Privaten“ „seit Jahren irgendwie so mit PersönlichkeitSENTwicklungen“ beschäftigen würde. Eine entsprechend positive Perspektive auf das eigene Selbst als „die Heldin deines eigenen Lebens“ entspricht dem Jargon der Positiven Psychologie. Im Gegensatz zu deren Vorgehen handelt es sich bei Andrea jedoch um keine vorschnelle Überstülpung „positiver“ Perspektiven, sondern um einen 'langsamem', langjährigen Prozess, der die „problemorientierte“ Perspektive der Psychoanalyse ausgleichen soll (vgl. S. 159).

Bezüglich dieses Ausgleichs ist auch zu bedenken, welche große Rolle die Psychoanalyse bzw. Psychologie generell für Andreas Identität inne hat. Wie bereits dargestellt, gab die Therapie Andrea die Möglichkeit und die Sprache, um sozial anerkannt zu werden und Hilfsansprüche

45 Insgesamt stellt Andrea zwar immer wieder ihre sehr hohe Stressresistenz heraus. Doch anscheinend kann es, wenn diese Resistenz dann doch überschritten wird, wohl auch zu sehr starken Reaktionen kommen, wodurch sich einmal mehr der inhärente Widerspruch zwischen traumatisch bedingter Resilienz und Verletzlichkeit zeigt.

durchsetzen zu können. Abseits dieser 'negativen' Opfer-Rolle steht die Identifizierung mit der professionellen therapeutischen Rolle, welche nicht nur die Distanzierung vom Herkunfts米尔ieu ermöglicht, sondern auch die Annahme einer handlungsmächtigen und sozial geschätzten Helfer-Rolle. Die Resilienz ist insbesondere für diese Karriere eine verwertbare Eigenschaft.

In der Resilienz-Theorie der Positiven Psychologie wird die Resilienz als 'Allheilmittel' einerseits als ein Schutz vor Traumatisierung verkauft, andererseits aber auch als ein Ergebnis dieser. Dies spiegelt sich in Andreas Aussage wieder, man könne darauf fokussieren, dass man „@resilienter@ is als andere, weil man doch alles geschafft hat“. Auch hier bleibt unklar, ob man es „geschafft“ hat, *weil* man „resilienter“ war bzw. ist als andere, oder ob man inzwischen resilenter ist, weil man es geschafft hat, ganz im Sinne von: Was mich nicht umbringt, macht mich stärker. Im Interview finden sich Hinweise auf beide Interpretationen.

Leistungsfähigkeit und -orientierung. Eine weitere Eigenschaft des gewachsenen Selbst, welche logisch auch mit der Resilienz verbunden ist, ist die eigene Leistungsfähigkeit. Ebenso wie die Resilienz handelt es sich dabei um eine sozial erwünschte Eigenschaft, die allgemein gut als posttraumatisches 'Wachstum' anerkannt werden kann. Die Verbundenheit der Themen zeigte sich zudem bereits gut in der Passage über das Frauenhaus, in der Andrea die viele Arbeit als gute Ablenkung von der häuslichen Gewalt darstellt.

Es würde allerdings endgültig den Rahmen der Arbeit sprengen, alle Passagen betrachten zu wollen, in denen Andrea ein leistungsstarkes Ich darstellt, weshalb in diesem Kapitel mehr auf ihre reflexive Haltung dieser Identität gegenüber fokussiert werden soll. Zusammengefasst kann jedoch festgestellt werden, dass Andrea ihre Leistungsfähigkeit in den Bereichen der Ausbildung, der Arbeit, im sozialen Engagement und im Familienkontext darstellt. In der Jugend und vor ihrem Stipendium habe sie häufig mehrere Jobs parallel gehabt, außerdem schon als Kind begonnen, im Laden des Stiefvaters mitzuarbeiten. In der Rekonstruktion von Andreas Kindheit konnte die Eigenschaft außerdem maßgeblich auf den Stiefvater zurück geführt werden, da dieser seine – gerade im Angesicht der Vernachlässigung so stark benötigte – liebevolle elterliche Zuwendung wohl bisweilen stark von Andreas Leistungen abhängig machte.

Im späteren Leben wurde die Bildung für Andrea dann zur zentralen Ressource, um die prekären Lebensumstände zu verlassen und um ihr Lebensziel, Psychotherapeutin zu werden, zu verwirklichen. Auch deshalb haben gute Leistungen in Ausbildung und Beruf eine hohe Bedeutung für sie und diesbezügliche Rückschläge, zum Beispiel durch ihre Arthritis, treffen sie zum Teil hart:

A: ähm und ich hab halt die ersten zwei Medikamente nicht vertragen so dass ich dann auch bisschen ausgefallen bin in der Uni, (.) **und dann eben vier** (.) **anstatt** drei Jahre, den Bachelor; (.) gemacht hab. (1) // °Mhm° // genau ((seufzend)).

Dass sich ihr Bachelor Studium verzögert, beschäftigt Andrea wohl noch über dieses hinaus und sie betont im Interview mehrmals, dass sie „**dann eben vier** (.) **anstatt** **drei** Jahre, den Bachelor (.) gemacht“ habe. Zudem habe sie ihren Bachelor dann auch 'nur' mit einem Schnitt von „**Zwei-Null abgeschlossen**“. Andreas negative Bewertung dessen hat zwar auch praktische Gründe, da dies „in Deutschland so viel heißt wie man bekommt keinen Masterplatz“ und die Verzögerung des Studiums gerade für Studierende aus nichtakademischen Elternhäusern eine schwerwiegende finanzielle Belastung bedeutet. Doch scheint das Leistungsthema solche praktischen Gründe auch zu überschreiten:

A: Na ja also ich versuch grad den Einser Schnitt zu halten, // Okay // der völlig unsinnig eigentlich is; // @(.)@ // weil ich den weder für mein Stipendium noch für die Ausbildung bräuchte, // ja // aber irgendwie hats mich dann doch nochmal hart getroffen keinen Master Platz zu bekommen, weil das irgendwie gefühlt nicht meine Leist- oder meine Leistungsfähigkeit widerspiegelt, // Mhm // Ähm (1)

Denn im aktuellen Masterstudium versucht Andrea „grad den Einser Schnitt zu halten“, was sie selbst als eigentlich „völlig unsinnig“ bezeichnet. Dass sie keinen Masterstudienplatz bekommt, verletzt sie demnach auch in ihrem Selbstwert, „weil das irgendwie gefühlt nicht meine [...] Leistungsfähigkeit widerspiegelt.“ Dieser Bezug zum Selbstwert ist wenig verwunderlich in Anbetracht der Tatsache, dass Andrea angab, in ihrer Kindheit immer wieder „massiv entwertet“ worden zu sein, vorzugsweise auch als „dumm“. Dementsprechend ist die Leistungsorientierung eine Eigenschaft, die Andrea schon seit früher Kindheit aufweist.

Doch durch die vielschichtige Traumatisierung bleibt diese Orientierung dann nicht in tatsächliche Leistung umsetzbar. Nach der schmerzhaften Erfahrung des vermeintlich freiwilligen Schulabbruchs und des damit verbundenen sozialen Ausschlusses in die Sphäre des wertlosen Anti-Subjekts in der Jugendzeit, will das ermächtigte Subjekt seine zuvor verkannte Leistungsfähigkeit umso mehr unter Beweis stellen und präsentieren. Erst nach der Anerkennung des Kerntraumas und dem Rückgewinn eines grundsätzlichen Subjektstatus wird das eigene Potential realisierbar, auch da es mit dem neu gefundenen Lebenssinn nun ein Ziel für die Mobilisierung dieser Leistungsenergie gibt. Insofern handelt es sich auch um die Eigenschaft eines ermächtigten bzw. 'gewachsenen' Selbst.

Im darauf folgenden Abschnitt macht Andrea klar, dass sie den Zusammenhang zwischen Selbstwert und Leistung selbst reflektiert hat und bezieht dazu Stellung:

A: Jaa keine Ahnung; es sind dann schon so; also ich, (1) ähm (.) zum einen will ich das schon gerne einfach für mein Ego glaub ich haben? // Mhm // Ich mache jetzt aber nicht zwanghaft aber ich mache zum Beispiel jetzt zwei; also ich hab ne Klausur nochmal geschrieben in der ich ne Zwei geschrieben hab, (1) // Mhm // und ich mache jetzt ein Seminar mehr weil ich diese dies- das andere Seminar wo ich ne Zwei hab ins Interessenmodul

schieben will; // okay ja // also es sin schon so Sachen; ich müsste mir die Arbeit nich machen.(.) ich weiß dass es auch völlig bescheuert is,(.) aber(.) ich möchte es für mein Ego tun.

Auf der einen Seite wüsste sie, dass zum Beispiel das freiwillige Wiederholen einer Klausur, um eine gute in eine sehr gute Leistung zu verwandeln, „völlig bescheuert“ sei. Solches Verhalten sei jedoch nicht „zwanghaft“, sondern würde ihren bewussten Willen widerspiegeln, ihr Ego zu stärken. Damit positioniert sie sich auch in Relation zu einem allgemeinen Diskurs, nach dem es verwerflich sei, etwas 'nur für sein Ego' zu tun und solche Handlungen mit einem übersteigerten oder vorgetäuschten Ego assoziiert. Wenn man im Kontext von Andreas Biographie 'Ego' als Selbstwert versteht, wird dieser Wille allerdings sehr nachvollziehbar.

Die Kompensation sei also eine bewusste. Auf der anderen Seite könnte diese Darstellung auch Ausdruck der Einsicht sein, dass das Bewusstsein um einen Prozess und die Möglichkeit diesen zu verändern, nicht unbedingt dasselbe sind. Denn im Vergleich zur Vernachlässigung durch die Mutter, die Andrea stark verurteilt, wird die Entwertung durch den Stiefvater wesentlich ambivalenter bewertet, da dieser gleichzeitig über lange Zeit die einzige Quelle von liebevoller Zuwendung war. Dadurch verkompliziert sich die Überwindung solcher Tendenzen wohl sehr und Andrea versucht diese Eigenschaft schließlich zu akzeptieren und 'positiv' nutzbar zu machen.

Soziales, engagiertes und politisches Ich. Ein weiterer wichtiger Aspekt des gewachsenen Selbst, der ebenfalls mit dem Willen zur Leistung, aber auch mit der posttraumatischen Sinnfindung verknüpft ist, ist jener des sozialen und politischen Engagements. In ihrem Resümee („was das Ganze mit mir gemacht hat“) erklärte Andrea neben ihrer sozialen Berufung und Karriere als 'victim advocat' auch ihre generelle politische Einstellung zu einer biographisch geprägten Domäne. In Abgrenzung zu ihren Eltern sei sie „dann doch sehr in die andere Richtung gegangen“ und „°sehr liberal°“.

A: Mhmm naja dass ich schon (.) ähm (1) irgendwie denke dass zum Beispiel meine Eltern einfach nur Angst haben, vor dem Fremden, // Mhm // und deswegen so rassistisch eingestellt sind, und dass man aber irgendwie schon auch sich dem entgegen stellen sollte, // ja // (.) ähm aber keine Ahnung ich leb jetzt auch irgendwie seit nem halben Jahr vegan, und (.) ähm bin auch sehr (.) ähm (1) feministisch mittlerweile; früher war ich das irgendwie nich so, früher war ich auch eher (.) tatsächlich sexistisch, weil ich irgendwie doch auch sehr mit Jungs und Männern irgendwie groß geworden bin; // Mhm // auch sehr; (.) ja. (.) Also und, (.) mittlerweile denk ich mir; ne ähm; is schon wichtig dass auch äh irgendwie (.) // Mhm // dass man sich dafür einsetzt: (.) und (.) ne Stimme hat und; (.) ja. // Ja // (.) Oder jetzt auch hier ähm einfach mit der Lobau dass man da irgendwie auch (.) // ja voll ja // ähm (.) was macht; also sehr (gr-); links-grün so; (.) // @ (1) @ // @ sag ich mal @ und ich glaub meine Eltern würden; (.) @ die Hände überm Kopf zusammen schlagen @ // @ (2) @ // wenn sie das @ irgendwie mitbekommen würden. @ @ (1) @

Die Einstellung der Eltern kann sie sich zwar erklären, will sie jedoch nicht dulden und denkt, „dass man aber irgendwie schon auch sich dem entgegen stellen sollte“. Auf diese Art bezieht sie sich zwar wiederum auf eine Position der Eltern, von der sie sich distanzieren möchte,

geht aber auch darüber hinaus, indem sie meint, dass man sich diesen Positionen generell aktiv entgegen stellen und sie eingrenzen sollte. Zudem habe sie inzwischen auch eine feministische und umweltbewusste Haltung, welche sie durch Veganismus und Klimaaktivismus auslebt („mit der Lobau“ bezieht sich auf ein umweltpolitisch umstrittenes Bauprojekt, bei dem es zu aktivistischen Besetzungen kam). Zusammengenommen verortet sie sich politisch als „links-grün“, wobei sie die Sprache des politischen Gegners in ironischer Weise übernimmt. Der Gegensatz zu ihren Eltern sei dabei so groß, dass diese „@die Hände überm Kopf zusammen schlagen@“ würden, „wenn sie das @irgendwie mitbekommen würden@“.

Eine weitere Positionierungsaktivität geschieht gegenüber einer früheren Andrea, die „tatsächlich sexistisch“ und in dieser Hinsicht durch ihr Umfeld geprägt gewesen sei, während die ermächtigte Andrea die prägenden Umstände nicht passiv akzeptiert, sondern aktiv dagegen arbeitet. Der Ermächtigungsprozess führte demnach dazu, dass der diskursive und soziale Raum nicht nur als begrenzender Rahmen verstanden wird, sondern im Sinne einer Ermächtigung auch selbst aktiv mitgestaltet werden kann. Wohl auch aufgrund der Erfahrung der gescheiterten Artikulationsversuche und des 'Silencing', also keine „Stimme“ in diesem Raum zu haben und den diskursiven Anrufungen ausgesetzt zu sein, scheint es für Andrea inzwischen besonders wichtig zu sein, dass man sich für etwas „einsetzt (...) und (...) ne Stimme hat.“ Diese Stimme, die sie inzwischen erprobt und gefestigt hat, will sie nun auch anderen Menschen leihen, die keine Stimme haben bzw. ihnen dabei helfen, sich zu artikulieren.

Zusätzlich scheint sich der Reflektionsprozess aber nicht nur aus dieser gegensätzlichen Erfahrung zu speisen, sondern auch durch den Wandel des sozialen Umfelds. Während Sexismus im von Männern dominierten Herkunftsmilieu normal erschien, wirkt sich wohl auch das akademische Umfeld auf entsprechende Haltungen aus. Zwar gab es bei Andrea schon jeher ein biographisch bedingtes „soziales“ Grundanliegen, welches sie den Rassismus der Eltern intuitiv ablehnen lässt. Doch wächst sich dieses Grundanliegen erst im neuen Umfeld zu einer umfassenden politischen Subjektposition („links-grün“) aus, die weitere Perspektiven der sozialen Gerechtigkeit umfasst. Obwohl sie selbst Gewalt in Partnerschaften und durch den Stiefvater erlebte und zeitweise in einem Frauenhaus war, übernahm sie über längere Zeit die Perspektive der Täter und nahm erst relativ spät eine feministische Perspektive auf diese Vorgänge ein.

Intersektional betrachtet scheint es, als ob die Kategorie der 'Klasse' von Andrea über lange Zeit wichtiger eingeschätzt wurde als die Diskriminierungen, die sie als Frau oder als psychisch Kranke erfuhr. Die Gewalterfahrungen werden von ihr zum Beispiel subjektiv stärker an das prekäre soziale Milieu geknüpft, obwohl strukturelle Gewalt gegen Frauen in allen Gesellschaftsschichten relevant ist. Bei der früheren Übernahme von sexistischen Perspektiven spielte wohl auch die bereits mehrfach diskutierte unterschiedliche Beziehung zu Mutter und

Stiefvater eine Rolle. Die weibliche Mutterfigur wird von Andrea sehr kritisch und negativ gesehen („schon sehr vorwurfsvoll ihr gegenüber“, „hat mein Leben zerstört“), während der Stiefvater zwar sehr ambivalent, aber auch positiv positioniert wird („weil da wenigstens überhaupt irgendein Gefühl da war“). Ob es auch zur Gewaltanwendung des Stiefvaters gegenüber der Mutter kam, wurde von Andrea nicht angesprochen.

Im Anschluss reflektiert Andrea noch genauer, wie sie ihres „politisches Ich“ entdeckte:

A: Ich glaube auch dass ich jetzt irgendwie (.) jetzt anfange irgendwie; (.) so mein politisches Ich zu (.) entdecken und zu leben, was vielleicht andere schon mit siebzehn achtzehn neunzehn haben, // Mhm // weil ich jetzt einfach die (.) die Ressourcen habe; oder (.) weil ich jetzt einfach nicht mehr so belastet bin, und dann ja dann auch irgendwie mir über so was Gedanken machen kann, (1) // aha okay ja // ähm weil es zum Beispiel auch so is dass ich einfach (.) also dass zum Beispiel Essen für mich immer so ne Coping-Strategie war, deswegen bin ich auch extrem dick geworden dann mit siebzehn achtzehn, // Mhm // (.) ähm (1) und dann halt auch immer so was so ja ich bin eh schon so belastet; warum soll ich denn jetzt noch irgendwie auf tierische Produkte verzichten; ähm (.) das (.) warum soll ich mir das auch noch antun; so;

In dieser Passage verdeutlicht sich, dass nicht nur der soziale Aufstieg und der Wechsel in ein akademisches Milieu für den Reflektionsprozess maßgeblich ist. Erst da sie „jetzt einfach nicht mehr so belastet“ sei, könne sie sich nun „über so was Gedanken machen“. Damit Andrea zum politischen Subjekt werden kann, bedarf es also auch der Verfügbarkeit grundlegender „Ressourcen“ und umgekehrt der Abwesenheit von schweren Belastungen. Als Beispiel hierfür nennt sie den Verzicht auf tierische Produkte, den sie inzwischen vollzieht. Im Beispiel wiederholt sie gewissermaßen eine gesellschaftliche Anrufung zu einem solchen selbstverantwortlichen Verzicht, auf den sie aus der Perspektive des damaligen Ichs antwortet: „ja ich bin eh schon so belastet; [...] warum soll ich mir das auch noch antun“? Dies sei vor allem deswegen schwierig gewesen, da Essen eine „Coping-Strategie“ für diese Belastungen gewesen sei.

Im Rahmen dieser Argumentation verteidigt Andrea ihr altes Selbst zwar einerseits, da dieses sehr belastet gewesen sei und über keine Ressourcen verfügt habe, um sich um gesellschaftliche und soziale Belange zu kümmern. Andererseits scheint das frühere 'asoziale' und unpolitische Ich aber auch wieder als konstitutiver Gegenpol zum ermächtigten, sozialen und politischen Ich auf. Aus den letzten Kapiteln ist ersichtlich geworden, dass Andrea dieses alte Selbst für seine Machtlosigkeit und Unfähigkeit zur Selbstverantwortung zum Teil auch sehr verurteilt und es abwertet. Ihr kindliches Ich stellt sie als Grundlage eines sozialen 'Kernselbst' dar, welches dann in der Jugend durch das Trauma die soziale Orientierung nicht in soziale 'Leistung' umsetzen kann und im Gegenteil „sehr manipulativ“ ist und Beziehungen ausnutzt. Die Darstellung ist damit die selbe wie auch bei der Leistungsfähigkeit, bei der die Orientierung nicht in akademische Leistung umgesetzt werden konnte. Das ermächtigte Subjekt emanzipiert sich also von seinen früheren sozialen und diskursiven Grenzen, unterwirft sich aber auch einem neuen

Kriterienkatalog: Handlungsmächtig, leistungsstark, sozial, engagiert, politisch aktiv, selbstverantwortlich, resilient, stressresistant, reflektiert, liberal, rational und empathisch. Das konstitutive Außen hierfür würde in den USA wohl als 'white trash' bezeichnet werden.

„Dass man nicht sieht wo ich eigentlich herkomme“ - Ambivalenzen zwischen Artikulation und Verdeckung. In den letzten Kapiteln wurden wesentliche Elemente des ermächtigten Selbst in Andreas Darstellung identifiziert. Ein Grundanliegen der Arbeit war es, zu untersuchen, wie das Trauma und die Ermächtigung artikulierbar werden, und dabei auch insbesondere zu betrachten, welche Positionen im Diskurs hörbar und anerkennbar werden. Das Trauma als soziales, mit dem prekären Umfeld verbundenes Problem wurde in Andreas Biographie zunächst nicht anerkannt (vgl. Kapitel 5.4.2: Gescheiterte Artikulation), erst im Rahmen der psychoanalytischen Therapie kam es dazu (Kapitel 5.4.3: Gelungene Artikulation).

Obwohl es bei Andrea diesbezüglich ein starkes Bedürfnis nach Anerkennung und Verständnis gibt, will sie sich von ihrem alten, traumatisierten und mit dem Prekariat assoziierten Selbst auch distanzieren und dieses verbergen. Diesbezüglich wurde in den letzten beiden Kapiteln eine starke Leistungsorientierung sowohl im akademischen, als auch im sozialen und politischen Bereich festgestellt. In Anschluss an die Darstellung des politischen Ich frage ich Andrea, ob ihre vielen Aktivitäten in diesem Bereich auch etwas mit dem Perfektionismus zu tun hätten, den sie durch den Stiefvater und die entwertenden Eltern mitbekommen habe:

A: Auch ja; (.) und so dieses (.) dass (.) ich immer denke dass ich irgendwie sehr viel (1) tun-sollte, (1) muss? Wie auch immer; dass (.) wie gesagt immer so dieses Thema dass man nich sieht wo ich eigentlich herkomme; (.) // okay // ähm; auch so als ich angefangen hab in H.-Stadt zu studieren hab ich mich irgendwie gefühlt als wär ich total dumm, und alle andern wärn total schlau, und dass (.) ich komm aus ner Nichtakademikerfamilie; // Mhm // und; (.) ähm; eigentlich sieht man mir direkt an w-was eigentlich mit mir los is; und wo ich herkomme und so; und das war (.) dann hab ich auch die letzten Jahre nochmal mich sehr entwickelt; (.) dass ich auch meinen eigenen Wert besitze, dass ich sehr viele Fähigkeiten habe, und Wissen; und (.) ähm (.) dass ich nicht (.) blöder bin als @andere@, die irgendwie da angefangen haben (.) // ja // ja.

Andrea bestätigt diesen Zusammenhang zur Prägung durch die Eltern, erklärt aber auch die Relevanz eines anderen Themas hierfür, nämlich „dass (.) ich immer denke dass ich irgendwie sehr viel (1) tun-sollte, (1) muss? [...] dass man nich sieht wo ich eigentlich herkomme“. Zu Beginn ihres Studiums habe sie sich nämlich „gefühlt als wär ich total dumm und alle anderen wärn total schlau“ und als ob man ihr direkt ansehen würde „w-was eigentlich mit mir los is; und wo ich herkomme“. Inzwischen habe sie sich „die letzten Jahre nochmal [...] sehr entwickelt“ und wäre sich sicherer darin, dass sie ihren „eigenen Wert besitze“ und „sehr viele Fähigkeiten habe“ und „nicht (.) blöder bin als @andere@“.

Die Formulierung „tun-sollte, (1) muss?“ verweist direkt auf eine grundsätzliche Verunsicherung: Denn als Studierende „aus ner Nichtakademikerfamilie“ muss sie sich tatsächlich

mehr anstrengen, nicht nur aufgrund der mangelnden finanziellen Unterstützung und des fehlenden Auffangnetzes im Fall von Komplikationen während des Studiums (bei Andrea z. B. gesundheitliche), sondern auch in Hinblick auf soziales, kulturelles und symbolisches Kapital. Nach Büchler (2012, S.29) liegt „der habituell am schwersten wiegende Nachteil von Arbeiterkindern [...] mutmaßlich in deren fehlender bzw. unzureichender Erfahrung mit den wissenschaftssprachlichen Umgangsformen begründet“. Das nachträgliche Erlernen der sprachlichen Konventionen sei zwar nicht unmöglich, aber potentiell sehr aufwendig (Bublitz, 1980, zitiert nach Büchler, 2012, S.29). Auf der anderen Seite scheint es aber auch nicht ganz klar zu sein, wie viel sie denn tatsächlich „tun-sollte“, und ob sie nicht vielleicht auch über das Ziel hinaus schießt und sich damit mehr belastet als hilft.

Diese psychologische Komponente verweist wiederum auf die Angst, im Vergleich „total dum“ zu sein und als 'Imposter' irgendwann aufzufliegen, sodass die durch aufwendig verborgene und mühsam komensierte Herkunft offenbart wird. Erschwert wird dieser Umstand durch „ein Missverhältnis zwischen dem Herkunftshabitus und dem akademischen Habitus“ (Büchler, 2012, S. 30), welche den Studierenden aus nichtakademischen Familien ständig bewusst gemacht wird und das Gefühl erzeugt, nicht dazu zu gehören bzw. fehl am Platz zu sein. Dabei greift in Andreas Fall das familiäre Trauma und die zugehörigen Gefühle der Wertlosigkeit mit der Verunsicherung im universitären Umfeld ineinander. Die angestrebte Verdeckung der Herkunft ist damit auch eine Verdeckung des Traumas, also „w-was eigentlich mit mir los ist“. Die gesuchte persönliche Anerkennung, die Andrea in Familie, Schule und Psychiatrie entzogen wurde, kann im anonymen Umfeld der Universität⁴⁶ also nur schwer gefunden werden und es dauert einige Jahre, bis die Selbstzweifel in Bezug auf die eigenen Fähigkeiten überwunden werden.

Die Fokussierung auf Fähigkeiten, die sie gerade in Abgrenzung zu anderen Studierenden aus einem akademischen Milieu hat, ist so gesehen auch als eine therapeutische Technik zu verstehen, diesen Selbstzweifeln entgegen zu wirken. Wie bereits in vorherigen Kapiteln formuliert: Die eigene Resilienz, Leistungsorientierung und Zielstrebigkeit wird im Zuge des sozialen Aufstiegs zur verwertbaren Eigenschaften, die den eigenen sozialen und professionellen Wert untermauern. Obwohl das „Thema dass man nicht sieht wo ich eigentlich herkomme“ anscheinend schon intensiv bearbeitet und reflektiert wurde, scheint es auch nach wie vor noch relevant zu sein. Den Corona-Lockdown empfand Andrea zum Beispiel einerseits als belastend, in

⁴⁶ Nach Büchler (2012, S. 35) ist das soziale Klima an der Hochschule durch einen hohen Grad an Anonymität charakterisiert. Arbeiterkinder würden darunter besonders stark leiden, da sie ein höheres Bedürfnis nach sozialer Anerkennung haben. Aufgrund der vielen zusätzlichen Mühen und Hindernisse die sie im Studium auf sich nehmen, hätten sie ein größeres Bedürfnis 'als Person' wahrgenommen und für individuelle Leistungen gelobt zu werden. Der Habitus der Arbeiterkinder sei dementsprechend dingend auf Anerkennung angewiesen, gerade wenn die Studienentscheidung von der Familie – die oftmals nicht einmal das Studienfach des Kindes kennt oder nachvollziehen kann - wenig unterstützt wird oder umgekehrt in belastender Weise idealisiert wird.

gewisser Weise aber auch als „entlastend“, da es eine Möglichkeit gewesen sei, auch mal „nichts“ zu tun. Normalerweise würde sie sich in Momenten des Nichtstuns nämlich schnell „unnütz“ fühlen.

Wie bereits angedeutet, geschieht die Verdeckung der Herkunft jedoch nicht nur aufgrund der Identität als 'Arbeiterkind', sondern auch aufgrund der Fülle an traumatischen Erfahrungen, die mit dem Herkunftsmilieu verbunden sind. Auch deshalb würde sie sich z.T. „anders“ fühlen:

- A: Jetzt nich was irgendwie das Thema Intelligenz oder Fähigkeiten oder so betrifft, das nicht mehr, // mhm // aber schon auch; dass ich manchmal schon denke (.) da irgendwie anders zu sein; weil (.) ich einfach so viel erlebt habe und (.) das viele einfach nicht fassen oder nachvollziehen können, und
- I: eben ich mein so von diesen (.) Milieu-Erfahrungen sag ich mal irgendwie: // Ja // (1) was halt viele Studenten aus gutem Haus und so weiter vielleicht nicht so verstehen können? Oder;
- A: Ja; total ja.

Andrea bekräftigt hier nochmals, dass sie die Selbstzweifel in Bezug auf ihre akademischen „Fähigkeiten“ und ihre grundsätzliche „Intelligenz“ inzwischen größtenteils überwunden habe. Auf der anderen Seite würde sie „manchmal schon“ auch denken, „irgendwie anders zu sein; weil (.) ich einfach so viel erlebt habe.“ Diese vielen Erlebnisse scheinen von Andrea im Kontext des Interviews nicht strikt als 'traumatische' Erlebnisse verstanden zu werden, denn als Trauma im engeren Sinne versteht sie primär die frühkindliche Vernachlässigung durch die Mutter. Stattdessen scheint sie die vielen Erlebnisse eher an das Herkunftsmilieu und generell an ein schwieriges und von vielen Kämpfen geprägtes, prekäres Leben zu knüpfen. Auf meine Nachfrage, ob es um diese „Milieu-Erfahrungen“ gehen würde, die durch „Studenten aus gutem Haus“ eben nicht gut nachvollziehbar wären, bestätigt sie dies mit: „Ja; total ja.“

Im universitären Umfeld gestaltet sich die soziale Anerkennung dieser Erfahrungen und der entsprechenden 'Herkunft' also als schwierig, unter anderem deswegen, weil „das viele einfach nicht fassen oder nachvollziehen“ könnten. Diese 'Unfassbarkeit' der Ereignisse beziehen sich demnach auf soziale Diskrepanzen und unterschiedliche Lebensrealitäten, kann aber auch auf die Masse der traumatischen Erfahrungen von Gewalt, Vernachlässigung und der Bedrohung der sozialen Existenz bezogen werden. Das Trauma *ist* in diesem Sinne auch das sozial nicht Erklärbare und Unfassbare. Im ersten Teil des Interviews wurde diesbezüglich klar, dass die Anerkennung des individuellen Traumas, welches mit der sozialen Herkunft so eng verknüpft zu sein scheint, für Andrea wichtig ist und auch eine entscheidende Veränderung in ihrem Leben anstieß. Die Emanzipation von dieser Herkunft und der damit verbundene soziale Aufstieg führt dann jedoch paradoxalement dazu, dass sie diese Herkunft selbst wieder verbirgt. Ich spreche Andrea auf diesen Widerspruch an, auch da sie sich in früheren Kapiteln als jemand darstellt, der sehr „offen“ ist und sehr offen mit seiner Geschichte und seinen Belastungen umgeht, dann aber

anscheinend auch dazu neigt, diese zu verbergen:

I: Das fand ich son bisschen widersprüchlich.
A: (1) Mhmm (1) ja; das is auch son Widerspruch in mir oder
I:
ja (.) is ja okay aber @(.)@
A: @jaja voll;@ so gefühlt son Drahtseilakt auch so nen bisschen, weil ich manchmal; oder ich hab halt einfach Angst dafür verurteilt zu werden, (.) wo ich herkomme, (.) und (.) was ich alles erlebt habe, weil (.) ich m- (.) manchmal schon das Gefühl hab dass Menschen nicht differenzieren können zwischen dem was ich (.) wie ich bin wer ich bin, und dem was ich erlebt habe, ähm (.) und (.) ähm ich dann schon ganz häufig einfach nicht weiß; was kann ich jetzt von mir Preis geben, (.) // Mhm // ähm; (.) wie viel is okay, wie viel is zu viel, // Mhm // und auch so dieses Gefühl (.) eigentlich is es unfair, ich würde einfach über mich sprechen können ohne mir darüber Gedanken machen zu müssen, // Mhm // (.) ähm und nicht dafür verurteilt werden was mir alles passiert is so; oder nicht in nem andern Licht gesehen werden deswegen.

Andrea bestätigt die Widersprüchlichkeit bei diesem Thema und bezeichnet den Umgang mit sozialer Herkunft bzw. traumatischer Vergangenheit als „Drahtseilakt“. Bei diesem gilt es stets die Balance zu wahren: „Was kann ich jetzt von mir Preis geben, [...] wie viel is okay, wie viel is zu viel“ für die Zuhörenden. Die Angst vor dem Sturz ist in dieser Metapher die „Angst dafür verurteilt zu werden“, also mit den erlebten menschlichen Abgründen ident gemacht zu werden, für diese sogar verantwortlich gemacht und dementsprechend subjektiviert zu werden. Das eigene Ideal der Offenheit scheitert dann daran, „dass Menschen nicht differenzieren können zwischen dem was ich (.) wie ich bin wer ich bin, und dem was ich erlebt habe“. Entsprechende Erfahrungen der Subjektivierung (bzw. 'Ident-Machung') machte Andrea bereits früh in ihrer Biographie, zum Beispiel im Rahmen der Psychiatrie und speziell auch nach der Rückkehr in die Schule, nach der sie aufgrund des Diagnoselabels gemieden wurde und dadurch für ihre Offenheit bestraft wurde.

In dieser Hinsicht ist der Widerspruch zwischen der Offenlegung und Verdeckung nicht nur mit der sozialen Herkunft, sondern auch mit den psychischen Belastungen und diagnostischen Labels verknüpft. Die schwerwiegenden und traumatischen Erfahrungen, also „was mir alles passiert is“, wird in der Kultur des starken Subjekts (vgl. Slunecko & Bösel, 2022) mit einem solchen aktiven und selbstverantwortlich handelnden Subjekt verknüpft. In der folgenden Totalisierung des Ichs wird nun der ganze Mensch Andrea „in nem anderen Licht gesehen [...] deswegen“. Andrea bewertet diese Lage als soziale Ungerechtigkeit: „eigentlich is es unfair“. Im sozialen Kontext des Traumas wirkt diese Ungerechtigkeit umso größer, da Andrea nicht mit sozial neutralen Erlebnissen identifiziert wird, sondern mit menschengemachten Umständen der Gewalt, Stigmatisierung, Vernachlässigung und so weiter. So gesehen wird sie als Opfer mit den Umständen identifiziert, die sie zum Opfer machten, was eine umso größere Ungerechtigkeit darstellt. Die eigene traumatisch bedingte Verwundbarkeit wird dann zum Beispiel zu einer Eigenschaft ihrer Person, was letztlich durch die Darstellung der Resilienz kompensiert werden

muss.

Das Trauma kann im neuen, vorgeblich liberalen und aufgeschlossenen Umfeld nur bedingt offen gelegt werden. Zwar wird es dort teilweise zur verwertbaren Ressource, bleibt aber gleichzeitig eine Unannehmlichkeit, da es „zu viel“ ist und stört, etwas mit dem man nichts anfangen kann, solange es nicht mit einem entsprechenden „Sinns“ präsentiert werden kann. Das alte, traumatisierte Ich, welches mit dem konstitutiven Außen des 'Asozialen', Rassistischen, usw. verbunden wird, muss dort verborgen werden, da es zu einer Verurteilung führen würde. In diesem Sinne bleibt die Artikulation immer nur im Bereich des 'Hörbaren' und diskursiv Verständlichen des aktuellen sozio-kulturellen Raums möglich.

Die soziale Herkunft und die psychischen Belastungen erscheinen dementsprechend immer wieder miteinander verwoben zu sein, wobei das Verhältnis zwischen beiden Themen im Laufe des Interviews von Andrea auch immer wieder unterschiedlich dargestellt wird. In Anschluss an die letzte Passage frage ich Andrea schließlich, inwiefern diese Themen in ihrer eigenen Wahrnehmung verknüpft sind und ob „dieses Verurteilt-werden für [...] deine Herkunft irgendwie, und eben diese psychischen (.) Belastungen und [...] Diagnosen“ für sie zusammen gehören oder getrennt stehen würden:

A: Mhmm, ich glaub es is beides, es gehört ein bisschen zusammen, aber irgendwie is es auch ein bisschen getre:nnt, ähm (2) ich hab das Gefühl dass ich selbst Menschen aus diesem Milieu abwerte, // Mhm // und ich mich ganz oft dabei ertappe, weil ich mich (.) gefühlt sehr stark von ihnen distanzieren möchte, um nicht mehr dazu zu gehören, // °Mhm° // ähm was ich ganz auch an mir selbst einfach nich gut finde, weil ich möchte eigentlich keine Menschen abwerten, // °Mhm° // ähm (.) ja. Aber es passiert halt einfach immer wieder, // °Hm° // (.) und ähm (.) ja mit meiner Erkrankung wars ganz oft so; also so mit dem mit der Depression und so, wars ganz lange so (.) dass ich ähm nicht los lassen wollte, weil ähm ich das Gefühl hatte dass das so elementar und präsent in meinem Leben war; // Mhm // ähm dass ich das Gefühl hatte, (.) ein Stück meiner Identität zu verlieren; wenn ich nicht mehr depressiv bin.

Andrea erklärt, dass die Verbindung auch in ihrer Perspektive komplex sei, denn es gehöre „ein bisschen zusammen“, sei aber „auch ein bisschen getre:nnt“. Es scheint so, als ob sie in Anschluss dann aber nur erklärt, inwiefern sich die Themen für sie unterscheiden würden: In Bezug auf ihre soziale Herkunft habe sie „das Gefühl dass ich selbst Menschen aus diesem Milieu abwerte“, also nicht nur zum Opfer von Stigmatisierung würde, sondern auch „selbst“ diese Perspektive übernehmen würde. Dies passt zu den vorherigen Interpretationen der Abgrenzung und Distanzierung vom alten Selbst und der damit einhergehenden Eigenstigmatisierung. Das neue Selbst wird von diesem alten Selbst abgegrenzt, aber auch von anderen Menschen aus diesem Milieu, indem Andrea sich „gefühlt sehr stark von ihnen distanzieren möchte“. Diese Tendenz beschreibt Andrea als internalisiert und impulsiv, da sie sich „ganz oft dabei ertappe“. Obwohl sie diese Tendenz „selbst einfach nich gut finde“, würde es trotzdem „halt einfach immer

wieder“ passieren. Während sie also den Rassismus der Eltern sehr früh verurteilte und deren Sexismus im neuen sozialen Umfeld zunehmend hinterfragte, bleibt die abwertende Haltung in Bezug auf die Kategorie 'Klasse' schwer zu ändern, auch wenn sie eigentlich grundsätzlich „keine Menschen abwerten“ möchte.

Die impulsiven und unbewussten Reaktion Andreas kann man durch die Assoziation mit dem Trauma ('Trigger') und dem erlittenen Unrecht erklären. In diesem Sinn bleibt auch die subjektive 'Zusammengehörigkeit' der psychischen Belastungen mit der sozialen Herkunft nahe liegend. Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen Kategorien von Diskriminierung und Stigmatisierung wird die psychische „Erkrankung“ allerdings nicht zum Gegenstand von Abgrenzung, sondern von Identifikation: Die „Depression“ habe sie „ganz lange [...] nicht los lassen“ wollen, da diese „so elementar und präsent“ gewesen sei. Die Aufgabe dessen wäre gefühlsmäßig einem partiellen Identitätsverlust gleich gekommen. Auch hier reflektiert Andrea eine implizite Haltung, die nicht unbedingt ihrem bewussten Willen entspricht. Das Label der Depression gibt ihr zwischenzeitlich eine Subjektposition und ermöglicht die Artikulation des eigenen Leidens und der traumatischen Erfahrungen. Dies erweist sich jedoch auch als trügerisch, da es Andrea schließlich sehr schwierig fällt, sich von dieser Subjektposition wieder zu befreien.

Außerdem bezieht sie sich auch in dieser Darstellung wieder nur auf die Depression und nicht auf die Persönlichkeitsstörung, welche unausgesprochen bleibt („und so“). In ihrer Abwesenheit drückt sich auch einmal mehr die auch weiter bestehende stigmatisierende Kraft dieser Kategorie aus. Während die Depression als weniger stark stigmatisierte Erkrankung mit etwas Mut und dem entsprechenden Willen öffentlich artikulierbar wird, bleibt dies in Bezug auf die Borderline-Störung wohl unmöglich, da auch ein noch so offener Umgang nur schwer auf die notwendige Anerkennung stoßen würde. Die Depression als Krankheit erwies sich zudem als Möglichkeit, als Subjekt eben nicht mit den traumatisierenden Umständen und Erfahrungen ident oder für diese verantwortlich gemacht zu werden. Die dementsprechende Schwierigkeit, die Subjektposition der 'Krankheit' wieder zu verlassen, zeigt sich auch in der anschließenden Passage:

A: Mhmm (1) also ich denke dass ich seit (.) zweie
drei Jahren keine Depressionen mehr habe, ähm (.) manchmal fällt es mir schwer das so zu sehn, weil
irgendwie; (.) ähm (.) ich (.) glaub ich (.) auch manchmal irgendwie immer noch denke; allen andern
Menschen geht's gut, und wenn ich mal nen schlechten Tag hab dann is das ganz schrecklich, ähm (.) so
meine erwachsene rationale @Seite@ die weiß auch dass andere Menschen schlechte Tage haben,
ähm // Mhm // aber (.) es fällt mir doch manchmal schwer das; (.) wirklich (.) zu sehn und zu sagen
okay ich hab jetzt nen schlechten Tag; es is jetzt nicht wieder irgendwie depressiv sein, oder sonst
irgendwas // Mhm // ähm (.) wobei das jetzt schon die letzte Zeit auch n bisschen me:hr wieder
geworden is, (.) ich glaub auch durch die Pandemie; ähm // Mhm // ich hab auch den Eindruck dass
momentan sehr viele // Mhm // doch se:hr belastet sind. // Mhm // Ähm (.) ja.

Obwohl sie der Meinung sei, dass sie 'objektiv' gesehen „seit (.) zwei-drei Jahren keine Depressionen mehr habe“, würde es ihr trotzdem schwer fallen, dies auch subjektiv „so zu sehn“. In Abgrenzungen zu den „andern Menschen“ denen es immer gut geht, wäre ein schlechter Tag bei ihr „ganz schrecklich“. Entgegen ihrer rationalen Einschätzung würde es ihr auch hier gefühlsmäßig schwer fallen, diese Tendenz aufzugeben. Durch die Linse der Subjektposition der Depression wird das eigene Ich und das eigene Verhalten automatisch wieder als „depressiv“ eingeordnet und mit entsprechenden Zuständen aus der Vergangenheit assoziiert. Die Bewertung würde dann in Relation zur eigentlichen Belastung überaus negativ ausfallen („ganz schrecklich“).

Diese Übertreibung in Relation zur 'eigentlichen' Belastungen verweist aber auch auf ein weiteres Problem, nämlich jenes der hohen Subjektivität solcher Einschätzungen. Andrea stellt die Depression als eine klare Grenze dar: Entweder man hat sie oder nicht. Inwiefern eine Belastung es sozusagen 'würdig' ist, depressive Verstimmungen auszulösen, kann sie für sich selbst anscheinend schwer beurteilen, da die Depression eben über so lange Zeit ihre Normalität war. Daher röhrt auch die Verunsicherung, wie 'normale' Menschen mit schlechten Stimmungen umgehen. Im Kontext der Corona-Pandemie wird die Lage dann umso unklarer, da auch bei diesen 'Normalen' die Depression mehr und mehr zur Norm wurde. „Auch durch die Pandemie“ sei das Depressive bei ihr dann „auch n bisschen me:hr wieder geworden“, was die Schwierigkeit der klaren, objektiven Abgrenzung noch mehr aufzeigt. Der Bezug auf das soziale Ereignis der Pandemie könnte dann allerdings für Andrea auch wieder eine Möglichkeit zur Kontextualisierung des individualisierten und pathologisierten Zustands der Depression andeuten.

5.5. Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Auswertung erfolgte gemäß eines umfassenden methodischen und theoretischen Rahmens, welcher sowohl die Rekonstruktion von biographischen Zusammenhängen, als auch die Dekonstruktion der biographischen Darstellung beinhaltete und zudem diskursive und materielle, persönliche und soziale Faktoren betrachtete. Dementsprechend sind auch die Auswertungsergebnisse auf verschiedenen Ebenen angesiedelt. Im analysierten Fallbeispiel konnte man gut beobachten, wie die verschiedenen Ebenen zusammen greifen und wie Subjektpositionen eingenommen und zugeschrieben werden. Der Prozess der *Artikulation*, im Sinne einer *Vernähung* mit intelligiblen Sprechpositionen scheint dabei zwangsläufig immer von den Bedingungen und der Anerkennung im sozialen bzw. diskursiven Raums abhängig. Gleichzeitig konnte auch nachvollzogen werden, wie sich Akteure eine eigene Version von Subjektpositionen schaffen und den sozialen und diskursiven Raum mitgestalten – freilich ohne dabei im Sinne eines 'starken Subjektes' freie Individuen zu sein.

Im Fall von Andrea gestaltet sich die Ermächtigung (nicht ausschließlich, aber in

wesentlichen Zügen) als eine Geschichte des sozialen Aufstiegs und der Abgrenzung von den prekären sozialen Verhältnissen, die die Traumatisierung mitbedingten – bzw. von ihr mit dieser assoziiert werden. Um diesen Prozess verstehen zu können, musste anhand der biographischen Darstellung zunächst die Traumatisierung als ein sozialer bzw. intersubjektiver Prozess rekonstruiert werden, der mit diversen gesellschaftlichen Anrufungen einhergeht:

Als 'Kerntrauma' wurde von Andrea die frühkindliche Vernachlässigung durch die Mutter dargestellt, während die regelmäßige Entwertung und körperliche Gewalt durch den Stiefvater von Andrea als sekundär gesehen und ambivalent bewertet wird. Die komplexe und widersprüchliche Rollenverteilung im Familiensystem spiegelt dabei auch die Komplexität der langjährigen Traumatisierung wieder. Diese geschah jedoch nicht in einer von gesellschaftlichen Verhältnissen isolierten 'Kernfamilie', sondern innerhalb dieser Machtverhältnissen. Sie erscheint außerdem mehrgenerational, da auch die Eltern Andreas „aus ganz schwierigen Verhältnissen“ kommen. Den fortlaufenden Belastungen steht außerdem ein gravierender Mangel an (vor allem sozialen und kulturellen) Ressourcen gegenüber, der sich mit dem Umzug der Familie noch verschärft. Andreas Handlungsspielräume wurden in Folge immer weiter eingeschränkt, auch da die Institutionen Schule, Psychiatrie, Jugendamt und Polizei – die auf diese Weise auch Anteil am Traumaprozess haben – keine Hilfe leisten können und Andreas missliche Lage dort immer wieder ignoriert bzw. missverstanden wird.

In Zuge der Traumatisierung wird Andrea von der lieblosen Mutter und dem gewalttätigen und entwertenden Stiefvater immer wieder zum 'Objekt' gemacht, was mit einem Verlust des Subjektstatus gleichzusetzen ist. Dies führt schließlich, vermittelt über die angesprochenen Institutionen, insbesondere der Psychiatrie, zur gesellschaftlichen Exilierung ins nicht-lebbare und nicht-intelligible Außen. Diese Pathologisierung der sozialen und lebensweltlichen Probleme Andreas findet insbesondere in der Diagnose der Borderline-Persönlichkeitsstörung ihren Ausdruck, während die 'Depression' vor allem für den fortschreitenden Verlust von Handlungsmacht und Konstruktionsfähigkeit zu stehen scheint.

Ein Rückgewinn des Subjektstatus gelingt dann durch die Praktik der Psychoanalyse, die nicht nur soziale Anerkennung und Verständnis, sondern auch eine Sprache für Andreas Probleme liefern kann. Letztere erlaubt es ihr, sich selbst zu artikulieren, dadurch Kohärenz und Sinn zu konstruieren und schließlich weitere Ressourcen zu akkumulieren. Darüber hinaus liefert die Psychoanalyse Andrea auch eine neue Identität und Aufgabe, da sie es sich nun zum Ziel setzt, selbst Psychoanalytikerin zu werden. Damit wären wir auch wieder bei der Darstellung des posttraumatischen Wachstums als Prozess, der in diesem Beispiel mit einem sozialen Aufstieg verbunden ist.

Zunächst könnte man es einerseits so herum betrachten, dass der über Bildung vermittelte

soziale Aufstieg dem Ziel dient, Psychoanalytikerin zu werden. Andererseits scheint umgekehrt das Ziel, Psychoanalytikerin zu werden, aber auch dem Zweck zu dienen, sich vom prekären und traumatisierenden Herkunftsmilieu zu emanzipieren. Natürlich ist in dieser Hinsicht keine 'Zweckdienlichkeit' anzunehmen, sondern eine Verknüpfung verschiedener Sinnzusammenhänge. In Bezug auf diese scheint es sinnvoller, auf Andreas eigene Darstellung zu fokussieren. Diese linearisiert das von vielen Turbulenzen durchzogene Leben über das Ausbildungsziel. Die Abgrenzung vom Herkunftsmilieu versteht sie auch als eine Abgrenzung von „toxischen“ Person aus diesem Umfeld, nicht zuletzt von ihren Eltern, was sie als einen maßgeblichen Schritt zur Ermächtigung betrachtet. In Zuge dessen werden die Leistungsorientierung des Stiefvaters und dessen Wille zum sozialen Aufstieg von ihr in dieser Abgrenzung auch teilweise umgedeutet und eigenen politischen Ideen und sozialen Werten angepasst. Auf der anderen Seite bleiben Bildungserfolge nach wie vor für den Selbstwert relevant und die Emanzipation gelingt in dieser Hinsicht nur teilweise.

Das Narrativ des posttraumatischen Wachstums ermöglicht es dann jedoch, solche bestehenden Beziehungen des aktuellen Ichs zur traumatischen Vergangenheit positiv auszulegen. Im Fall von Andrea betrifft dies primär die angesprochene Leistungsorientierung und außerdem das Konzept der 'Resilienz'. Der gelebte Prozess der Ermächtigung, der in vielerlei Hinsicht mit der Verfügbarkeit sozialer Unterstützung einher zu gehen schien, steht in dieser Hinsicht den nachträglich geformten Sinnkonstruktionen des posttraumatischen Wachstums gegenüber. Es handelt sich um zum Teil bewusst gewählte, positive Interpretationen der Erzählerin, die diese Praxis des positiven Umdeutens vor allem in Bezug auf den Diskurs der Positiven Psychologie wählte, aber auch in Bezug zu weiteren Selbsthilfekonzepten, mit denen sie sich über längere Zeit beschäftigte.

Wie bereits erwähnt, hatte zunächst die Psychoanalyse für Andrea einen maßgeblichen Einfluss am Rückgewinn einer sozialen Existenz und der Bearbeitung und Bewusstwerdung der traumatischen Konflikte. Die biographische Erzählung erscheint dementsprechend zum einen durch die langjährige Praxis der Psychotherapie vorstrukturiert, zum anderen aber auch durch die historisch neuere Orientierung an der Positiven Psychologie. Durch letztere will sich Andrea von der 'negativ' empfundenen Subjektivierung durch die Psychoanalyse emanzipieren. Denn obwohl es durch diese zu einer Erneuerung der sozialen Existenz kam, wurde dies im Sinne der Butler'schen Subjekttheorie auch mit einer Fixierung an diese 'negative', bzw. 'problemorientierte' Subjektivität der Psychoanalyse erkauft. In Folge sei es ihr auch sehr schwer gefallen, die Depression als Identität und Subjektivität wieder aufzugeben.

Andreas Haltung zu dieser Subjektposition gestaltet sich allerdings insgesamt recht kompliziert und ambivalent. Auf der einen Seite empfand sie es in der Vergangenheit als hilfreich,

dass ihr Leiden einen „Namen“ bekam und dadurch adressierbar und anerkennbar wurde. Auf der anderen Seite berichtet sie auch von deutlicher Stigmatisierung im Kontext der Diagnosen. Die Borderline-Persönlichkeitsstörung wird in diesem Kontext fast gänzlich vermieden und kann aufgrund der umso stärkeren Stigmatisierung kaum oder gar nicht für die 'öffentliche' Identität genutzt werden. Die Depression auf der anderen Seite beschreibt Andrea als sehr wichtig für ihre Identität und die Aufgabe der entsprechenden Subjektivität würde ihr schwer fallen. Obwohl die Diagnostizierung bzw. Pathologisierung erstmals im Kontext der verhaltenstherapeutischen Psychiatrie geschah - die ihre lebensweltlichen Probleme eben nicht anerkannte - knüpft Andrea die 'negative' Subjektivierung primär an die Psychoanalyse, wohl gerade aufgrund deren großen und langjährigen Einfluss auf sie. Gleichzeitig will sie als zukünftige Psychoanalytikerin aber auch Menschen helfen, die ebenfalls nach Verständnis und Anerkennung suchen und denen verhaltenstherapeutische Ansätze nicht helfen. Anders ausgedrückt: Während sie in der akuten Traumatisierung Techniken wie 'Dankbarkeitstagebücher' als eher schädigend empfand, erscheinen ihr solche Techniken nach langjähriger Psychoanalyse durchaus als ansprechend.

Während sie Narrative der Positiven Psychologie und der Resilienz aufgreift, um die pathologisierende Perspektive zu überschreiten, reproduziert sie dabei paradoxe Weise auch immer wieder eben jene Perspektive mit der Darstellung einer Krankheitsgeschichte und psychiatrischen Karriere. Aus der Gegenwart des ermächtigten und reflektierten Selbst stellt sie sich als Expertin über das alte und pathologische Selbst, wertet dieses immer wieder ab und bewertet es als pathologisch. Dies entspricht im Wesentlichen der Beobachtung von Eva Illouz (2008), wonach therapeutische Ermächtigungsgeschichten immer auch die Konstruktion eines kranken, leidenden Selbst in der Opferrolle reproduzieren. Die Erzählung der Krankheit dient in der Erzählung des ermächtigten Selbst immer wieder als konstitutives Außen, also als etwas von dem man sich abgrenzen muss, um seinen Status als Ermächtigte*r unter Beweis zu stellen.

Diese Abgrenzung vom alten und schwachen Selbst vollzieht sich im Fall von Andrea nicht nur über psychische Krankheit, sondern auch über eine Reihe von weiteren Kriterien. In Hinblick auf die Abgrenzung vom Herkunfts米尔ieu fällt insbesondere die Abgrenzung vom jugendlichen Selbst auf. Dieses wird als sozial schwach, anstrengend, wütend, vorwurfsvoll, manipulativ, unreflektiert, hilfsbedürftig, verwundbar und problematisch beschrieben, während das neue Selbst sozial, leistungsstark, reflektiert, unabhängig, resilient, selbstverantwortlich, engagiert, politisch aktiv und kontrolliert auftritt. Viele dieser Grenzziehungen sind ebenso stark mit dem Herkunfts米尔ieu verbunden, wie mit der psychischen 'Krankheit' bzw. werden von Andrea mit diesem Kontext verbunden. Durch die Abgrenzung von diesem kann das alte Selbst zum Teil entschuldigt werden.

Psychische Krankheit und soziale Herkunft sind für Andrea auf der einen Seite durch ihren

Status als psychologische Expertin miteinander verbunden, da dieser den sozialen Aufstieg ermöglicht und gleichzeitig das unwissende, pathologische Selbst transformiert. Auf der anderen Seite wird diese Verbindung aber vor allem auch durch intersektionale Diskriminierung bzw. Subjektivierung verständlich: Die Menschen könnten nämlich häufig nicht „differenzieren“ zwischen dem „wie ich bin [und] wer ich bin“ und dem „was ich erlebt habe“ und „wo ich herkomme“. Die (soziale) Herkunft und die traumatische Erfahrung stellen sich zwar 'tatsächlich' als unauflöslich miteinander verbunden dar. In der diskursiven Wahrnehmung werden sie dann aber zu einer einzigen, soliden Subjektposition verdichtet, die das Trauma nicht als soziale und lokale Erfahrung versteht, sondern andersherum die Herkunft mit einer Pathologie oder moralischen Schwäche verbindet. Diese intersektionale Perspektive kann man z. B. auch auf Traumatisierung bei Geflüchteten und Vertriebenen anwenden. In jedem Fall geschieht die Subjektivierung in einem intersektionalen Netz und durch die Verknüpfung von verschiedenen Subjektpositionen. Andrea bezeichnet diesen Vorgang des 'Nicht-Differenzierens' zwar als „unfair“, übernimmt jedoch entsprechende diskriminierende und pathologisierende Perspektiven auch immer wieder.

In Folge dieser Internalisierung habe sie auch nach dem gelungenen Bildungsaufstieg oftmals das Gefühl, ihre eigentliche Herkunft verstecken zu müssen, da man sonst sofort sehen würde 'was eigentlich mit ihr los ist'. Ebenso wie das Trauma nach wie vor prägend ist, kann auch die gesellschaftliche Herkunft, trotz Kontaktabbrüchen und entschiedenen Abgrenzungen nicht ganz abgelegt werden. Da diese Vergangenheit im neuen, vermeintlich aufgeklärten, sozialen Raum unabhängig von Andreas Offenheit nicht immer auf die selbe Offenheit trifft, kommt es je nach Situation und in wechselnden Anteilen zu einer Verdeckung oder aber zu einem sehr offensiven Umgang mit Herkunft und Trauma. Hierbei spielt unter anderem die Resilienz eine wichtige Rolle, die ebenso wie die Leistungsorientierung zu einer in der neuen (Mittel-)Klasse besonders hoch geschätzten und verwertbaren Eigenschaft wird und die zusammen mit dem dargestellten Lebenssinn als 'Victim-Advocat' die soziale Daseinsberechtigung und Existenz in diesem Raum festigt.

Das in der Erzählung aktualisierte Darstellungsinteresse eines gewachsenen und resilienten Selbst, welches seinen Lebenssinn in der schmerhaften Vergangenheit findet, steht dabei auch in Einklang mit der Theorie, dass 'Vernähungen' mit Subjektpositionen immer nur temporär sein können und ständig wiederholt und eventuell abgewandelt werden müssen. Damit muss auch die zugehörige Abgrenzung ständig performativ wiederholt und erzählt werden, um den Status als posttraumatisch 'gewachsene', ermächtigte Person zu legitimieren, da dies eben immer nur in Abgrenzung zum kranken und unwissenden Selbst geschehen kann. Obwohl Andrea es so darstellt, dass sie es „geschafft“ hat, berichtet sie auch von der Angst, dass ihre Vulnerabilität

„irgendwann“ noch einmal „durchschlagen“ könnte. Auch weil sie diese als erblich versteht, zweifelt sie daher zum Beispiel an ihrer Eignung zur Mutterschaft. Während die Unverwundbarkeit der Resilienz der Wunde des Traumas entgegen steht, bleibt also langfristig auch der Zweifel daran und es bedarf immer neuer Selbst-Bekräftigungen.

Allerdings steht die Resilienz nicht nur dem Trauma entgegen, sondern erfüllt auch eine weitere, genau entgegengesetzte Funktion: Während die Artikulation des gewachsenen, resilienten Selbst durch die Abgrenzung vom traumatisierten Selbst gelingt, wird die Artikulation des Traumas umgekehrt *auch über das resiliente Selbst der Vergangenheit vollzogen*. Ein Paradox des Resilienz-Diskurses besteht nämlich darin, dass die Resilienz gleichzeitig in der Vergangenheit als Grund dafür heran gezogen wird, dass das Trauma ertragen werden konnte, in der Gegenwart als Folge des bewältigten Traumas betrachtet wird und außerdem in der Zukunft eine Traumatisierung auch noch generell verhindern kann. Obwohl Resilienz also im Diskurs das Gegenteil von Trauma darstellt, wird die Struktur des 'konstitutiven Außen' hier auch ein Stück weit 'ausgetrickst', wodurch auch dem Selbsthilfediskurs eine neue Wendung gegeben wird.

Andrea präsentiert sich also nicht nur in der Gegenwart als resilient, weil traumatisch gewachsen, sondern gleichzeitig als *schon immer* außergewöhnlich resilient, da sie sonst an den traumatischen Erfahrungen „zerbrochen“ wäre. Weiterhin sei vieles von dem, was sie erlebt habe, in Kontrast zu ihrem primären Bindungstrauma gar nicht so schlimm gewesen – bzw. 'nur' schlimm gewesen. Die Resilienz gegenüber diesen 'nur schlimmen' Erfahrungen dient demnach auch der abgrenzenden Artikulation der 'tatsächlich traumatischen' Erfahrungen. Dies erscheint nicht zuletzt deshalb notwendig, da es immer wieder zu einer mangelnden Anerkennung des 'eigentlichen' Traumas kommt und kommt, während stattdessen auf diskursiv leicht als traumatisch anerkennbare Ereignisse wie den Suizid des leiblichen Vaters oder des ersten Ex-Freundes fokussiert wird. Das Narrativ der Resilienz und des posttraumatischen Wachstums kann dementsprechend auch als Versuch gesehen werden, einerseits ein *Missverständnis* des Traumas zu verhindern und andererseits eine *Identmachung* mit dem Trauma und der entsprechenden Opferrolle zu verhindern. Nicht zuletzt liefert es außerdem einen narrativen Rahmen, um die (auch sozial erwünschte) Kohärenz im Angesicht von traumatischen Brüchen und Entwurzelungen zu generieren.

Nicht zuletzt wird die Geschichte durch den positiven Rahmen auch besser anerkennbar und hörbar. Denn das Traumatische ist nicht nur aufgrund von Dissoziation, Fragmentierung und Amnesie schwer zu artikulieren, sondern auch aufgrund der schlechten diskursiven Hörbarkeit bzw. Tabuisierung der betreffenden Themen. Für viele Menschen sei die Erzählung dann „zu viel“ auf einmal und kann nur schwer ausgehalten werden. Stattdessen kommt es zur besprochenen Identifizierung Andreas mit dem Erlebten und zur potentiell retrraumatisierenden Überwältigung

des Gegenübers. Die Erzählung der Vergangenheit muss von Andrea daher stets sorgfältig dosiert werden und das Gegenüber diesbezüglich abgeschätzt werden. Der positive Rahmen erleichtert die Hörbarkeit der Erzählung und macht sie *intelligibel*, da dies die allgemeine Erwartung eines linearen *redemptive master narrative* bedient, so wie es auch in zahllosen Filmen, Büchern, Talk-Shows und sonstiger Pop-Kultur vorgelebt wird. Interessanterweise scheint dies auch unabhängig vom Status der persönlichen Aufarbeitung der Traumata eingefordert zu werden, allein aufgrund der sozialen Erwartungen und des daraus folgenden *Silencings* traumatischer Erfahrungen. Die Folge sind gegensätzliche Bedürfnisse, nämlich einerseits gehört, gesehen, verstanden und anerkannt zu werden und andererseits sich gleichzeitig verstecken und maskieren zu wollen, auch um eine subjektiv falsche Positionierung oder Ausgrenzung zu vermeiden. Für Andrea selbst ist dies „unfair“, da sie zusätzliche Identitätsarbeit leisten muss, während dies eigentlich im gesellschaftlichen Diskurs geleistet werden sollte. Zusätzlich muss sie immer wieder ihren sozialen Wert unter Beweis stellen, obwohl die Gesellschaft und ihre Institutionen in der Vergangenheit selbst Anteil an ihrer Entwertung, Stigmatisierung, Pathologisierung und Ausgrenzung hatten.

6. Schlussbetrachtungen

Um die Arbeit zu schließen, werde ich zunächst eine kurze Zusammenfassung ihrer ursprünglichen Ausgangspunkte, Forschungsfragen und -ziele geben und aufzeigen, wie diese in den einzelnen Kapiteln bearbeitet wurden. Anschließend werde ich auf die Antworten des Felds eingehen und zentrale Interpretationen und Abstraktionen diesbezüglich rekapitulieren. Es folgen eine Reflexion und Manöverkritik des Forschungsprozesses. Reflektiert wird dabei auch der Erkenntnisweg, und zwar insbesondere mit Blick auf ursprüngliche Irritationen, sich ergebende Limitationen und weiterführende Schlüsse und Ausblicke.

Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit war meine Bachelorarbeit, die sich aus einer kulturpsychologischen Perspektive bereits kritisch mit der AD(H)S-Diagnose beschäftigte und die, ebenfalls biographieanalytisch, nach der Bedeutung des Konzepts für die Identitäten der Erzähler*innen fragte. Damit waren theoretisch, technisch und inhaltlich bereits viele Übereinstimmungen zur aktuellen Arbeit gegeben. Allerdings gestaltete sich die vorliegende Masterarbeit dann doch auch als eine ganz neue Herausforderung. Dies betrifft zunächst das Thema 'Trauma', welches insofern anspruchsvoll ist, als dass es meiner Meinung nach in ganz besonderer Weise die Grundüberzeugungen jeder Psychologie und Therapie berührt und dabei auch wesentlich mit der Beschaffenheit des modernen Subjekts in Verbindung steht.⁴⁷ Zur Diskussion steht dabei das Zusammenspiel von 'Innen' und 'Außen', von Individuum und Gesellschaft, von Partikularem und Gemeinsamen. Solche Themen kann man natürlich in gewisser Weise in jedem 'psychologischen' Diskurs wiederfinden. Doch im tiefer gehenden Nachdenken über Trauma drängen diese sich geradezu auf, denn das Trauma ist, verstanden als 'Verletzung der psychischen Haut', in komplexer Weise immer gleichermaßen etwas 'Eigenes' und etwas 'Fremdes' und dabei ein „Zeichen der Verletzbarkeit, die durch das Eingebundensein in Anderenbezüge und Ausgesetzt-Sein von Selbstbezügen entsteht“ (vgl. Jergus, 2017, S. 276).

Das führt dazu, dass die angesprochenen Themen in besonderer Weise am Trauma-Thema verhandelt werden, zum Beispiel in Diskursen über Resilienz und posttraumatisches Wachstum: Sind Menschen widerstandsfähig oder verwundbar bzw. wodurch bestimmt sich das? Sollte man Menschen als determinierte Opfer denken oder als handlungsmächtige Individuen mit der Möglichkeit zur Veränderung? Wer trägt die Verantwortung für deren Leiden und wie wollen wir als Gesellschaft damit umgehen? Ist die Versprachlichung des Traumas ein Ausgangspunkt für Heilung oder für (Des-)Illusionierung? Konkrete Forschungsfragen, die sich daraus für mich ergaben, bezogen sich auf die Möglichkeit des bzw. der Einzelnen, traumatische Erlebnisse im

⁴⁷ In Anschluss an die Darstellungen in Kapitel 2 könnte man diesbezüglich noch genauer darüber nachdenken, inwiefern die Moderne selbst als ein traumatischer Prozess zu verstehen ist, während die Postmoderne bzw. der 'Spätkapitalismus' ein Stadium der chronifizierten Traumatisierung darstellt.

Kontext von Resilienz- und PTW-Narrativen zu artikulieren. Welche weiteren Diskurse werden dabei individuell aufgegriffen, um ein ermächtigtes Selbst zu konstruieren und wie bezieht sich dieses auf ein leidendes, traumatisiertes Selbst? Inwiefern wird das Traumatische in diesem Bezugsrahmen artikulierbar bzw. nachvollziehbar, nützlich und 'sinnvoll'?

Zur Unterstützung dieses Anliegens wurden in *Kapitel 2* historische Diskurse zu Traumatisierung, PTBS, Resilienz und posttraumatischem Wachstum nachgezeichnet und kritisiert. Ausgehend insbesondere von einer Kritik an Aspekten der Individualisierung, wurden im empirischen Teil der Arbeit Empowerment- und Disempowerment- bzw. Traumaprozesse in Bezug auf ihre sozialen, diskursiven und materialen Bedingungen rekonstruiert. In Zuge dessen wurde allerdings auch die Darstellung eines posttraumatisch ermächtigten Selbst dekonstruiert.

Durch diese komplexe Doppelperspektive wurde ich schließlich auch methodisch und theoretisch vor neue Herausforderungen gestellt. In *Kapitel 3* wurden zur Bearbeitung dieser Herausforderungen zunächst die Begriffe 'Diskurs', 'Subjekt', 'Subjektivierung' und 'Artikulation' mit Rückgriff auf Theorien von Foucault, Butler und Hall geklärt. Dabei wurde ein theoretischer Rahmen erarbeitet, dessen Endpunkt es ist, die Einnahme einer anerkennbaren Identität bzw. die Artikulation mit Subjektpositionen gleichzeitig als ermöglicht und limitierend zu verstehen. Zudem wurde die Biographieforschung selbst als eine machtvolle, subjektivierende Praxis hinterfragt und die Möglichkeit einer diskurstheoretisch reflektierten Biographieforschung ausgelotet.

In *Kapitel 4* wurde versucht, diese theoretische Verbindung von Diskurstheorie und Biographieforschung in ein konkretes methodisches Instrumentarium zu übersetzen. Zentral war hierfür der Einbezug der Positionierungsanalyse, um die Einnahme und Zuschreibung von diskursiven und sozialen (Subjekt-)Positionen im sozialen Raum zu erfassen. Ergänzt wurde diese durch die Betrachtung von intersektionalen Machtverhältnissen und Ressourcenausstattungen. Diese bedingen nicht nur Positionierungen und Positionierungsaktivitäten, sondern auch Prozesse der *sozialen Anerkennung* bzw. Missachtung, die sich in der Auswertung für das Verständnis von Trauma- und Ermächtigungsprozessen als besonders wertvoll erwiesen haben. Nebenbei wurde auch diskutiert, inwiefern Interviews mit Traumatisierten in ethischer Weise durchgeführt werden können und wie man das Risiko von Retraumatisierungen gering halten kann.

Im Rahmen der Auswertung (*Kapitel 5*) konnten zum einen theoretische Überlegungen zur Artikulation von Trauma und Ermächtigung empirisch eingeholt werden und außerdem konkrete lebensweltliche Herausforderungen der Erzählerin (Synonym 'Andrea') rekonstruiert werden. Die Auswertung befasste sich erstens mit der Rekonstruktion biographischer Traumaprozesse und des entsprechenden Disempowerments in der Vergangenheit der Erzählung. Zweitens wurde der Prozess der Ermächtigung in der Vergangenheit der Erzählung rekonstruiert. Drittens wurde die

Darstellung eines posttraumatisch ermächtigten Selbst in der Erzählsituation dekonstruiert.

Bei der Rekonstruktion des Traumaprozesses zeigte sich, dass Andreas 'Primärtrauma', welches in schwerer frühkindlicher Vernachlässigung bestand, auf der einen Seite eingeklammert wurde durch die sozial prekäre Situation ihrer Familie und auf der anderen Seite durch die mangelnde Unterstützung durch das breitere soziale Umfeld und das Versagen der Institutionen Schule, Polizei, Jugendamt und Psychiatrie. Dieses Versagen drückte sich nicht nur durch Hilflosigkeit aus, sondern auch durch soziale Ausgrenzung, Stigmatisierung und Pathologisierung (Depression, Borderline-Persönlichkeitsstörung). Obwohl von einem primären Trauma die Rede ist, erfolgte die Traumatisierung sequentiell und umfasste viele weitere Erfahrungen von körperlicher und psychischer Gewalt, während die Abwesenheit von sozialer Unterstützung, der Verlust von Bezugspersonen und die zunehmende Einschränkung von Handlungsmacht eine soziale 'Resilienz' gegenüber der Traumatisierung verhinderte.

Die Rekonstruktion des Ermächtigungsprozesses zeigte, dass dieser in engem Zusammenhang mit der zuletzt angesprochenen sozialen Unterstützung stand. Deren (Un)Möglichkeit zeigte sich maßgeblich über die Artikulation bzw. soziale Anerkennung des Traumas vermittelt. Die psychoanalytische Therapie bedeutete für Andrea nicht nur die Anerkennung des Traumas, sondern ermächtigte sie zudem, sich auch in anderen Kontexten artikulieren zu können, indem sie ihr eine entsprechende Sprache und Sprechposition lieferte. Dadurch wurde eine Aufwärtsspirale von Artikulation, Anerkennung und Handlungsmacht in Gang gesetzt. Die neu gefundene Handlungsmacht wurde von Andrea im Anschluss dazu genutzt, sich aus ihrer nach wie vor prekären Lebenssituation herauszuarbeiten. Der soziale Aufstieg hat allerdings auch die Funktion, Wertschätzung und Anerkennung *jenseits* des Traumas und der damit assoziierten sozialen Herkunft zu erlangen.

Diese Interpretation führt uns direkt zum letzten Aspekt der Auswertung, nämlich der Dekonstruktion des traumatisch ermächtigten Selbst bzw. dessen erzählerischer Darstellung. Denn das ermächtigte Selbst konstituiert sich wie vermutet in Abgrenzung zum traumatisierten Selbst und stellt den Versuch dar, dieses zu überschreiten. Während die Artikulation des Traumas bzw. die Artikulation *mit* entsprechenden Subjektpositionen für Andrea zunächst ermöglicht ist, wirkt sie langfristig auch determinierend und limitierend. Andrea selbst beklagt, dass viele Menschen nicht differenzieren könnten zwischen dem, was sie erlebt habe, und dem, wer sie sei. Das Streben nach Wertschätzung als erfolgreiche und 'sozial starke' Person wirkt dabei einerseits der internalisierten Erfahrung des sozialen Ausschlusses entgegen, andererseits aber auch der wiederholten Entwertung innerhalb der Familie. Während das alte Selbst von Andrea als anstrengend, problematisch, asozial, manipulativ, unreflektiert und hilfsbedürftig bezeichnet wird, wird das neue Selbst als sozial, leistungsstark, reflektiert, unabhängig, resilient,

selbstverantwortlich, engagiert, politisch aktiv und kontrolliert beschrieben.

Obwohl das ermächtigte Selbst in dieser Hinsicht ein Spiegelbild des traumatisierten Selbst ist, geht es nicht nur um eine Überschreitung des leidenden Selbst, sondern im Sinne des posttraumatischen Wachstums auch um eine Transformation des leidenden Selbst. Das Leiden soll als Ursache für die Stärke des neuen, resilienten Selbst herausgestellt werden. Paradoixerweise wird von Andrea dabei gleichzeitig betont, dass auch das alte Selbst schon immer resilient war, da sie die vielfältigen Traumatisierungen sonst nicht überstanden hätte. Dies wurde so interpretiert, dass die moralische Verurteilung des alten Selbst durch Dritte von Andrea zum Teil internalisiert wurde und sie dieses daher als 'den Umständen entsprechend resilient' beziehungsweise als nützliche Quelle aktueller Resilienz darstellte, um es so zu rehabilitieren. Die Resilienz und die Erzählung des posttraumatischen Wachstums ermöglichen es, die Beziehung zum alten Selbst positiv auszulegen. Dadurch wird die moralische Verurteilung eines vermeintlich selbstverantwortlich leidenden Selbst letztlich jedoch auch reproduziert.

Die Schwierigkeit, das alte mit dem neuen Ich zu verbinden, zeigt sich in der Aussage Andreas, dass sie oftmals das Gefühl habe, ihre Herkunft verstecken zu müssen. In solchen Momenten habe sie Angst, dass man sonst merken würde, wer sie 'eigentlich' ist. Allerdings würde sie oftmals auch einen sehr offensiven Umgang mit ihrer Vergangenheit und ihren Erlebnissen pflegen. Für viele Menschen seien diese dann aber „viel zu viel“ und überfordernd, während andere eben nicht zwischen den Erlebnissen und ihrem Selbst differenzieren könnten. In anderen Situationen scheinen Personen nur Verständnis für klischeehafte, leicht anerkennbare Traumata zu haben und kein Verständnis für die Eigenlogik von Andreas partikularem Trauma, wodurch das Trauma wiederum zum Stigma wird. Daher müsse sie ständig abwägen, wie viel sie preisgeben will. Der positive Bogen der posttraumatischen Wachstumsgeschichte funktioniert dementsprechend nicht nur als Beweis, dass man mit den negativen Erlebnissen und der 'asozialen' Herkunft nicht ident ist, sondern sie in etwas 'Positives' und sozial Nützliches verwandelt hat, sondern auch als 'happy ending', welches die Geschichte für die Zuhörer*innen leichter verdaulich macht.

Zusammenfassend kann man im Fallbeispiel Andrea gut sehen, wie traumatische Entwertungs- und Entmachtungsprozesse auf zwischenmenschlicher Ebene mit solchen auf der diskursiven Ebene interagieren und außerdem, wie sich Ermächtigung in einem Wechselspiel von persönlicher Artikulation und sozialer Unterstützung vollzieht. Während Andreas Selbstdarstellung als ermächtigte Person vordergründig 'erfolgreich' ist, wird auch klar, dass diese immer von den Regeln der sozialen Anerkennung und diskursiven Hörbarkeit abhängig ist. Spannend im konkreten Fallbeispiel ist der Versuch Andreas, sich im kulturell stark umkämpften Feld der Trauma- und Resilienz-Diskurse eigene Versionen von Subjektpositionen zu schaffen.

Dabei versucht sie psychoanalytische Perspektiven mit Selbsthilfekultur und Ideen der Positiven Psychologie zu verbinden, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Während die rein theoretische Kritik an subjektivierenden Diskursen die Kapazitäten des bzw. der Einzelnen für widerständige Praktiken in der Regel außer Acht lässt, zeigte sich außerdem, wie Andrea auch kritisches Denken und politisches Engagement kultiviert.

Natürlich produziert eine komplexe, mehrdimensionale Betrachtung, wie sie im Rahmen dieser Arbeit geschah, auch komplexe Ergebnisse. Dies kann man einerseits als Stärke und auch als Schwäche betrachten. Eine Schwäche bedeutet es insofern, als dass es keine einfachen 'Takeaways' gibt und der rote Faden des Projekts vielleicht nicht immer und an jeder Stelle auf den ersten Blick erkennbar ist. Als Stärke ist es jedoch ebenfalls zu sehen, da eine solche Betrachtung sich automatisch der Vereinfachung einer *komplexen* Traumatisierung verwehrt.⁴⁸ Um indirekt noch einmal Jergus (2017) aufzugreifen, können dadurch sowohl der partikulare 'Eigensinn' des Traumas rekonstruiert werden und die soziale Entwurzelung und 'Entfremdung' der Traumatisierung als destruktive und entmachtende Subjektivierung verstanden werden, ohne sie dabei zu reproduzieren. In Abgrenzung zur Positiven Psychologie konnte zudem gezeigt werden, dass positive und negative Emotionen bzw. Traumafolgen niemals strikt voneinander getrennt werden können. Außerdem konnte die Idee der Resilienz als eine Eigenschaft des Individuums dekonstruiert werden, indem aufgezeigt wurde, welche sozialen Bedingungen für Resilienz und PTW entscheidend sind.

Bezüglich meines Forschungsprozesses möchte ich diesbezüglich reflektieren, dass es sich für mich, gerade zu Beginn des Projektes, oftmals sehr falsch angefühlt hat, das 'Positive' dekonstruieren zu wollen, das Menschen in ihrem Trauma gefunden haben, obwohl mir die Kritikpunkte an der Positiven Psychologie durchaus einleuchteten. In der Umsetzung einer komplexen und ambivalenten Betrachtungsweise habe ich versucht, sensibel mit der Verwundbarkeit und dem großen Vertrauen, welches mir entgegengebracht wurde, umzugehen und das resultierende Material gleichzeitig scharf und kritisch zu analysieren. Zwar wäre es spannend gewesen, auch die beiden anderen erhobenen Interviews auszuwerten und dabei Vergleiche zu ziehen, dies hätte jedoch auch bedeutet, dass das vorliegende Interview nicht in derselben Tiefe hätte bearbeitet werden können. Zuletzt sollte man bedenken, dass Dekonstruktion eben nicht Zerstörung heißt, sondern die kontrollierte Befragung des Bestehenden, wodurch auch Platz für Neues geschaffen wird. Diese Form des Wachstums über Reflexion lässt sich leider im Konzept des posttraumatischen Wachstums, wie es die positive Psychologie vertritt, eher vermissen.

⁴⁸ Während man in der Fachliteratur zwischen 'komplexen' und einfachen' Traumatisierungen unterscheidet, würde ich argumentieren, dass *jedes* Trauma in gewisser Weise komplex ist.

Literaturverzeichnis

Althusser, L. (2010). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. 1. Halbband: Michel Verrets Artikel über den „studentischen Mai“*. *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Notiz über die ISAs*. VSA Verlag.

Austin, J. L. (2010). Zur Theorie der Sprechakte. Reclam.

Bamberg, M. G. W. (1997a). Positioning between structure and performance. *Journal of Narrative and Life History*, 7 (1-4), S. 335-342.

Becker, D. (2006). *Die Erfindung des Traumas. Verflochtene Geschichten*. Berlin: Edition Freitag.

Becker, D. (2017). Trauma und Traumadiskurse im sozialen Prozess. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 147-169). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Behrens, M. (2021). *Komplexen Subjektivierungen auf der Spur. Ein methodischer Ansatz zur Analyse von Machtverhältnissen*. Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839454527>

Benetka, G. & Slunecko, T. (2021). ‚Erleben‘, das zur Sprache kommt. Anmerkungen zur Methode der ‚Introspektion‘ am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänomenologie. *Journal für Psychologie*, 29 (2), S. 17-40. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-17>

Brandt, S. (2024). *Kritik der Positiven Psychologie*. Psychosozial-Verlag. <https://doi.org/10.30820/9783837979626>

Brenssell, A. (2014). Traumaverstehen. In A. Brenssell, K. Weber (Hrsg.), *Störungen. Texte zur kritischen Psychologie*, 4, (S. 123-150). Argument Verlag.

Brockmeier, J. (2000). Autobiographical time. *Narrative Inquiry*, 10 (1), S. 51-73. John Benjamins Publishing Company. <https://doi.org/10.1075/ni.10.1.03bro>

Brown, E. M. (1995). Post-traumatic stress disorder and shell shock: Social section. In G. E. Berrios, & R. Porter (Hrsg.), *A history of clinical psychiatry*. New York University Press.

Bourdieu, P. (2016). *Sozialer Raum und 'Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen* (1985). Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1990). *Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.

Bourdieu, P. (1990). Die biographische Illusion (1986). In B. Dausien, J. Huinink, A. Leh & A. v. Plato (Hrsg.), *BIOS*, 3 (1), S. 75-81. Leske + Budrich. <https://doi.org/10.3224/bios.v32i1-2.05>

Bourdieu, P. (2018). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. (26.Auflg.). Suhrkamp.

Bublitz, H. (1980). *Ich gehörte irgendwie nirgends so richtig hin. Arbeitertöchter an der Hochschule*. Focus-Verlag.

Bublitz, H. (2010a). *Judith Butler zur Einführung*. (3. Aufl.). Junius.

Bublitz, H., (Hrsg.) Bührmann, A., Hanke, C. & Seier, A. (1999). *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Campus.

Butler, J. (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin Verlag.

Butler, J. (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Suhrkamp.

Butler, J. (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Suhrkamp.

Büchler, T. (2012). *Studierende aus nicht-akademischen Elternhäusern im Studium*. Hans-Böckler-Stiftung.

Cabanas, E. & Illouz, E. (2019). *Das Glücksdiktat. Und wie es unser Leben beherrscht*. Suhrkamp.

Dausien, B. & Mecheril, P. (2006). Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In W.D. Bukow, M. Ottersbach, E. Tuider, E. Yıldız,

(Hrsg.) *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-531-90071-1_9

Davies, B. & Harré, R. (1990). Positioning: The discursive production of selves. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 20(1), 44–63. Wiley-Blackwell. <https://doi.org/10.1111/j.1468-5914.1990.tb00174.x>

Delker, B. C., Salton, R. & McLean, K. C. (2020). Giving voice to silence: Empowerment and disempowerment in the developmental shift from trauma 'victim' to 'survivor-advocate'. *Journal of Trauma & Dissociation*, 21 (2), S. 242-263. <https://doi.org/10.1080/15299732.2019.1678212>

Dierckx, H., Wagner, D. & Jakob, S. (Hrsg.). (2018). *Intersektionalität und Biographie. Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung*. Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzw7j>

Dowd, A. (2019). Uprooted minds: displacement, trauma and dissociation. *Journal of Analytical Psychology*, 64 (2), S. 244-269. Wiley Publishing. <https://doi.org/10.1111/1468-5922.12481>

Erichsen, J. E. (1866). *On Railway and Other Injuries of the Nervous System*. Walton and Maberly.

Erichsen, J. E. (1882). *On concussion of the spine: Nervous shock and other obscure injuries of the nervous system in their clinical and medico-legal aspects*. Birmingham.

Ferenczi S. (1984a). Introjektion und Übertragung. In S. Ferenczi, *Bausteine zur Psychoanalyse, Band 1*, S. 9-57. Huber.

Fernando, J. (2012). Trauma und der Zeroprozess. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 66 (11), S. 1043-1074. Klett-Cotta.

Fischer-Rosenthal, W. & Rosenthal, G. (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In R. Hitzler & R. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* (S. 133-164). VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. <https://doi>

Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens*. Suhrkamp.

Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Band 1*. Suhrkamp.

Foucault, Michel (1987). Das Subjekt und die Macht. *Widerspruch: Beiträge zu sozialistischer Politik*, 7 (14), Rotpunktverlag. <https://doi.org/10.5169/seals-652072>

Foucault, Michel (1993). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp.

Foucault, Michel (2019) *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3* (1989, 14. Auflg.). Suhrkamp.

Fuchs, C. (2017). Trauma und Neoliberalismus. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 307-329). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Fuchs-Heinritz, W. & König, A. (2014). *Pierre Bourdieu. Eine Einführung*. (3. Aufl.). UVK Verlag.

Georgakopoulou, A. (2013) Building iterativity into positioning analysis. A practice-based approach to small stories and self. *Narrative Inquiry*, 23 (1), S. 89-110. John Benjamins Publishing Company. <https://doi.org/10.1075/ni.23.1.05geo>

Graefe, S. (2019a). Erschöpfung, Resilienz und Nachhaltigkeit. Anmerkungen zur neuen Subjektivität der Arbeit. *Nachhaltige Arbeit: machtpolitische Blockaden und Transformationspotenziale. WSI Mitteilungen*, 72, S. 22-31. <https://doi.org/10.5771/0342-300X-2019-1-22>

Graefe, S. (2019b). *Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit*. Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839443392>

Gurwitsch, A. (1975). *Das Bewusstseinsfeld*. De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110826678.fm>

Gurevich, H. (2012). Die Sprache der Abwesenheit. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 66 (11), S. 1074-1102. Klett-Cotta.

Gutiérrez Rodríguez, E. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen. – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Leske+Budrich.

Hall, S. (2004a). Wer braucht 'Identität'? In J. Koivisto (Hrsg.), *Ideologie, Identität, Repräsentation*, (1. Auflg.). Argument.

Hantke, L. (1999). *Trauma und Dissoziation: Modelle der Verarbeitung traumatischer Erfahrungen*. Wissenschaftlicher Verlag Berlin.

Hayes, R. M., Lorenz, K. & Bell, K. A. (2013). Victim Blaming Others: Rape Myth Acceptance and the Just World Belief. *Feminist Criminology*, 8 (3), S. 202-220. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1177/1557085113484788>

Heller, A. (1993). Der Tod des Subjekts. Ein philosophischer Essay. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 41 (4), S. 623-638. Akademie Verlag.

Helsel, P. B. (2015). Witnessing the Body's Response to Trauma: Resistance, Ritual, and Nervous System Activation. *Pastoral Psychology*, 64 (S. 681-693). Springer Science & Business Media. <https://doi.org/10.1007/s11089-014-0628-y>

Hesse, E., Main, M., Abrams, K.Y., & Rifkin, A. (2003). Unresolved states regarding loss or abuse can have "second-generation" effects: Disorganized, role-inversion and frightening ideation in the offspring of traumatized non-maltreating parents. In D.J. Siegel & M.F. Solomon (Eds.), *Healing Trauma: Attachment, Mind, Body and Brain* (S. 57–106). NewYork, NY:Norton.

Hesse, E. & Main, M. (2006). Frightened, threatening, and dissociative parental behavior in low-risk samples: Description, discussion, and interpretations. *Development and Psychopathology*, 18 (2), S. 309 – 343. Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/S0954579406060172>

Hoffmeister, T. (2023, Dezember 20). *Toxizität / das Toxische*. Diskursmonitor. Glossar zur

strategischen Kommunikation in öffentlichen Diskursen, Forschungsgruppe Diskursmonitor und Diskursintervention (Hrsg.). <https://diskursmonitor.de/glossar/toxizitaet-das-toxische/>

Hollway, W. (1984). Gender difference and the production of subjectivity. In J. Henriques, W. Hollway, C. Urwin, C. Venn & V. Walkerdine (Hrsg.), *Changing the subject: Psychology, social regulation and subjectivity*, S. 227–263. Methuen.

Horsdal, M. (2013). *Leben erzählen, Leben verstehen: Dimensionen der Biographieforschung und Narrativer Interviews für die Erwachsenenbildung*. W. Bertelsmann Verlag. <https://doi.org/10.3278/14/1119w>

Illouz, E. (2008). *Saving the Modern Soul: Therapy, Emotions, and the Culture of Self-Help* (1st ed.). University of California Press.

Jäckle, M. (2017). Relationale Grenzgänge des Traumatischen. Pädagogische Reflexionen entlang von Existenz, Resonanz und Differenz. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 59-86). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Jergus, K. (2017). Alterität. Die Erfahrung der Verletzbarkeit und der 'Rat' der Dekonstruktion. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 170-193). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Jones, E. (1964). *The Life and Work of Sigmund Freud*. Penguin Books.

Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata. Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und Beschreibungen. In D. Wegner (Hg.), *Gesprächsanalysen*. 159–274. Buske.

Kardiner, A. (1941). *The traumatic neuroses of war*. Hoeber.

Keilson, H. (1979). *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern*. Enke.

Kerner, I. (2009a). *Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus*. Campus.

Kerner, I. (2009b). Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. In S. Hark, K. Heinsohn & M. Veil (Hrsg.), *Feministische Studien*, 27 (1), S. 36-50. De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/fs-2009-0105>

Kinzie, J. D. & Goetz, R. R. (1996). A century of controversy surrounding posttraumatic stress-spectrum syndromes: The impact on DSM-III and DSM-IV. *Journal of Traumatic Stress*, 9 (2), S. 159-179. <https://doi.org/10.1007/BF02110653>

Klein, P., Fairweather, A. K. & Lawn, S. (2022). Structural stigma and its impact on healthcare for borderline personality disorder: a scoping review. *International Journal of Mental Health Systems*, 16(48). BMC. <https://doi.org/10.1186/s13033-022-00558-3>

Kleiner, B. (2015). subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. *Studien zu Differenz, Bildung und Kultur. Band 1*, J. Budde, (Hrsg.). Barbara Budrich.

Kohut, H. (1987). *Wie heilt die Psychoanalyse?* Suhrkamp Wissenschaft.

Kohut, H. (1996). On the vertical split. In P. Tolpin & M. Tolpin (Hrsg.), *The Chicago Institute Lectures* (S. 47-61). Analytic Press.

Köckeritz, C. (2017). Traumata und Traumatisierung im Entwicklungsverlauf. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 170-193). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Körner, C. (2015). Trauma-Konzepte im Spannungsfeld zwischen psychischer Störung und gesellschaftspolitischer Anerkennung: Einige Gedanken zur Problematik von "Opferschaft" am Beispiel des Diskurses um "kollektive deutsche Kriegstraumata". In C. Schmeichel, F. Dion, K. Dudek, M. Roßmöller (Hg.). *Gegendiagnose: Beiträge zur radikalen Kritik an Psychologie und Psychiatrie* (S. 194-209). Edition assemblage.

Lawler, S. (2002). Narrative in social research. In T. May (Hrsg.). *Qualitative Research in Action*. SAGE Publications. (S. 242-258).

Levine, P. A. (2010). *Sprache ohne Worte* (9. Aufl.). Kösler.

Lifton, R. J. (1973). *Home from the war –Vietnam veterans: Neither victims nor executioners*. Simon & Schuster.

Link, J. (1999). *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*. Westdeutscher Verlag.

Liotti, G. (1992). Disorganized/disoriented attachment in the etiology of the dissociative disorders. *Dissociation: Progress in the Dissociative Disorders*, 5 (4), S. 196 – 204.

Liotti, G. (2004). Trauma, dissociation and disorganized attachment: Three strands of a single braid. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training*, 41 (4), S. 472 – 486. <https://doi.org/10.1037/0033-3204.41.4.472>

Liotti, G. (2011). Attachment disorganization and the controlling strategies: An illustration of the contributions of attachment theory to developmental psychopathology and to psychotherapy integration. *Journal of Psychotherapy Integration*, 21 (3), S. 232 – 252. <https://doi.org/10.1037/a0025422>

Liotti, G. & Farina, B. (2016). Painful incoherence: the self in borderline personality disorder. In M. Kyrios, R. Moulding, G. Doron, S. S. Bhar, M. Nedeljkovic, & M. Mikulincer (Eds.), *The Self in Understanding and Treating Psychological Disorders* (S.169–178). Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139941297.018>

Loch, U. (2008). Spuren von Traumatisierung in narrativen Interviews. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9 (1). Open Journal Systems. <https://doi.org/10.17169>

Lucius-Hoene, G. (2010). Narrative Identitätsarbeit im Interview. In A. Gries (Hrsg.), *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung* (S.148-170). Springer VS.

Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Leske + Budrich.

Ludlam, J. G. (2007). *The double-edged sword of posttraumatic stress disorder: A historical analysis of trauma diagnoses* (Dissertation, Alliant International University).

Lux, V. (2010). Gefühle sehen. *GID.*, 199, S. 17-19.

Lyons-Ruth, K., & Jacobvitz, D. (2008). Attachment disorganization: Genetic factors, parenting contexts and developmental transformations from infancy to adulthood. In J. Cassidy & P.R. Shaver (Eds.), *Handbook of Attachment* (2nd ed., pp. 666–697). New York, NY: Guilford.

Maercker, A. (Hrsg.). (2009). *Posttraumatische Belastungsstörungen*. (3rd ed.). Springer.

Maercker, A. & Rosner, R. (Hrsg.) (2006). *Psychotherapie der posttraumatischen Belastungsstörungen*. Thieme.

Mangelsdorf, J. (2020). Posttraumatisches Wachstum. *Z Psychodrama Soziom*, 19, S. 21–33.
<https://doi.org/10.1007/s11620-020-00525-5>

Markham, D. & Trower, P. (2003). The effects of the psychiatric label 'borderline personality disorder' on nursing staff's perceptions and causal attributions for challenging behaviours. *The British journal of clinical psychology*, 42 (3), 243–256.
<https://doi.org/10.1348/01446650360703366>

Mayrhofer, H. (2012). *Niederschwelligkeit in der sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive*. Springer VS.

Meares, R. (2012). *A Dissociation Model of Borderline Personality Disorder*. Norton Professional Books.

Meister, M. (2020). *Sich verbiegen, ohne zu brechen: Eine Dispositivanalyse der Resilienz-App 'Super-Better'*. (Masterarbeit, Universität Wien). <https://ubdata.univie.ac.at/AC16052275>

Meister, M. & Slunecko, T. (2021). Digitale Dispositive psychischer Gesundheit. Eine Analyse der Resilienz-App 'Super-Better'. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 22 (2). S. 242-265. Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/zqf.v22i2.05>

Mey, G. & Mruck, K. (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-531-92052-8>

Moré, A. (2013). Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. *Journal für Psychologie*, 21 (2). Psychosozial-Verlag.

Mundt, A., Wünsche, P., Heinz, A. & Pross, C. (2011). Traumatherapien in Krisenregionen und Katastrophengebieten – eine kritische Auseinandersetzung mit standardisierten Interventionsverfahren am Beispiel der Narrativen Expositionstherapie. *Psychiatrische Praxis*, 38 (6), S. 300-305. <https://doi.org/10.1055/s-0030-1266096>

Niederland, W. G. (1980). *Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom. Seelenmord*. Suhrkamp.

Nitsch, M. (2014). Die Angst vor der Retraumatisierung des Klienten. In P. Mosser, H.-J. Lenz (Hrsg.), *Sexualisierte Gewalt gegen Jungen: Prävention und Intervention* (175-182). Springer Fachmedien. [Https://doi.org/10.1007/978-3-658-04071-0_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-04071-0_8)

Oppenheim, H. (1889). *Die traumatischen Neurosen*. Hirschwald.

Pertl, D. (2016). Die Paradoxie des transformierten und 'therapierten' Selbst: Stimmenhörende Menschen zwischen Pathologisierung und Empowerment. In R. Anhorn & M. Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S.341-367). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-10870-0>

Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2009). *Qualitative Sozialforschung* (2. Aufl.). München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.

Pusch, C. (2017). Trauma trifft nicht Einzelne. Eine machtkritische Perspektive auf Trauma – vom Körper her gedacht gegen einen individualisierenden Machbarkeitsgeist. In M. Jäckle, B. Wuttig & C. Fuchs (Hrsg.), *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule* (S. 367-387). Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839425947>

Rauh, P. (2010). Von Verdun nach Grafeneck. Die psychisch kranken Veteranen des Ersten Weltkrieges als Opfer der nationalsozialistischen Krankenmordaktion T4. In B. Quinkert, P. Rauh und U. Winkler (Hrsg.), *Krieg und Psychiatrie 1914–1950* (S. 54–74). Wallstein Verlag.

Reckwitz, A. (2021). *Subjekt. Einsichten. Themen der Soziologie Band 2* (4. Aufl.). Transcript.

Reh, S. (2003). *Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als „Bekenntnisse“: Interpretationen und methodologische Überlegungen zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung*. Klinkhardt.

Remarque, E. M. (2014). *Im Westen nichts Neues* (13. Auflg.). KiWi-Taschenbuch.

Richter, A. S. (2018). Die Multidimensionalität intersektionaler Positionierungen am Beispiel von Alter, Geschlecht und ostdeutscher Herkunft. In H. Dierckx, D. Wagner & S. Jakob (Hrsg.), *Intersektionalität und Biographie. Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung* (S.83-104). Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzw7j>

Riegel, C. (2014). Intersektionalität als Analyseperspektive – Intersektionalität als Methode des Vergleichs? In C. Freitag (Hrsg.), *Methoden des Vergleichs. Komparatistische Methodologie und Forschungsmethodik in interdisziplinärer Perspektive*, S.173-190. Budrich UniPress.

Rogers, C. R. (1972). *Die nicht-direktive Beratung*. Kindler.

Rose, N. (2012a). *Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien*. Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839421352>

Rose, N. (2012b). Subjekt, Bildung, Text. Diskurstheoretische Anregungen und Herausforderungen für biographische Forschung. In I. Miethe & H.-R. Müller (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie* (111-126). Barbara Budrich.

Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Campus.

Sarasin, P. (2020). *Michel Foucault zur Einführung*, 7th ed. Junius.

Schore, A. N. (2009). Attachment, trauma and the developing right brain: Origins of pathological dissociation. In P.F. Dell & J.A. O'Neil (Eds.), *Dissociation and the Dissociative Disorders: DSM-V and Beyond* (S. 107–141). Routledge.

Schuller, M. (1994). Zur Wahrheit der Dichtung des narrativen Interviews. In H.-C. Koller, R. Kokemohr, & M. Czyzewski, (Hrsg.), *Interaktion und Lebenslauf: Bd. 10. Lebensgeschichte als Text: Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse* (S. 79-89). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Schwarzer, R. (2017). Die gebrochenen Helden. Neue Zürcher Zeitung.
<https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-gebrochenen-helden-ld.1326621>

Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. In *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 3. (S. 283-293).

Seidler, G. H. (2009). Einleitung: Geschichte der Psychotraumatologie. In A. Maercker (Hrsg.), *Posttraumatische Belastungsstörungen*. (3rd ed., S. 3-12). Springer.

Slunecko, T. & Bösel, B. (2022). Das Unbehagen in der digitalen Zuwendung. Ein Gespräch. *AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft* (Themenheft Automatisierte Zuwendung. Affektive Medien / Sensible Medien / Fürsorgende Medien), 85, S. 127-137.

Somers, M. R. & Gibson, G. D. (1994). Reclaiming the epistemological “Other”. Narrative and the social constitution of identity. In : C. Calhoun (Hrsg.), *Social Theory and the Politics of Identity*. Blackwell.

Spies, T. (2010). *Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Transcript.

Spies, T. & Tuider, E. (Hrsg.) (2017). *Biographie und Diskurs. Theorie und Praxis der Diskursforschung*. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4>

Spitzmüller, J., Flubacher, M. & Bendl, C. (2017). Soziale Positionierung: Praxis und Praktik. Theoretische Konzepte und methodische Zugänge. *Wiener Linguistische Gazette*, 81, S. 1-18.

Strassberg, D. (2007). *Das poetische Subjekt: Giambettista Vicos Wissenschaft vom Singulären*. Willhelm Fink Verlag.

Straub, J. (2000). Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In P. Alhei, M. Andrews & J. Behrens (Hrsg.), *Der Mensch als soziales und personales Wesen: Bd. 17. Biographische Sozialisation*. De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org.u-access.univie.ac.at/10.1515/9783110510348>

Tedeschi, R. G., Shakespeare-Finch, J., Taku, K. & Calhoun, L. G. (2018). *Posttraumatic Growth. Theory, Research, and Applications*. Routledge.

Tschan, W. (2019). *Trauma verstehen – erkennen – behandeln: Diagnostik und Behandlung der Traumafolgestörungen – eine aktuelle Übersicht*. BoD-Books.

Tugade, M. M. & Frederickson, B. L. (2004). Resilient Individuals Use Positive Emotions to Bounce Back From Negative Emotional Experiences. *Journal of Personality and Social Psychology*, 86 (2), S. 320–333. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.86.2>.

Tuider, E. (2007). Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8 (2), Artikel 6.

Viehöver, W. (2001). Diskurse als Narrationen. In R. Keller, A. Hirsland, W. Schneider, W. Viehöver, (Hrsg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. https://doi.org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-322-99906-1_7

Villa, P. (2003). *Judith Butler*. Campus Verlag.

Villa, P. (2008). (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In R. Becker & R. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden und Empirie*, 2. Aufl., S.141-151. VS Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_18

Villa, Paula-Irene (2010a). Verkörperung ist immer mehr. Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper. In H. Lutz, M. T. H. Vivar & L. Supik (Hrsg.). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts*, S.203-222. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Völter, B., Dausien, B., Lutz, H. & Rosenthal G. (Hrsg.) (2000). *Biographieforschung im Diskurs*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi-org.uaccess.univie.ac.at/10.1007/978-3-663-09432-6>

Weissensteiner, R. & Slunecko, T. (2014) Warum akzeptieren Eltern so bereitwillig die Diagnose ADHS? Kritische Diskursanalyse eines boomenden Deutungsangebotes. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 38 (2), S.103-120.

Winker, G. & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Transcript.

Weltgesundheitsorganisation. (2019). *Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (10. Revision)*. Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information.

World Health Organization (2022). *ICD-11: International classification of diseases (11te Revision)*. <https://icd.who.int/>

Wuttig, B. (2016). *Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies*. Transcript.

Young, A. (1995). *The Harmony of Illusions – Inventing Post-Traumatic Stress Disorder*. Princeton University Press.

Zima, P. V. (2017). *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne* (4th ed.). Francke.

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Intersektionale Strukturmatrix

Abstracts

Zusammenfassung:

Die Konzepte der Resilienz und des posttraumatischen Wachstums wurden bereits vielfach aus theoretischer Perspektive kritisiert. Weniger häufig wurden solche Kritiken empirisch eingeholt. Die vorliegende Arbeit fragt danach, wie Individuen sich mit solchen Konzepten identifizieren und inwiefern dabei die Artikulation von traumatischen Erfahrungen möglich wird. Zu diesem Zweck wurde eine biographisch-narrative Selbstdarstellung posttraumatischer Ermächtigung dekonstruiert. Um die Erzählung eines individuell ermächtigten Selbst zu kontrastieren, wurden außerdem damalige Trauma- und Empowermentprozesse mit Blick auf ihre soziale und diskursive Verhaftung rekonstruiert. Zur Kontextualisierung dieses Vorhabens werden historische Diskurse zu Traumatisierung, PTBS und Resilienz kritisch beleuchtet, während das posttraumatische Wachstum als gesellschaftlich erwünschte, narrative Schablone zur Verarbeitung und Verwertung traumatischer Erfahrungen analysiert wird. Theoretisch wurde eine Verbindung von Diskurstheorie und Biographieforschung angestrebt, die methodisch durch eine intersektionale Positionierungsanalyse umgesetzt wurde. Die Auswertung zeigt, wie Trauma- und Ermächtigungsprozesse komplex verknüpft sind. Die Artikulation des Traumas als etwas zugleich persönlich-partikulares und politisch-soziales wurde als maßgeblich für die Mobilisierung sozialer Unterstützung und darauf aufbauender Ermächtigung identifiziert. In der Gegenwart ermöglicht die Erzählung des posttraumatischen Wachstums die Transformation des kranken und machtlosen Selbst, indem das Trauma zur Quelle der aktuellen Stärke und Resilienz erklärt wird. Das Trauma wird durch den positiven Zusammenhang hörbar und sinnvoll gemacht, während Stigmatisierung (scheinbar) vermieden wird. Kritisch daran zu sehen ist, dass die damalige soziale Verurteilung und Abwertung des handlungsunfähigen, traumatisierten Ichs eigentlich implizit reproduziert wird, während das resiliente/posttraumatisch gewachsene Selbst das Produkt einer Anpassung an bestehende und an der Traumatisierung beteiligte Machtstrukturen darstellt.

Schlüsselwörter: Posttraumatisches Wachstum, Trauma, Resilienz, Diskursanalyse, Subjektivierung, Biographieforschung, Michel Foucault, Judith Butler.

Abstract:

The concepts of resilience and posttraumatic growth have been frequently criticized from a theoretical perspective. Empirical critiques of these concepts are less common. This study investigates how individuals identify with such concepts and to what extent the articulation of traumatic experiences becomes possible in the process. For this purpose, a biographical, narrative self-representation of posttraumatic empowerment was deconstructed. Additionally, to contrast the narrative of an individually empowered self, past trauma and empowerment processes were reconstructed with a focus on their social and discursive embeddedness. To contextualize this endeavor, historical discourses on trauma, PTSD, and resilience are critically examined, while posttraumatic growth is analyzed as a socially desirable narrative template for processing and utilizing traumatic experiences. Theoretically, a connection between discourse theory and biographical research was sought, which was methodologically implemented through an intersectional positioning analysis. The evaluation shows how trauma and empowerment processes are complexly intertwined. The articulation of trauma as something simultaneously personal, particular, and socio-political was identified as crucial for mobilizing social support and subsequent empowerment. In the present, the narrative of post-traumatic growth enables the transformation of the sick and powerless self by framing trauma as the source of current strength and resilience. Trauma is made audible and intelligible through this positive connection, while stigma is (seemingly) avoided. However, it is critical to note that the past social condemnation and devaluation of the powerless, traumatized self are implicitly reproduced, while the resilient/post-traumatically grown self is essentially the product of adaptation to existing power structures that were also involved in the original trauma.

Keywords: *Posttraumatic growth, trauma, resilience, discourse analysis, subjectivation, biographical research, Michel Foucault, Judith Butler.*